B. L. franç. pag. 289.
p. 1 juin 816

<36613568870011

<36613568870011

Bayer. Staatsbibliothek

IMEben ſc. Fr.

Herrn von Fenelon

weiland Erz-Biſchofs und Herzogs zu Cambray

Geſpräche der Todten

Alter und neuer Zeiten

mit einigen

Fabeln

zur

Unterweiſung eines Prinzen.

Aus dem Franzöſiſchen in das Teutſche überſezt.

Erſter Theil.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Johann Friederich Fleiſcher,
1745.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Es iſt beſſer, ein gutes Buch überſetzen, als ein ſchlechtes ſchreiben. Unter die guten Bücher, deren Anzahl eben nicht ſo gros iſt, als man meynet, gehören auch diejenige Schriften, die aus der berühmten Feder des ehmaligen Erz-Biſchofs von Cambray, Franciſci de Salignac de la Mothe Fenelon gefloſſen ſind. Man iſt überzeugt, daß nicht leicht ein Schriftſteller angenehmer und bündiger die nützlichſte Wahrheiten hat vorzutragen gewußt. Es iſt dieſes eine allgemeine Ubereinſtimmung aller wahren Kenner der Wiſſenſchaften, ja, aller Europäiſchen Völcker. Die noch immer fortwährende neue Auflagen und Uberſetzungen des Telemachs, ſo wohl in gebundener als ungebundener Rede, geben davon ein unläugbares Zeugniß.

Woher aber mag es doch kommen, daß man ſeinen Geſprächen der Todten, und ſeinen Fabeln, welche ich allhier meinen Lands-Leuten in unſerer Sprach überreiche, nicht

)(glei-

gleiche Ehre wiederfahren läſſet? Niemand, wie ich glaube, wird mit Grunde ſagen können, der groſe Geiſt des Verfaſſers hätte ſich hier mit weniger Stärcke und Anmuth als in ſeinem Telemach ausgedruckt. Vielmehr haben dieſe Geſpräche vor jenen noch dieſes voraus, daß ſie den Verſtand des Leſers nicht mit bloſen Erfindungen unterhalten, ſondern demſelben lauter wahrhafte Begebenheiten, aus denen alten und neuern Geſchichten, als lebendige Exempel, vor Augen ſtellen.

Beyde, ſo wohl der Telemach als dieſe Geſpräche, ſind zur Unterweiſung eines zur Franzöſiſchen Crone gebohrnen Prinzens, des damaligen Herzogs von Burgund, verfertiget worden, um demſelben durch die Beyſpiele der gröſten Leute, die in der Welt gelebet haben, zu rühren. Dieſe treffen ſich hier einander in dem Lande der Wahrheit und Aufrichtigkeit an, wo weder Lügen noch Verſtellungen mehr gelten: ſie rücken einer dem andern ihre begangene Fehler mit der gröſten Freyheit vor. Ein jeder findet ſich genöthiget, ſolche an ſich ſelbſt zu erkennen und zu verdammen; ja, was noch mehr, er ſiehet ſich in der Erwartung eines gerechten und ſtrengen Gerichts.

Welche Lehren für junge und eigenwillige Prinzen; welche lernen ſollen, groſe

Kö-

Königreiche und Fürſtenthümer zu regie-
ren? Man rede ihnen noch ſo viel von der Klugheit und von der Tugend vor, ihnen wird Zeit und Weile darüber lang fallen. Die Gedult, damit ſie den Sitten-Lehrer anhören, wird blos nur von der Hofnung unterſtützet, daß die Predigt bald ein Ende nehmen werde. Allein, ſtellet ihnen Bilder vor die Augen, ſprecht ihnen davon mit Lebhaftigkeit und Anmuth; zeichnet, mahlet, erwecket ihre Neugierigkeit durch ſeltſame Begebenheiten, und verändert dergleichen reitzende Vorſtellungen, ſo oft es die Noth und die Umſtände erfordern; ſo werdet ihr euren Zweck viel leichter erhalten.

Es iſt in der That keine geringe Kunſt, junge Prinzen zu erziehen. Billig ſolte man darzu die allerredlichſte und weiſeſte Leute, die in einem Königreich zu finden ſind, aufſuchen und gebrauchen. Denn die Folgen einer ſolchen Erziehung erſtrecken ſich auf den ganzen Staat, und entſcheiden die Wohlfahrt der Völcker. Wie ſchwer aber iſt es nicht, einem jungen Fürſten beyzukommen, welcher von dem Glanz und der Hoheit ſeiner Geburt eingenommen, ſchon die Einbildung von ſeiner Vortreflichkeit gleichſam mit auf die Welt bringet? Hat derſelbe nicht von Natur ein weiches und gütiges Herz, ſo meynet er, alle Menſchen

wären vor ihn geſchaffen, und er dürfte nur befehlen, aber nicht gehorſamen. Mit denen Jahren wächſet bey ihm der Eigenſinn, weil man ihm keine Gewalt entgegen ſetzet, und die Begierden nehmen überhand durch die Leichtigkeit, die er findet, ſolche zu vergnügen. Das Gift, das grauſame Gift der Schmeichelen, tödtet einen Theil ſeiner Vernunft, und der andere wird durch das ſclaviſche Bezeigen derer, die ſtets um ihn ſind, verrückt und ſchier unbrauchbar gemacht. Beſteiget er den Thron, ſo erkennet er kein Geſez mehr über ſich. Um ein König zu ſeyn, beraubet er ſeine Unterthanen des Rechts der Menſchen: ſie müſſen ihm zur Luſt, zur Hoheit und zur Raſerey dienen; und, weil er damit nicht genug hat, ſein eigen Land und Reich ins Verderben zu ſtürzen, ſo fänget er Kriege an, um ſich noch mehr Menſchen zu unterwerfen, die er tyranniſiren kan. Hat im Gegentheil der Fürſt ein gutes, mildes und lenckſames Herz, aber dabey wenig Nachdencken noch Muth, ſo iſt er denen tückiſchen Streichen und liſtigen Hintergehungen ſeiner eignen Staats-Bedienten unterworfen. Man hält ihn für ſchwach, und mißbrauchet ſeiner Güte, wie man will. Die gröſte Miſſethaten werden unter ſeinem Namen ausgeübet, und er verurſacht durch eine unzeitige

Ge-

Gelindigkeit öfters eben ſo viel Unheil, als wenn er grauſam wär. Ein einziger hochmüthiger Rathgeber iſt im Stand, ſeinen Hof zu verwirren, ganze Länder umzuſtürzen, und ſeiner Herrſchſucht ganze Millionen Menſchen aufzuopfern. Wie ſolches die hin und wieder in dieſen Geſprächen angebrachte Beyſpiele; und wolte GOTT! nur dieſe, zur Genüge beweiſen.

Es wird demnach eine recht erhabene Seel, und eine nicht gemeine Klugheit, darzu erfordert, junge Fürſten zu unterweiſen, und ihnen die rechte Meynungen und Tugenden einzuflöſen, welche die wahre Hoheit ihres Standes und die Glückſeligkeit ihrer Völcker ausmachen, damit ſie weder ihrer eignen Macht, noch denen Rathſchlägen ihrer vornehmſten Befehlhaber zu vieles trauen mögen.

Dieſe kluge und nöthige Regierungs-Kunſt kan ihnen auf keine füglichere Weiſe beygebracht werden, als durch ſolche Erzehlungen, Geſpräche und Fabeln, derer ſich hier der Herr von Fenelon mit dem gröſten Nutzen bedienet hat. Dann die Prinzen laſſen ſich nicht ſo, wie gemeiner Leute Kinder, handthieren. Dieſer groſe Lehrmeiſter wußte deswegen doch ſeinem Prinzen, mit Beybehaltung aller Ehrerbietung, die Meynung derbe und nachdrücklich zu ſagen. Man findet

det hier einige Geſpräche und Fabeln, welche den eigentlichen Caracter ſeines Prinzens ſehr frey, und ohne ſeiner Schwachheiten im geringſten zu ſchonen, darſtellen. Ja, der Herr von Fenelon gehet bey dieſer Gelegenheit in ſeinem redlichen Eifer ſo weit, daß er auch ſo gar die damalige Französiſche Regierung, unter Ludwig dem XIV. und die Ausſchweiffungen des Königes ſelbſt, nicht ungeahndet läſſet; und obgleich dieſe freymüthige Redlichkeit denſelben mit der äuſſerſten Gefahr bedrohete, ſo überwog doch bey ihm die grosmüthige Menſchen Liebe alle Betrachtungen einer blöden Politic; deswegen er dann auch mit Recht verdienet, **der Advocat der Menſchen** genennet zu werden. Es iſt bekant, daß, ſo empfindlich auch der Herr Fenelon dem damaligen Herzog von Burgund die Wahrheit zu ſagen und ihn in einer genauen Zucht zu halten pflegte, dem ungeacht, dieſer ſein getreuer Lehrmeiſter alles allein bey ihm galte, ſo gar, daß er denſelben ſo zärtlich als ſeinen eignen Vater lieb gewann. Woraus ſicher zu vermuthen, daß, wo GOTT dieſem Herzog das Leben gefriſtet, und den vor ihn beſtimten Thron hätte beſteigen laſſen, dieſer fromme und erleuchtete Prelat an denen Europäiſchen Welt-Geſchäften nicht weniger Antheil, als der neulich verſtorbene

Car-

Cardinal von Fleury, würde gehabt haben.

Was dieſe Uberſetzung betrift, ſo hat man ſich darinn zwar genau an die Grund-Sprache gebunden; allein dabey ſich auch einige kleine Freyheiten genommen, um den Zwang einer Uberſetzung ſo wohl, als die ſo genante Gallicismos, beſtmöglichſt zu vermeiden. Die Schreib-Art iſt, wie durchgehends diejenige dieſes groſen Meiſters der Beredſamkeit, wohl flieſſend, ſcharfſinnig, ſchön, nachdrücklich, und nachdem es die Beſchaffenheit der Sache, wovon geredet wird, erfordert, bald erhaben, bald gemein. In denen Geſprächen hat er die Alten, als den Plato, Socrates und Lucian, glücklich nachgeahmt. Es herrſchet darinn eine natürliche Freyheit: alles iſt voll lebhafter Bilder, Schildereyen und Lehren.

Einige Fabeln ſcheinen zwar etwas zu haben, das ſie unter den Wehrt der andern Schriften dieſes hohen Verfaſſers zu ſetzen ſcheinet; allein vermuthlich hat er auch ſolche nicht zu dem Ende ſeinem königlichen Untergebenen vorgelegt, daß ſie dermaleins nach ſeinem Tod, mit ſeinen andern Wercken, im Druck erſcheinen ſolten. Sie behalten aber deswegen doch ihren Wehrt, und werden billig als Denckmahle eines ſo groſen Mannes mit aufbehalten. Erhabe-

ne

ne Geiſter ſind öſters genöthiget, ſich auf eine gemeine Art heraus zu laſſen, um dadurch denen kleinen deſto beſſer beyzukommen.

Man iſt Anfangs Willens geweſen, dieſe Geſpräche mit einigen Anmerckungen aus der Mythologie und der Hiſtorie zu erläutern; allein weil ſolche das Werck mehr als über die Helfte würde vergröſert haben, auch die wenigſte Leſer ſich mit dergleichen Anmerckungen aufzuhalten pflegen, ſo iſt man von dieſem Vorhaben abgeſtanden. Zudem, ſo findet man darüber in denen bisher bekant gewordenen hiſtoriſchen Wörter-Büchern, wo nicht ſattſamen, doch nöthigen und beyläuffigen Unterricht. Einige kurze Betrachtungen hat man zwar hin und wieder, wie uns ſolche von ungefehr bey dieſer Arbeit ſind eingefallen, mit beygefüget; die wichtigſten aber hat man der Einſicht und Erfahrung eines vernünftigen Leſers überlaſſen wollen.

Ver-

Verzeichniß
derer in dieſem Erſten Theil enthaltenen Geſprächen.

I. Geſpräch: Mercurius und Caron. pag.
Von der Unterweiſung Fürſtlicher Kinder, und wie man ſoll ihre anwachſende Laſter zu verbeſſern ſuchen. 1
II. Geſpräch: Hercules und Theſeus.
Geſchichte und Gemüths-Beſchaffenheit dieſer beyden Helden. 6
III. Geſpräch: Achilles und Chiron.
Abſchilderung von denen Gefährlichkeiten einer hitzigen Jugend bey einem zum Thron gebohrnen Prinzen. 12
IV. Geſpräch: Achilles und Homerus.
Von der Liebe zu denen ſchönen Wiſſenſchaften und von der wahren Ehre. 15
V. Geſpräch: Achilles und Ulyſſes.
Caracter dieſer beyden Helden. 20
VI. Geſpräch: Ulyſſes und Grillus.
Der Zuſtand der Menſchen ohne Philoſophie und ohne Religion iſt ärger, als derjenige der Thiere, 23
VII. Geſpräch: Romulus und Remus.
Die Hoheit, die man durch Miſſethat erlanget, kan keine Ehre, noch wahres Vergnügen geben. 31
VIII. Geſpräch: Romulus und Tatius.
Der wahre Helden-Muth kan unmöglich mit Betrug und einer ungerechten Gewalt beſtehen 33
IX. Geſpräch: Romulus und Numa Pompilius.
Die Ehre eines weiſen Königes übertrift diejenige eines ungerechten Welt-Bezwingers. 36
X. Geſpräch: Xerxes und Leonidas.
Weisheit und Tapferkeit machen einen Staat unüberwindlich, und nicht die Menge der Unterthanen, noch die unumſchränckte Macht der Fürſten. 41
XI. Geſpräch: Solon und Piſiſtrates. pag.
Die Tyranney macht öfters die Fürſten noch unglücklicher, als das Volck. 46
XII. Solon und Juſtinianus.
Von denen Geſetzen, wie ſie ſeyn ſollen, um ein Volck gut und glücklich zu machen. 51

)( )(XIII. Geſpräch:

XIII. Geſpräch: Democritus und Heraclitus. pag.
Vergleich zwiſchen dem Democritus und Heraclitus, wo man den Vorzug dem Letztern zuerkennet. 57
XIV. Geſpräch: Herodotus und Lucianus.
Eine allzu groſe Leichtglaubigkeit iſt ein Fehler; gar nichts glauben aber iſt noch ein weit gröſeres Ubel. 60
XV. Geſpräch: Socrates und Alcibiades.
Die gröſte Eigenſchaften taugen nichts, wenn ſie ſich nicht auf die Tugenden gründen. 64
XVI. Geſpräch: Socrates und Alcibiades.
Ein gutes Regiment iſt, wo die Bürger in der Hochachtung der Geſetze und in der Liebe für das Vaterland und für das menſchliche Geſchlecht erhalten werden. 70
XVII. Geſpräch: Socrates, Alcibiades und Timon.
Man ſoll beydes, ſowohl die Miſantropie, als die böſe Sitten meiden. 80
XVIII. Geſpräch: Alcibiades und Pericles.
Nach dem Tod werden die gröſte Gaben ohne die Tugend für nichts gerechnet. 95
XIX. Geſpräch: Alcibiades und Mercurius.
Eigenſchaft eines jungen Prinzen, der die Ehre ſucht, den aber die Liebe zur Wohlluſt verdorben hat. 98
XX. Geſpräch: Dionyſius, Pythias und Damon.
Eine wahre Tugend kan nichts anders, als Tugend lieben. 110
* XX. Geſpräch: Dion und Gelon.
Bey einem Fürſten muß nicht der Menſch regieren, ſondern das Geſetz. 114
XXI. Geſpräch: Plato und Dionyſius der Tyrann.
Ein Fürſt kan keine wahre Glückſeligkeit, noch Sicherheit, finden, als in der Liebe ſeines Volcks. 119
XXII. Geſpräch: Plato und Ariſtoteles.
Critic der Ariſtoteliſchen Philoſophie; Gründlichkeit von denen ewigen Ideen des Ewigen. 123
XXIII. Alexander und Ariſtoteles.
So gros auch die natürliche Eigenſchaften eines jungen Prinzen ſeyn mögen, ſo hat er dennoch alles zu fürchten, wenn er ſich nicht der Schmeicheley entziehet, und wenn er ſich nicht bey guter Zeit daran gewöhnet, ſeinen Begierden zu widerſtehen, und diejenige zu lieben, die das Herz haben, ihm die Wahrheit zu ſagen. 129
XXIV. Geſpräch: Alexander und Clitus.
Traurige Empfindlichkeit der Groſen, welche ihre treue Bedienten nicht leiden können, wenn ſie ihnen ihre Gebrechen vor Augen ſtellen. 132
XXV. Geſpräch: Alexander und Diogenes.
Die Schmeicheley iſt den Fürſten überaus ſchädlich. 136

XXVI. Geſpräch:

XXVI. Geſpräch: Diogenes und Dionyſius der ältere. pag.
Ein Fürſt, der ſeine Glückſeligkeit uud ſeine Ehre darinn beſtehen macht, ſeine Begierden und Wohllüſte zu vergnügen, iſt weder in dieſem, noch in jenem Leben glücklich. 138
XXVII. Geſpräch: Pyrrho und ſein Nachbar.
Falſchheit und Lächerlichkeit des Pyrrhoniſmus. 143
XXVIII. Geſpräch: Pyrrhus und Demetrius Policrates.
Die Mäßigkeit und Tugend machen Helden, und nicht die Eroberungen und das Glück der Waffen. 147
XXIX. Geſpräch: Demoſthenes und Cicero.
Vergleichniß zwiſchen dieſen beyden Rednern, wo man die Eigenſchaft einer wahren Beredtſamkeit entworfen findet. 150
XXX. Geſpräch: Demoſthenes und Cicero.
Unterſcheid zwiſchen einem Redner und einem wahrhaften Weltweiſer. 153
XXXI. Geſpräch: Coriolanus und Camillus.
Die Menſchen werden nicht frey gebohren, ſondern ſtehen unter denen Geſetzen ihres Vaterlandes, in welchen ſie gezeuget, erzogen und gebohren werden. 160
XXXII. Geſpräch: Camillus und Fabius Maximus.
Die Grosmuth und Aufrichtigkeit ſind in der Politic nützlicher, als Verſchlagenheit und liſtige Griffe. 172
XXXIII. Geſpräch: Fabius Maximus und Hannibal.
Ein General muß ſeinen Ruhm dem gemeinen Beſten aufopfern. 178
XXXIV. Geſpräch: Radamantes, Cato, der Cenſor, und Scipio, der Africaner.
Die gröſte Tugenden werden durch ein verdrießliches und ſtörriſches Weſen verdorben. 181
XXXV. Geſpräch: Scipio und Hannibal.
Die Tugend iſt ſich ſelbſt zu ihrer eigenen Vergeltung genug, durch das reine Vergnügen, welches ſie ſtets zu begleiten pfleget. 193
XXXVI. Geſpräch: Scipio und Hannibal.
Die Ehrſucht hat keine Gräntzen. 195
XXXVII. Geſpräch: Sylla, Catilina und Ceſar.
Die unglückliche Folgen des Laſters bringen die Menſchen, die dadurch ſind verdorben worden, nicht wieder zurecht. 199
XXXVIII. Geſpräch: Ceſar und Cato.
Ein eigenmächtiges und tyranniſches Regiment dienet zu nichts weniger, als die Ruhe und das Anſehen der Fürſten zu erhalten; ſie machen ſie vielmehr unglückſelig, und ſtürzet ſie in ein unvermeidliches Verderben. 202
XXXIX. Geſpräch: Cato und Cicero.
Caracter dieſer beyden Weltweiſen mit einem unvergleichlichen Zuſam-
)( )(2

pag.
Zuſammenzug, was die Tugend des einen zu wildes und zu ſtrenges, und diejenige des einen zu ſchwaches hatte. 210

XL. Geſpräch: Ceſar und Alexander.
Eigenſchaften eines Tyrannen und eines Fürſten, der mit den ſchönſten Tugenden iſt gebohren worden, ſich aber ſeiner Ehrſucht und ſeiner Begierden überläßt. Beyde ſind Geiſel des menſchlichen Geſchlechts: der eine zwar iſt zu beklagen, den andern aber verabſcheuet die Menſchlichkeit. 215

XLI. Geſpräch: Pompejus und Ceſar.
Nichts iſt gefährlicher für einen freyen Staat, als die Leichtfertigkeit der Weiber und die Verſchwendung derjenigen, welche nach der höchſten Gewalt trachten. 218

XLII. Geſpräch: Cicero und Auguſt.
Undanckbare Menſchen verpflichten, heißt ſo viel, als ſich ſelbſt ins Verderben ſtürtzen. 221

XLIII. Geſpräch: Sertorius und Mercurius.
Die Fabel und Mährgens würcken mehr bey dem leichtglaubigen Volck, als die Wahrheit. 224

XLIV. Geſpräch: Der junge Pompejus, und Menas, der Freygelaſſene.
Eigenſchaft eines Menſchen, der, weil er nicht die Tugend um ihrer ſelbſt Willen liebet, nicht ſo gut iſt, daß er nicht gern ſolte der Laſter genieſſen wollen. 227

XLV. Geſpräch: Caligula und Nero.
Gefahr bey der höchſten Gewalt, wenn ein Fürſt einen ſchwachen Verſtand hat. 229

XLVI. Geſpräch: Antonius Pius und Marcus Aurelius.
Man muß ſein Vaterland mehr lieben als ſeine Familie. 233

XLVII. Geſpräch: Horatius und Virgilius.
Eigenſchaften dieſer beyden Poeten. 237

Geſpräche der Todten aus denen neuern Geſchichten.

Anderer Theil.

I. Geſpräch: Leger und Erboin.
Ein einſames und einfältiges Leben hat keine Annehmlichkeiten für einen Ehrſüchtigen. 3

II. Geſpräch: Der Prinz von Galles und Richard, ſein Sohn.
Eigenſchaft eines ſchwachen Fürſtens 7

III. Geſpräch: Carl der VII. und Johann Herz. v. Burgund.
Die Grauſamkeit und der Meineyd vermehren die Gefahr weit mehr, als ſie ſolche vermindern. 13

IV. Ge-

IV. Ludwig der XIV. und der Cardinal von Beſſarion.
Ein Gelehrter iſt nicht im Stand zu regieren; aber er iſt doch einem ſogenanten bel Eſprit vorzuziehen, der weder Gerechtigkeit, noch Aufrichtigkeit erdulten kan. 17
V. Geſpräch: Ludwig der XI. und der Cardinal de la Balue.
Ein böſer Fürſt macht ſeine Unterthanen verrätheriſch und untreu. 24
VI. Geſpräch: Ludwig der XI. und Philippus Cominäus.
Die Schwachheiten und Laſter-Thaten der Königen können nicht verborgen bleiben. 31
VII. Geſpräch: Ludwig der XI. und Carl von Burgund.
Böſe Menſchen, welche nichts von der wahren Tugend wiſſen, werden, je mehr und mehr ſie andere betrügen, und ihnen mißtrauen, am erſten betrogen. 35
VIII. Geſpräch: Ludwig der XI. und Ludwig der XII.
Die Grosmüthigkeit und die Redlichkeit ſind weit ſichere Staats-Regeln, als die Grauſamkeit und die Liſt. 37
IX. Geſpräch: Der Connetable von Burbon und Bayard.
Es iſt niemalen erlaubt, die Waffen gegen ſein Vaterland zu führen. 41
X. Geſpräch: Ludwig der XII. und Franciſcus I.
Es iſt beſſer, ein Vater des Vaterlands zu ſeyn, und ſein Königreich im Frieden zu regieren, als einen groſen Welt-Bezwinger abzugeben. 45
XI. Geſpräch: Carl, und ein junger Mönch von St. Juſt.
Man ſucht öfters nur die Einſamkeit, weil man unruhig iſt, und diejenige; die einmal an das Geräuſche der Welt ſich gewöhnet haben, können ſich in die Abſonderung davon ſo leichte nicht ſchicken, 50
XII. Geſpräch: Carl und Franciſcus der I.
Die Gerechtigkeit und das Glück finden ſich nur in der Redlichkeit, in der Aufrichtigkeit, und in der Tapferkeit. 54
XIII. Geſpräch: Henrich III. u. die Herzogin v. Monpenſier.
Man iſt weder ein Heuchler, noch ein Betrüger, wenn man denen verſchiedenen Partheyen und verſchiedenen Gemüthern in einem Königreich mit Glimpf zu begegnen weiß. 62
XIV. Geſpräch: Henrich der III. und Heinrich der IV.
Unterſcheid zwiſchen einem König, der ſich durch Grauſamkeit und Argliſt fürchten und haſſen macht, und zwiſchen einem andern, der ſich durch ſeine Aufrichtigkeit und Grosmuth lieben macht. 67
XV. Geſpräch: Henrich der IV. und der Herzog von Mayenne.
Die Widerwärtigkeiten machen groſe Helden u. gute Könige. 71
XVI. Geſpräch: Henrich der IV. und Sixtus V.
Groſe Leute haben Hochachtung für einander, obgleich ſie einander in ihren Sachen entgegen ſind. 75

pag.
XVII. Geſpräch: Der Card. Richelieu u. der Card. Ximenes.
Tugend iſt beſſer, als Geburt. 79
XVIII. Geſpräch: Der Cardinal von Richelieu und der Canzler von Oxenſtiern.
Unterſcheid zwiſchen einem Staats-Miniſter, der alles aus Ruhmſucht und Hochmuth thut; und einem andern, der durch die Liebe des Vaterlands beweget wird 83
XIX. Geſpräch: Der Card. v. Richelieu u. der Card. Mazarin.
Eigenſchaften dieſer beyden Staats-Miniſter. Unterſcheid zwiſchen einer wahren und falſchen Politic. 89

Samlung einiger Fabeln.

I. Fabel: Die Geſchichte des Ariſtonous. 104
II. - Die Begebenheiten des Meleſichton. 121
III. - Ariſteus und Virgilius. 130
IV. - Die Geſchichte des Alibee eines Perſianers. 133
V. - Die Geſchichte des Roſimond und des Braminte. 141
VI. - Die Geſchichte der Floriſe. 152
VII. - Die Geſchichte des Königs Alfaroute und der Clariphile. 159
VIII. - Die Geſchichte einer alten Königin und einer jungen Bäuerin. 104
IX. - Die Fabel von Lycon. 169
X. - Fabel von einem jungen Prinzen. 172
XI. - Der junge Bachus und der Faunus. 174
XII. - Die Nachtigall und die Grasmücke. 176
XIII. - Der Fantaſte. 179
XIV. - Die Gedächtniß-Münze. 181
XV. - Fabel von einem Drachen und zweyen Füchſen. 187
XVI. - Die beyde Füchſe. 188
XVII. - Der Wolf und das Lamm. 189
XVIII. - Der Kater und das Kaninichen. 190
XIX. - Die zwey Mäuſe. 193
XX. - Die Verſamlung der Thiere, um einen König zu wählen. 195
XXI. - Der Affe. 167
XXII. - Die zwey junge Löwen. 199
XXIII. - Die Bienen. 202
XXIV. - Die Biene und die Fliege. 204
XXV. - Die Bienen und die Seyden-Würm. 205
XXVI. - Vom Kautz. 207
XXVII. - Von dem Schäfer Cleobulus u. der Nymphe Phidile. 209
XXVIII. - Chromys und Mnaſyle. 212

Geſpräche von der Mahlerey.

I. Geſpräch: Parrhaſius und Poußin. 215
II. - Leonard de Vinci und Poußin. 226

Geſpräche

Geſpräche
Der Todten
zur
Unterweiſung
eines
Prinzen.

Geſpräche der Todten
zur
Unterweiſung eines Prinzen.

Das I. Geſpräch.

Mercurius und Caron.

Man ſiehet hier, wie diejenige, welche zur Unterweiſung Fürſtlicher Kinder gebrauchet werden, ſich befleiſſen ſollen, derſelben ihre anwachſende Laſter zu verbeſſern, und ihnen die zu ihrem Stand erforderliche Tugenden einzuflöſen.

Caron.

WIe komt es, daß du ſo ſpät anlangeſt? Sterben dann die Menſchen nicht mehr? Haſt du die Flügel an deiner Mütze, oder an deinem Hut vergeſſen? Haſt du dich mit Diebs-Streichen aufgehalten? Hat dich Jupiter auf Botſchaften nach ſeinen Buhlereyen ausgeſandt? Haſt du den Soſias vorgeſtellt? Sprich doch, wann du wilſt.

Mercurius. Man hat mich betrogen; dann ich vermeynte, den Prinzen Pierocheles in dein Schiff zu bringen; das wäre ein guter Fang geweſen.

Caron. Wie! ſo jung?

Mercurius. Ja, ſo jung, denn er hielte ſich für recht kranck, und ſchrie, als ob ihm ſchon der Tod ſehr nahe geweſen wär.

Caron. Wohlan, werden wir ihn dann bekommen?

Mercurius. Ich trau ihm nicht mehr. Er hat mich oft betrogen. Kaum war er zu Bette, ſo vergas er, daß ihm übel war, und ſchlief.

Caron. So iſt ihm alſo nicht recht übel geweſen?

Mercurius. Es war ein kleines Ubel, welches er für groß hielte. Er hat ſchon mehrmahlen dergleichen Schrecken verurſacht. Er hatte einsmahls das Bauchgrimmen, und da wolte er, man ſolte ihm den Bauch wegnehmen. Ein andermahl, da er aus der Naſen blutete, meynte er, ſeine Seele würde aus ihm in ſein Schnupftuch fahren.

Caron. Wie wird er ſich alſo in Krieg ſchicken?

Mercurius. Er iſt gewohnt, ſolchen im Schachſpiel zu führen, und dieſes ohne etwas zu leiden; er hat ſchon mehr als hundert Schlachten geliefert.

Caron. Das iſt ein betrübter Krieg, wir bekommen davon keine Todten.

Mercurius. Dem ungeacht, hoff ich doch, er werde dermahleins Lermen genug machen, wenn

wenn er die Kinderſpiele und ſein weichliches Weſen ablegen wird. Denn er zürnet und weinet trotz dem Achilles: er iſt ſo ungeſtüm, wie er. Man ſagt, er liebte die Muſen, und habe einen Chiron und einen Phenix.

Caron. Allein dieſes alles bringt uns keinen Nutzen. Es wäre beſſer für uns, wann er ein wilder, dummer, viehiſcher junger Herr wär, der ſich nichts um Künſte und Wiſſenſchaften bekümmerte, der nur die Waffen liebte, den nur nach Blut dürſtete, und der darin ſeine Ehre ſuchte, die Menſchen unglücklich zu machen. Er würde meinen Nachen beſſer anfüllen.

Mercur. Ja, ja, du brauchſt ſolche Fürſten, oder vielmehr ſolche Ungeheuer, die braf Menſchen würgen und niedermetzeln. Ich glaube, er werde den Frieden lieben, und auch Kriege zu führen wiſſen. Man ſiehet an ihm die erſte Regungen eines groſen Prinzen, wie man an einem aufbrechenden Roſenknopf die Art einer ſchönen Blume bemercket.

Caron. Iſt er aber nicht hitzig und jäh-zornig?

Mercur. Ja, ungemein.

Caron. Was ſchwätzeſt du dann viel von denen Muſen. Er wird niemahl viel lernen. Er wird alles in Unordnung bringen, und uns bald betrübte Leichen genug übermachen. Deſto beſſer.

Mercur. Er iſt ungeſtüm, aber nicht boshaftig. Er iſt nachforſchend, er iſt lehrſam: Er hat einen ungemeinen Geſchmack für ſchöne Sachen: er liebet rechtſchaffene Leute: er hat gerne, wenn man ihn ſucht zurecht zu weiſen. Uberwindet er ſein

ſein jähes Weſen und ſeine Trägheit, ſo wird er ſich bewundern machen. Ich ſage dirs voraus.

Caron. Wie, jäh und doch träge! das widerſpricht ſich. Du traumeſt.

Mercurius. Nein, ich traume nicht; er iſt jäh, um ſich zu erzürnen, und träge, ſeine Pflichten zu beobachten; aber er beſſert ſich alle Tage, und iſt zu groſen Dingen aufbehalten.

Caron. So werden wir ihn alſo nicht ſo bald bekommen?

Mercurius. Nein, ſein Ubel beſtehet noch mehr in Ungedult, als in wircklichen Schmerzen. Er iſt von dem Jupiter dazu beſtimt, die Menſchen auf eine lange Zeit glückſelig zu machen.

Das II. Geſpräch.

Hercules und Theſeus.

Die Verweiſe, die ſich hier dieſe beyde Helden einander geben, enthalten derſelben Geſchichte und Gemüths-Beſchaffenheit auf eine kurtze und ſinnreiche Art.

Theſeus.

WIe Hercules, ich finde dich hier? ich glaubte, du wäreſt in dem Olympo an der Tafel der Götter. Es gieng ein Gerüchte, das Feuer hätte auf dem Berg Oeta alle ſterbliche Natur an dir verzehret, welche dir von deiner Mutter eigen war, und daß an dir nur dasjenige übrig geblieben wär, was vom Jupiter käme. Auch ſagte man, du hätteſt die Heba geheyrathet, welche ungemein vergnügt iſt, ſeitdeme

ſeitdeme Ganimedes den Nectar an ihrer Stelle einſchencket.

Hercules. Wie! weiſt du nicht, daß du hier nichts als meinen Schatten ſieheſt?

Theſeus. Was du von mir ſieheſt, iſt auch nur der meinige. Allein, wann er hier iſt, ſo hab ich nichts im Olympo.

Hercul. Das macht, weil du nicht, wie ich, ein Sohn des Jupiters biſt.

Theſ. Wohl! haben mir nicht Ethra, meine Mutter, und Egeus, mein Vater geſagt, daß ich ein Sohn des Neptuns wäre; da Alcmena, um ihren Fehler zu verbergen, mittlerweile Amphitryon in der Belagerung Thebe war, ihm Glauben machte, ſie hätte vom Jupiter einen Beſuch bekommen?

Hercul. Ich finde dich ſehr verwegen, dein Geſpötte alſo mit dem Uberwinder der Ungeheuer zu treiben. Ich habe nie keinen Schertz vertragen können.

Theſ. Wer aber wird ſich vor deinem Schatten fürchten? Ich gehe ja nicht in den Olympum, über den unſterblich gewordenen Sohn des Jupiters zu lachen. Was die Ungeheuer betrift, ſo habe ich zu meiner Zeit dergleichen ſo viel überwunden wie du.

Hercules. Erkühneſt du dich wohl, deine ſchlechte Thaten mit den Meinigen zu vergleichen? Man wird niemahls des Löwens von Nemeſis vergeſſen, zu deſſen Andencken die Nemeſiſche Spiele ſind aufgekommen; der Schlange von Hydra, deren Köpfe ſich vermehren; des Ebers von Erimante; des Hirſches mit ehernen

Füſſen; der Vögel von Stymphal; der Amazonin, welcher ich die Schürtze geraubet habe; des Stalls von Augeus; des Stiers, welches ich nach Heſperien ſchlepte; des Cacus, den ich überwand; der Pferde des Diomedes, die ſich mit Menſchen-Fleiſch nährten; des Gerions, eines dreyköpfigten Königs von Spanien; der goldenen Aepfel aus denen Heſperitiſchen Gärten; und dann des Cerberus, den ich aus der Höllen riß, und ihn zwang, das Licht zu ſehen.

Theſeus. Und ich, hab ich nicht alle Straſſen-Räuber von gantz Griechenland überwunden? Hab ich nicht die Medea von meinem Vater weggejagt, den Minotaurum erlegt, und den Ausgang aus dem Labirinth gefunden, daher die Iſtmiſche Spiele entſtanden ſind. Dieſe mögen noch wohl ſo viel werth ſeyn, als die von Nemeſis. Was noch mehr, ich habe die Amazonen überwunden, welche Athen belagert hatten: Zu dieſen Thaten kommen noch, das Gefecht der Lapithen, die Reiſe des Jaſons nach dem goldnen Fließ, und die Jagd des Ebers von Calidonia, woran ich ſo viel Antheil hatte. Ich hab auch ſowohl, wie du, das Hertz gehabt, biß zur Höllen hinunter zu ſteigen.

Hercules. Ja: Aber du wurdeſt auch dieſer närriſchen Unternehmug halber geſtraft: du fingeſt nicht die Proſerpine. Cerberus, welchen ich aus ſeiner danckeln Gruft hervor zog, fras vor deinen Augen deinen Freund, und du bliebeſt gefangen. Haſt du vergeſſen, daß Caſtor und Pollux die Helene, ihre Schweſter, dir wieder aus denen Armen riſſen? Du lieſſeſt ſie auch deine arme

Mutter

Mutter Ethra rauben. Dieſes alles ſind ſchlechte Helden-Thaten. Endlich wurdeſt du von Athen verjagt, und als du dich in die Inſul Sciro begabeſt, ſtürtzte dich Lycomedes von einem Felſen, um dir zuvor zu kommen; weil er wuſte, daß du gewohnt wareſt, allerhand böſe Händel anzufangen. War dieſes nicht ein ſchönes Ende?

Theſeus. War dann das deinige mit mehrer Ehre verknüpfet? ſich in die Omphale verlieben, bey welcher du den Spinn-Rocken handthirteſt, hernach ſie wegen der jungen Jole verlaſſen, zum Nachtheil der armen Diamira, mit welcher du dich verſprochen hatteſt? ſich den in des Centaurus Neſſus Blut getaugten Rock geben laſſen; aus Raſerey den armen Lychas, der dir nichts gethan hatte, von denen Felſen des Bergs Oeta ins Meer zu ſtürtzen: und da du ſtarbſt, den Philoctetes zu bitten, deine Grab-Stätte verborgen zu halten, damit man dich für einen Gott halten mögte. Iſt dieſes Ende ſchöner, als mein Tod war? Ich hatte wenigſtens die Athenienſer, ehe ſie mich verjagten, aus ihren Dörfern herausgezogen, um ſie von ihrer barbariſchen Lebens-Art in den Bezirck einer neuen Stadt zu einem geſitteten Volck zu machen, und ihnen gute Geſetze zu geben. Was dich betrifft, ſo haſt du dich wenig darum bekümmert, ein Geſetzgeber zu ſeyn. Deine gantze Tugend beſtund in deinen mit ſtarcken Senn-Adern bewachſenen Armen und in deinen breiten Schultern.

Hercules. Meine Schultern haben die Welt getragen, um dieſe Laſt dem Atlas zu erleichtern. (a) Man bewunderte auch meine Hertzhaftigkeit. Es iſt wahr, ich war den Weibern zu ſehr ergeben; Es ſchickt ſich aber nicht für dich, mir dieſen Fehler vorzurücken, der du mit ſolcher Undanckbarkeit die Ariadne verlieſeſt, welche dir doch das Leben in Creta gerettet hatte. Denckeſt du, ich hätte nicht von der Amazonin Antiope reden hören, gegen welche du ebenfalls biſt treulos geweſen? Eglea, die ihr nachfolgte, war nicht glücklicher. Du hatteſt die Helena entführet; aber ihre Brüder wuſten dich deswegen zu züchtigen. Phedra hatte dich dermaſſen verblendet, daß ſie dich bewog, den Hyppolit umkommen zu laſſen, den du mit der Amazonin gezeuget hatteſt. Mehr andere haben dein Hertz eingenommen; allein ſie haben ſolches nicht lange beſeſſen.

Theſeus. Mit allem dem aber, ſo ſaß ich doch nicht am Spinn-Rocken, wie derjenige, der die Welt getragen hat.

Hercules. Ich übergeb dir mein ſchändliches und weibiſches Leben in Lydien. Aber alles übrige geht über die Menſchen.

Theſeus. Deſto ſchlimmer für dich, daß, indem alles übrige über den Menſchen gieng, dieſe Begebenheit ſo weit unter den Menſchen war. Was deine groſſe Thaten anbetrift, deren du dich ſo ſehr rühmeſt, ſo haſt du ſolche nicht vollbracht, als nur aus Gehorſam gegen den Euriſthes.

Hercu-

(a) Mes epaules ont porté le monde pour ſoulager Atlas.

Hercules. Es iſt wahr, daß Juno mich allein ſeinem Willen unterworfen hatte. Dieſes iſt das Schickſal der Tugend, daß man ſie der Verfolgung nichtswürdiger und böſer Menſchen überläßt; aber ſeine Verfolgung hat nur dazu gedienet, meine Gedult und meine Herzhaftigkeit zu üben. Du haſt im Gegentheil öfters ungerechte Dinge verübet. Es wär ein Glück für die Welt geweſen, wenn du nicht aus dem Labirinth gekommen wäreſt.

Theſeus. Ich befreyete damahls Athen von der Auflage der ſieben Männer, und eben ſo vieler Jungfrauen, mit welcher Minos wegen dem Tode ſeines Sohnes Androgeus die Stadt beſchweret hatte. Ach! mein Vater Egeus, der meiner wartete, und indem er meynte, ein ſchwarzes Tuch an ſtatt des weiſen zu ſehen, ſich ins Meer ſtürzete, alſo daß ich ihn bey meiner Ankunft todt fande. Seit dieſer Zeit hab ich Athen weislich regieret.

Hercules. Wie ſolteſt du es regieret haben, da du doch alle Tage dich in neue Kriege verwickelt saheſt, und deine Buhlereyen das Feuer in ganz Griechenland entzündet hatten?

Theſeus. Laſſet uns nichts mehr von unſern Buhlereyen ſprechen. Wir werden uns einander über dieſes ſchändliche Capitel nicht viel heraus geben.

Hercules. Ich bekenne es aufrichtig, ich weiche dir noch in der Beredtſamkeit. Allein was die Sache entſcheidet, iſt, daß du dich in der Hölle unter der Gewalt des Pluto ſieheſt; da ich im Gegentheil

gentheil im Rang der Unſterblichen in der Höhe des Olympus bin.

Das III. Geſpräch..

Achilles und Chiron.

Lebhafte Abſchilderung von denen Gefährlichkeiten einer hitzigen Jugend bey einem zum Thron gebohrnen Prinzen.

Achilles.

WOrzu dienen mir nun deine Unterweiſungen? Du haſt mir niemahl von nichts anders, als von Weisheit, von Tapferkeit, von Ehre, vom Helden-Muth geſprochen. Mit allen deinen ſchönen Reden bin ich nichts als ein bloſer Schatten worden: Wär es nun nicht beſſer geweſen, ich hätte ein langes und mit Luſt erfülltes Leben bey dem König Licomedes, als ein Mägdgen verkleidet, mit denen Prinzeßinnen, ſeinen Töchter geführet?

Chiron. Wohlan, wilt du das Verhängniß bitten, dich wieder zu dieſen Töchtern zurück kehren zu laſſen? Du wirſt ſpinnen, du wirſt um alle deine Ehre kommen; man wird ohne dich Troja zum zweytenmahl belagern; der ſtoltze Agamemnon, dein Feind, wird von einem Homerus beſungen werden. Therſites ſelbſt wird dabey nicht vergeſſen werden. Du aber, du wirſt ſchändlich in die Finſterniſſen verſcharret werden.

Achilles.

Achilles. Agamemnon ſolte mir meine Ehre rauben! ich ſolte in einer ſchmählichen Vergeſſenheit bleiben! das kan ich nicht vertragen; und lieber wolte ich noch einmahl durch die Hand des feigen Paris umkommen.

Chiron. Meine Unterweiſungen von der Tugend ſind alſo nicht zu verachten?

Achilles. Ich muß es bekennen, aber ich mögte wieder in die Welt, um mir ſolche beſſer zu Nutz zu machen.

Chiron. Was würdeſt du daſelbſt das zweyte mahl thun.

Achilles. Was ich daſelbſt thun würde? Ich würde die Händel mit dem Agamemnon meiden, denn damit würde ich das Leben meines Freundes, des Patrocles, und das Blut ſo vieler Griechen erſparen, welche ich durch das grauſame Schwerdt der Trojaner habe umkommen laſſen; mittlerweile ich aus Verzweiflung wie ein Unſinniger auf dem Sand am Ufer herum irrte.

Chiron. Hatte ich dir es aber nicht voraus geſagt, daß dein Zorn dich alle dieſe Thorheiten würde begehen machen?

Achilles. Es iſt wahr, du hatteſt mir es tauſendmahl geſagt; allein, höret dann die Jugend, was man ihr ſagt? Sie glaubt nur, was ſie ſieht. O könt ich doch wieder jung werden!

Chiron. Du würdeſt eben wohl wieder ungeſtüm und unlehrſam werden.

Achilles. Nein, ich verſprech dirs.

Chiron. Wie, hatteſt du mir nicht hundert und hundert mahl in der Höhle von Theſſalien verſprochen, du wolteſt dich mäßigen, wann du

würdeſt in dem Lager vor Troja ſeyn. Haſt du ſolches gethan?

Achilles. Ich bekenne, daß ich es nicht gethan habe.

Chiron. Du würdeſt es nicht beſſer machen, wenn du wieder ſolteſt jung werden; du würdeſt es verſprechen, wie du es jezt verſprichſt, und du würdeſt dein Verſprechen halten, wie du es gehalten haſt.

Achilles. Die Jugend iſt alſo eine ſeltſame Kranckheit?

Chiron. Und doch wünſcheſt du noch kranck zu ſeyn.

Achilles. Es iſt wahr, aber die Jugend würde unvergleichlich ſeyn, wenn man ſie könte eingezogen, und einer Uberlegung fähig machen. Du, der du ſo viele Mittel kenneſt, weiſt du keines, dieſe Heftigkeiten, dieſe Wallungen im Geblüt zu dämpfen, welche gefährlicher ſind, als hitzige Fieber.

Chiron. Das Mittel beſtehet darinn, daß man ſich ſelber fürchten lerne, daß man klugen Leuten Glauben beymiſſet, ſich ihrer Hülfe bedienet, durch die vergangene Fehler denjenigen zuvorkommt, die man in Zukunft vermeiden ſoll, und dabey die Minerva verehret, weil ihre Weisheit über die wilde Tapferkeit des Mars erhaben iſt.

Achilles. Wohlan, das will ich alles thun, wann du bey dem Jupiter ſo viel erhalten kanſt, daß er mich wieder zu derjenigen blühenden Jugend zurück rufe, worinn ich mich geſehen habe. Mache zugleich, daß er dich auch laſſe wieder an

das

das Licht kommen, und daß er mich deinem Willen unterwerfe; wie Hercules ſolches war in Anſehung des Euriſtes.

Chiron. Ich bin es zufrieden, ich will meine Bitte vor den Jupiter bringen, ich weiß, er wird mich erhören. Du wirſt nach einer langen Folge der Zeiten wiederum mit Verſtand, mit einem erhabenen Geiſt, mit Herzhaftigkeit und mit einem Geſchmack für die Muſen gebohren werden, zugleich aber auch mit einer ungedultigen und jäh-zornigen Natur, darum wird Chiron an deiner Seiten ſeyn: da werden wir ſehen, wie du dich deſſen bedienen wirſt.

Das IV. Geſpräch.

Achilles und Homerus.

Beliebte Art in dem Gemüth eines jungen Prinzen, die Liebe zu denen ſchönen Wiſſenſchaften, nebſt dem Trieb zur Ehre zu erwecken.

Achilles.

Ich bin erfreut, Groſſer Dichter, daß ich dir dazu gedienet habe, dich unſterblich zu machen. Mein Streit gegen den Agamemnon, mein Schmertz über den Tod des Patrocles, mein Gefechte mit denen Trojanern, der Sieg, den ich über den Hector erhielte, alles dieſes hat dir zu dem ſchönſten Gedichte, das man jemahls geſehen hat, Anlas gegeben.

Homerus. Ich bekenne, die Materie iſt ſchön; ich hätte aber dergleichen auch anderswo finden können. Zum Beweis, daß es noch andre geben, iſt dieſes, daß ich ſolche wircklich gefunden habe. Die Begebenheiten des weiſen und ungedultigen Ulyſſes ſind wohl ſo gut, als der Zorn des ungeſtümmen Achilles.

Achilles. Wie! du vergleicheſt den liſtigen und betrügeriſchen Ulyſſes mit der Thetis Sohn, der erſchröcklicher iſt, als Mars! Gehe, undanckbarer Poet, du wirſt es empfinden . . . .

Homerus. Du haſt vergeſſen, daß die Schatten ſich nicht erzörnen dürfen. Man bekümmert ſich wenig um den Zorn eines Schattens. Du haſt mehr keine andre Waffen übrig, als vernünftige Schlüſſe.

Achilles. Warum komſt du, und wilſt mir läugnen, daß du die Ehre von deinem allerſchönſten Gedicht mir zu dancken haſt? Das andere beſtehet aus nichts, als aus alter Weiber Erzehlungen; Alles iſt langweilig, alles ſchmeckt nach dem guten Alten, deſſen Lebhaftigkeit verloſchen iſt, und der das Ende nicht zu finden wuſte.

Homerus. Du gleicheſt vielen Leuten, welche, weil ſie von dem Unterſcheid der Schreib-Art keinen Verſtand haben, meynen, ein Schreiber fiel deswegen ab, wenn er von einer lebhaften und feurigen Vorſtellung zu einer andern, die ſtiller und eingeſchränckter iſt, übergehet. Man muß wiſſen, daß die Vollkommenheit darinn beſtehet, die verſchiedene Gemüths-Eigenſchaften zu beobachten, die Schreib-Art zu verändern, nachdem die Sachen es mit ſich bringen, ſich mit

Geſchicklichkeit zu erheben, und wieder herunter zu laſſen; mithin durch verſchiedene Abwechſelung die Gemüths-Eigenſchaften deſto ſtärcker und reitzender zu entwerfen. Man muß wiſſen, die Trompet erthönen zu laſſen, die Leyer zu rühren, ja auch auf der Feld-Schalmay zu ſpielen. Ich glaube, du wolteſt, daß ich die Calypſo mit ihren Nymphen in ihrer Grotte, oder Nauſicaa an dem Ufer des Meers, wie die Helden, ja wie die Götter ſelbſt, die vor denen Pforten der Stadt Troja ſtritten, abmahlen ſolte. Rede vom Krieg, das iſt deine Sache, und menge dich niemahls in meiner Gegenwart über die Dichtkunſt ein Urtheil zu fällen.

Achilles. Wie, biſt du ſo ſtolz, O du guter blinder Menſch! du bedieneſt dich meines Tods zu deinem Vortheil.

Homerus. Ich bediene mich auch des meinigen. Du biſt nichts mehr als der Schatten des Achilles, und ich bin nichts mehr, als der Schatten des Homerus.

Achilles. Ach! warum kan ich dir, undanckbarer Schatten, bey dieſer Gelegenheit nicht meine vorige Stärcke fühlen laſſen.

Homerus. Weil du mich doch ſo ſehr der Undanckbarkeit beſchuldigeſt, ſo will ich dir endlich einmahl deinen Irrthum benehmen. Du haſt mir nur eine Materie an die Hand gegeben, welche ich auch anderwärts hätte finden können; Ich aber habe dir eine Ehre gegeben, die dir ein anderer nicht hätte geben können, und die niemahls erlöſchen wird.

Achilles. We! du bildeſt dir ein, daß ohne deine Verſe der groſſe Achilles nicht würde von allen Völckern und zu allen Zeiten bewundert worden ſeyn?

Homerus. O lächerlicher Hochmuth! weil du mehr Blut, als ein anderer vor einer Stadt, die erſtlich nach deinem Todt iſt erobert worden, vergoſſen haſt! ſo bildeſt du dir damit Wunder-groſſe Dinge ein. Ey wie viel Helden gibt es nicht, die groſe Völcker überwunden, und gantze Königreiche erobert haben? gleichwohl ſind ſie in der Finſterniß der Vergeſſenheit dergeſtalt vergraben worden, daß man nicht einmahl ihre Nahmen kennet. Die Muſen allein können groſe Thaten unſterblich machen. Ein König, der die Ehre liebet, muß ſolche in dieſen zweyen Sachen ſuchen. Erſtlich muß er trachten, ſolche durch die Tugend zu verdienen, hernach muß er ſich bey denen Günſtlingen der Muſen beliebt machen, welche davon den Ruhm biß auf die Nachwelt bringen können.

Achilles. Es komt aber nicht immer auf die Fürſten an, daß ſie groſe Poeten haben. Es geſchah nur zufälliger Weiſe, daß du lang nach meinem Tod dir vornahmeſt, deine Iliade zu verfertigen.

Homerus. Dieſes iſt wahr; wann aber ein Fürſt die Wiſſenſchaften liebt, ſo formiren ſie auch unter ſeinem Scepter groſe Leute. Seine Belohnungen und ſeine Hochachtung erwecken einen edlen Eifer. Der Geſchmack wird reiner und vollkommener. Er darf nur die Muſen lieben, und ihnen hold ſeyn, ſie werden bald ſolche von

einem Himmliſchen Feuer entzündete Menſchen hervorbringen, um alles zu loben, was an ihm wird lobenswürdig ſeyn. Wann ein Fürſt keinen Homerus hat, ſo komt es daher, weil er nicht werth iſt, einen zu haben; Sein Fehler des Geſchmacks verurſacht die Unwiſſenheit, die Grobheit, und ein barbariſches Weſen. Ein barbariſches Weſen entehret ein gantzes Volck, und benimt einem regierenden Fürſten alle Hofnung einer fortdaurenden Ehre. Weiſt du nicht, daß Alexander, der ſeit kurtzem allhier ankommen iſt, darüber Thränen vergoß, weil er keinen ſolchen Poeten hatte, der dasjenige für ihn thäte, was ich für dich gethan habe? das macht, er hat einen feinen Geſchmack von der Ehre. Was dich anbelangt, ſo biſt du mir alles ſchuldig, und du ſchämeſt dich gleichwohl nicht, mich als einen Undanckbaren zu ſchelten. Es iſt keine Zeit mehr, ſich zu entrüſten; dein Zorn vor Troja ſchickte ſich gut zu einer poetiſchen Ausführung; Aber ich kan nun nicht mehr deine Wuth beſingen, welche du an dieſem Ort auslaſſen könteſt; ſie würde dir auch keine Ehre machen. Beſinne dich nur, daß, nachdem die Parzen dich aller andern Vortheile beraubet, dir weiter nichts übrig bleibet, als der groſe Nahme, den du meinem Gedichte zu dancken haſt. Gehab dich wohl! Wenn du einmahl wirſt beſſer aufgeräumt ſeyn, will ich dir in dieſen Gefildern einige Stellen aus der Iliade vorſingen: Zum Exempel, die Niederlagen der Griechen in deiner Abweſenheit; die Beſtürzung der Trojaner, ſo bald man dich kommen ſah, um den Tod des Patrocles zu rächen. Die Verwunderung

wunderung der Götter, als ſie dich, wie den Jupiter, mit denen Donnerkeulen in der Hand ſahen. Hernach, ſo ſprich, wann du das Herze haſt, daß Achilles ſeine Ehre nicht dem Homerus zu dancken habe.

Das V. Geſpräch.

Achilles und Ulyſſes.

Caracter des Achilles und des Ulyſſes.

Ulyſſes.

Guten Tag, Sohn der Thetis. Ich bin endlich auch nach einem langwierigen Leben in dieſen traurigen Oertern angelanget, in welche du ſchon in der Blüte deiner Jahren biſt geſtürzet worden.

Achilles. Ich habe nicht lang gelebt, weil die ungerechte Schickſale nicht haben zugeben wollen, daß ich mehr Ehr erlangen ſolte, als ſie denen Sterblichen zu vergönnen pflegen.

Ulyſſes. Sie haben mich deswegen doch unter unendlich vielerley Gefahr leben laſſen, welchen ich jederzeit mit Ehren entkommen bin.

Achilles. Was iſt das für eine Ehre, ſich immer mit Liſt zu helfen? Was mich anlangt, ich habe mich nicht verſtellen können, ich habe nur gewuſt, wie man ſiegen ſoll.

Ulyſſes. Gleichwohl wurde ich nach deinem Tod für den Würdigſten gehalten, deine Waffen zu führen.

Achilles.

Achilles. Wohl! du haſt ſie erhalten durch deine Beredſamkeit, und nicht durch deinen Muth. Ich erzittere, wann ich dencke, daß die Waffen, welche der Gott Vulcan gemacht hat, und welche mir von meiner Mutter ſind gegeben worden, die Belohnung eines künſtlichen Schwätzers haben abgeben müſſen.

Ulyſſes. Wiſſe, daß ich gröſſere Dinge gethan habe, als du: du biſt umkommen vor der Stadt Troja, da ſie noch in ihrer vollen Herrlichkeit war; ich aber habe ſie über einen Hauffen geworfen.

Achilles. Es iſt ſchöner, durch den ungerechten Zorn der Götter umkommen, wenn man ſeine Feinde überwunden hat, als daß man einen Krieg damit endiget, indem man ſich in ein Pferd verſtecket, und ſich der Geheimnüſſen der Minerva bedienet, um ſeine Feinde zu betrügen.

Ulyſſes. Haſt du dann vergeſſen, daß die Griechen mir den Achilles ſelbſt ſchuldig ſind. Ohne mich würdeſt du ein verächtliches Leben unter denen Töchtern des Königs Lycomedes geführet haben. Du biſt mir alle ſchöne Thaten ſchuldig, die ich dich genöthiget habe zu verrichten.

Achilles. Nun wohl, ich hab ſie verrichtet, du aber biſt mit nichts als Betrügereyen umgegangen. Da ich unter denen Töchtern des Lycomedes war, geſchah ſolches deswegen, weil meine Mutter wuſte, daß ich bey der Belagerung von Troja umkommen ſolte: ſie hielt mich deswegen verborgen, um mir das Leben zu retten. Du aber, der du nicht das Leben laſſen ſolteſt, warum ſtellteſt du dich mit deinem Pflug, als ob du nicht klug wä-

wäreſt, da Palamedes deine Liſt entdeckte. O mit welcher Luſt ſiehet man nicht, wann ein Betrüger betrogen wird! Weiſt du noch, wie er dir den Telemach ins Feld legte, um zu ſehen, ob du den Pflug auch über deinen Sohn würdeſt hingehen laſſen?

Ulyſſes. Ich erinnere mich deſſen; allein ich liebte die Penelope, und wolte ſie nicht verlaſſen. Haſt du für Briſeis nicht noch gröſere Thorheiten begangen, da du aus dem Griechiſchen Lager giengeſt, und alſo Urſach an deines Freundes, des Patroclis, Tod wareſt?

Achilles. Ja; da ich aber zurück kam, rächte ich den Patrocles, und überwand den Hector. Wen haſt du doch in deinem gantzen Leben überwunden, als den armen Bettler Hirus von Itaca?

Ulyſſes. Und die Buhler der Peneloppe, und den einäugigten Cycloppen Polyphemus.

Achilles. Dieſe Liebhaber haſt du durch Verrätherey überwunden. Es waren ſolches weibiſche Kerls, welche die Wohllüſte verzärtelt hatten, und die ſchier immer betruncken waren. Was den Polyphemus betrift, ſo ſolteſt du dich billig enthalten, von ihm zu ſprechen. Wenn du ſo viel Hertz gehabt hätteſt, ihn zu erwarten, ſo würde er dich haben das Auge theuer bezahlen machen, welches du ihme im Schlaf ausſtieſſeſt.

Ulyſſes. Inzwiſchen hab ich gleichwohl zwanzig Jahr in der Belagerung von Troja, und auf meinen Reiſen, alle Gefährlichkeiten und Unfälle ausgeſtanden, welche die Herzhaftigkeit und die Weisheit eines Menſchen üben können. Was haſt du aber jemahls auszuführen gehabt? Es

war bey dir nichts anders als eine wütende Ungeſtümmigkeit und eine Toll-Kühnheit, welche grobe unverſtändige Leute eine Herzhaftigkeit nennen. Die Hand eines furchtſamen Paris hat ſich deiner zu bemeiſtern gewuſt.

Achilles. Aber du, der du dich deiner Klugheit rühmeſt, haſt du dich nicht närriſcher Weiſe von deinem eigenen Sohn, dem Telemach, welchen dir die Cirze gebahr, um das Leben bringen laſſen? Du hatteſt nicht die Vorſichtigkeit, dich ihm zu erkennen zu geben. Iſt das nicht ein lächerlicher Weiſe, der mich für einen Narren halten will!

Ulyſſes. Geh, ich laſſe dich mit dem Schatten des Ajax, der ſo wild und ſo eiferſüchtig auf meine Ehre iſt, wie du.

Das VI. Geſpräch.

Ulyſſes und Grillus.

Der Zuſtand der Menſchen würde ärger ſeyn, als derjenige der Thiere, wenn eine gründliche Philoſophie und die wahre Religion ihnen nicht zu Hülfe kämen.

Ulyſſes.

Seyd ihr nicht erfreut, mein lieber Grillus, daß ihr mich wieder ſehet, und daß ihr im Stand ſeyd, eure vorige Geſtalt wieder anzunehmen?

Grillus. Ich bin erfreut, euch zu ſehen, Günſtling der Minerva; was aber die Verwande-

lung der Geſtalt betrift, damit werdet ihr mich verſchonen, wenn es euch beliebt.

Ulyſſes. Ach! mein liebes Kind, wiſſet ihr wohl, wie ihr ausſehet? Ihr habt in der That keine ſchöne Geſtalt; ein dicker zur Erden gebogener Leib, lang herunter hängende Ohren: kleine, kaum halb offenſtehende Augen, ein abſcheulicher Sau-Ryſſel, eine unleidliche Bildung, eine unflätige, rauhe und Haar-borſtige Haut. Mit einem Wort, ihr ſeyd ein rechtes Scheuſal der Natur; Ich ſag euch ſolches, wenn ihr es nicht wiſſet.

Grillus. Ihr habt gut ſagen, ich werde nichts dergleichen thun. Das Handwerck einer Sau iſt noch viel artiger. Meine Geſtalt iſt zwar nicht gar ſchöne; aber deswegen darf ich mich auch nicht im Spiegel ſehen; auch hab ich nach der Beſchaffenheit meines Gemüths, darinn ich mich ſeit einer Zeit befinde, nicht zu befürchten, daß ich mich im Waſſer anſchauen, und mir daſelbſt meine Heßlichkeit verweiſen werde. Ich liebe mehr einen guten Miſt als eine klare Quelle.

Ulyſſes. Macht euch aber dieſe Unflätigkeit keinen Abſcheu? ihr lebet ja nur im Geſtanck; ihr wälzet euch im gröſten Koth herum: ihr ſtincket, daß man bey euch mögt ohnmächtig werden.

Grillus. Was liegt daran; Es komt alles auf den Geſchmack an. Dieſer Geſtanck iſt mir lieblicher als Ambra, und dieſer Koth ſchmeckt mir wie lauter Nectar.

Ulyſſes. Ich werde eurentwegen ſchamroth. Iſt es möglich, daß ihr ſo bald dasjenige vergeſſen habt, was die Menſchlichkeit edles und glückliches hat?

Grillus.

Grillus. Sprecht mir nicht mehr von der Menſchlichkeit; ihr edles Weſen beſtehet nur in der Einbildung: alles, was ſie böſes hat, iſt wircklich böſe: das Gute iſt nur ein bloſes Hirn-Bild. Mein Leib iſt häßlich, die Haut iſt rauh und borſtig: dargegen hab ich auch keiner Kleidung vonnöthen, und ihr würdet glücklicher bey einer traurigen Begebenheit ſeyn, wenn euer Leib ſo haarigt wär, wie der meinige, ihr könntet ſodann die Kleider entbehren. Ich finde meine Nahrung allenthalben, auch ſo gar in denen allerunflätigſten Oertern. Proceſſe, Kriege, und andere Mühſeeligkeiten des menſchlichen Lebens, machen mir keinen Kummer mehr. Ich brauche weder Koch, noch Barbierer, noch Schneider, noch Baumeiſter. Ich bin von allem befreyet, und mit wenigem zufrieden. Warum ſolt ich mich wieder mit den Sorgen der Menſchen einlaſſen?

Ulyſſes. Es iſt wahr, der Menſch hat vieler Sachen nöthig; allein die Künſte, welche er erfunden hat, um dieſe Nothdurft zu beſtreiten, gereichen ihm zur Ehre, und dienen ihm zur Ergötzlichkeit.

Grillus. Es iſt ſicherer, keine Nothdurft haben, als die vortreflichſte Mittel gebrauchen, um ihr zu begegnen. Es iſt beſſer, einer vollkommenen Geſundheit genieſſen, ohne Wiſſenſchaft der Arzney, als immer kranck ſeyn, und die herrlichſte Geneſungs-Mittel beſitzen.

Ulyſſes. Allein, mein werther Grillus, ihr achtet alſo für nichts die Beredſamkeit, die Dicht-Kunſt, die Muſic, und die Wiſſenſchaft der Künſte und der ganzen Welt; diejenige der Figuren

und der Zahlen? Wolt ihr nichts mehr wiſſen von unſerm lieben Vaterland, von denen Opfern, von denen Freuden-Feſten, von denen Spielen, von denen Tänzen, von denen Gefechten, von denen Cronen, damit man die Uberwinder verehrte. Antwortet!

Grillus. Mein Temperament von einer Sau iſt ſo glücklich, daß mich ſolches alles weit über alle dieſe ſchöne Sachen hinaus ſetzet. Ich habe mehr Freude zu grunzen, als ſo beredt zu ſeyn, wie ihr. Was mir an der Beredſamkeit mißfället, iſt, daß ſo gar die eurige, die doch derjenigen der Minerva gleich komt, mich weder überreden, noch rühren kan. Ich will keinen Menſchen überreden; Ich frag auch nicht darnach, daß ich überredet werde. Ich bin eben ſo wenig neugierig nach gebundenen als ungebundenen Reden; Alles dieſes iſt nur rauh Futter für mich. Was die Gefechte und das Wett-Rennen anbetrift, ſo überlaß ich ſolche gerne denjenigen, die ſo begierig nach einer Crone, als die Kinder nach ihren Poppen ſind: Ich finde mich nicht mehr geſchickt darzu, um den Preiß davon zu tragen, und ich mißgönne ſolchen auch einem andern nicht, der weniger mit Fett und Speck beladen iſt, als ich. Was die Muſic anlangt, ſo hab ich den Geſchmack davon verlohren; der Geſchmack entſcheidet alles; der Geſchmack, der euch daran gewöhnet, der hat mich davon loß gemacht: Laßt uns davon nicht mehr reden. Kehret wieder nach Ithaca zurück. Das Vaterland von einer Sau iſt allenthalben, wo Eicheln ſind. Gehet, herrſchet, ſehet eure Penelope wieder, ſtrafet ihre

Liebhaber. Was mich betrift, ſo iſt dieſer hier nah ſtehende Trog meine Penelope, die in meinem Stall regieret, und nichts beunruhiget mein Reich. Viele Könige können in ihren vergüldeten Palläſten zu meiner Glückſeligkeit nicht gelangen; Man nennet ſie träg und des Thrones unwürdig, wann ſie ſo regieren wollen, wie ich, ohne das menſchliche Geſchlecht zu plagen.

Ulyſſes. Ihr beſinnet euch nicht, daß eine Sau in der Menſchen Gewalt iſt, und daß man ſie deßwegen nur mäſtet, um ſie zu ſchlachten. Mit allen euren ſchönen Einfällen dürftet ihr bald das Ende eures Lebens ſehen. Die Menſchen, deren Rang ihr nicht begehret, werden euren Speck, eure Würſte, und eure Schincken verzehren.

Grillus. Dem iſt alſo. Dieſes iſt die Gefahr von meinem Stand; Hat aber der eurige nicht auch ſeine Gefährlichkeiten? Ich bin dem Tod ausgeſezt bey einem angenehmen Leben und bey einer wircklichen Wohlluſt: ihr ſeyd einem geſchwinden Tod auf gleiche Weiſe ausgeſezt, aber bey einem unglückſeligen Leben und bey einer eingebildeten Ehre. Ich ſchlieſſe daraus, daß es beſſer ſey, eine Sau als ein Held zu ſeyn. Und ſolte auch dermahleins Apollo ſelbſt eure Siege beſingen, ſo würde ſein Geſang euch doch nicht euer Leiden benehmen, noch von dem Tod befreien. Die Lebens-Art einer Sau iſt viel beſſer.

Ulyſſes. Ihr ſeyd alſo dergeſtalt eurer Sinnen beraubt, und ſo viehiſch worden, daß ihr die Weisheit verachtet, welche bey nahe die Menſchen denen Göttern ähnlich macht.

Grillus. Ganz im Gegentheil, die Weisheit eben macht, daß ich die Menſchen verachte. Es iſt eine Gottloſigkeit zu glauben, daß ſie den Göttern gleichen ſollen, dann ſie ſind blind und ungerecht, Betrüger, Ubelthäter, unglückliche Creaturen, und würdig, ſolche zu ſeyn; ſie ſind grauſam gegen einander aufgebracht, und ſich ſelbſt ſo feind wie ihren Nachbarn. Was ſoll die Weisheit, deren man ſich ſo ſehr rühmet? ſie verbeſſert nicht die Sitten der Menſchen; ſie lauft nur dahin aus, daß ſie ſich ſchmeicheln, und ihre Leidenſchaften zu vergnügen ſuchen. Solt es nicht beſſer ſeyn, gar keine Vernunft zu haben, als ſolche zu haben, um die allerunvernünftigſte Dinge damit zu rechtfertigen? Ach! redet mir nichts mehr von Menſchen. Er iſt das allerungerechteſte, und folglich auch das allerunvernünftigſte von allen Thieren. Ohne mir zu ſchmeicheln, eine Sau iſt noch eine ſo ziemlich gute Creatur; ſie macht weder falſche Müntzen, noch falſche Briefe; ſie begehet nie keinen Meineyd; ſie hat weder Ehrſucht, noch Geitz; die Ruhm-Begierde treibet ſie nicht zu ungerechten Eroberungen: ſie iſt aufrichtig und ohne Bosheit: ſie bringt ihr Leben zu mit Eſſen, Trincken und Schlaffen. Wär die ganze Welt ihr gleich, ſo ſchlief die gantze Welt in einer ſüſen Ruh, und ihr würdet euch nicht hier befinden. Paris würde die Helena nicht entführet haben. Die Griechen würden nicht die ſtolze Stadt Troja, nach einer zehen-jährigen Belagerung, zerſtöret haben. Ihr würdet nicht auf Abendtheuer zu Waſſer und zu Land herum geirret ſeyn, und alſo nicht nöthig haben, euer eigen

Reich wieder zu erobern. Sprecht mir demnach nichts mehr von Vernunft; dann die Menſchen haben nichts als lauter Thorheit. Iſt es nicht beſſer, ein Thier zu ſeyn, als ein närriſcher Böſewicht?

Ulyſſes. Ich bekenne, daß ich mich nicht genug über eure Dummheit verwundern kan.

Grillus. Ein ſchönes Wunder! daß eine Sau dumm iſt. Alles muß ſeine Eigenſchaft beobachten; ihr beobachtet die eurige; ihr ſeyd ein Menſch, unruhig, beredtſam, herrſchſüchtig, voller Liſt, und ein Stöhrer der gemeinen Ruh. Das Volck, worunter ich gehöre, iſt beſcheiden, ſtill, ein Feind der Scharfſinnigkeit und der ſchönen Reden. Es gehet, um ſich zu vergnügen, den geraden Weg, ohne vieles Uberlegen.

Ulyſſes. Zum wenigſten werdet ihr nicht können in Abrede ſeyn, daß die Unſterblichkeit, die denen Menſchen vorbehalten iſt, ihren Stand nicht weit über denjenigen der Thiere erhebe. Ich bin ganz erſchrocken über die Blindheit des Grillus, wann ich bedencke, daß er die Glückſeligkeiten der Eliſäiſchen Felder für nichts achtet, worinnen die Menſchen nach ihrem Tod ſo vergnügt leben.

Grillus. Haltet hier ein wenig ſtill, wenn es euch gefällt. Ich bin noch nicht gar eine ſolche Sau, daß ich nicht ſolte verlangen, wieder ein Menſch zu werden, wann ihr mir köntet im Menſchen eine ſolche wahrhaftige Unſterblichkeit zeigen; Allein, nichts als ein Schatten zu ſeyn, und zwar ein kläglicher Schatten, welcher in denen Eliſäiſchen Feldern mit einer nichtswürdigen

Seele

Seele ſich um den Verluſt eines elenden Lebens bekümmert, da, ich muß es bekennen, achte ich einen ſolchen Schatten der Unſterblichkeit nicht der Mühe werth, mich deßwegen in einigen Zwang zu ſetzen. Achilles ſpielt in denen Eliſäiſchen Völckern mit dem Ballen im Graſe; gleichwohl würde er alle ſeine Ehre, die nichts als ein Traum iſt, darum geben, wenn er nur ein ſchändlicher Therſites unter denen Lebendigen ſeyn könte. Dieſer Achilles, der nun den Betrug ſeiner vermeynten Ehre einſiehet, iſt weiter nichts mehr als ein Geſpenſte, d. i. etwas, das man nicht zu nennen weis, und das nur noch von ihm übrig iſt, um ihn zu entehren. Dieſer eitle Schatten iſt auch anders nicht Achilles, als wie der meinige mein Cörper iſt. Dencket alſo nicht, beredtſamer Ulyſſes, mich durch einen falſchen Schein der Unſterblichkeit zu verblenden. Ich will etwas, das mehr Wircklichkeit hat, ſonſt bleib ich in dem Stand, worinnen ich bin. Zeiget mir, daß der Menſch in ſich ſelbſt etwas edleres habe, als ſeinen Leib, und welches der Verweſung nicht unterworfen ſey. Zeiget mir, daß dasjenige, was im Menſchen dencket, nicht der Leib ſey, und daß ſolches von einer ſtets fortwährenden Dauer ſey, wann dieſe grobe und unordentliche Maſchine aufhöret zu ſeyn. Kurz! zeiget mir, daß dasjenige, was von dem Menſchen nach dieſem Leben übrig bleibet, ein in der That glückliches Weſen ſey. Setzet zum Grund, daß die Götter nicht ungerecht ſind, und daß nach dieſem Leben eine wahrhafte Vergeltung der in dieſer Welt unterdruckten Tugend ſey. So gleich, göttlicher Sohn

des Laertii, wag ich mit dir alle Gefährlichkeiten: ich gehe vergnügt aus Circe Stall. Ich bin nicht mehr eine Sau, ich werde wieder ein Menſch, der ſich gegen alle Lüſte bewafnet. Auf einem andern Weg werdet ihr mich niemahl zu eurem Zweck bringen. Ich will lieber eine dicke fette Sau bleiben, und in meinem Geſtanck vergnügt ſeyn, als einen ſchwachen, eitlen, leichtſinnigen, boshaftigen, betrügeriſchen und ungerechten Menſchen abgeben, der nach ſeinem Tod nichts anders zu hoffen hat, als ein elender betrübter Schatten zu ſeyn, und ein Geſpenſt, das nur ſeinen Zuſtand bejammert.

Das VII. Geſpräch.

Romulus und Remus.

Die Hoheit, welche man durch nichts anders, als durch Miſſethaten erlanget, kan keine Ehre noch wahres Vergnügen geben.

Remus.

Sehet hier, mein Bruder, ihr ſeyd endlich mit mir in einerley Zuſtand; dieſes verlohnte ſich wohl der Mühe, mich umzubringen. Einige Jahre, wo ihr allein regieret, ſind zu Ende; es iſt nichts mehr davon übrig, und ihr hättet ſie viel angenehmer zugebracht, wenn ihr im Frieden mit mir die Regierung würdet getheilet haben.

Romulus. Wenn ich mich ſo weit beſchieden hätte, ſo würde ich weder die mächtige Stadt erbauet, noch ſolche Eroberungen gemacht haben, welche meinen Namen verewigen.

Remus. Es iſt beſſer, weniger mächtig, und deſto gerechter und tugendhafter zu ſeyn. Ich beziehe mich deswegen auf den Minos und auf ſeine zwey Beyſitzer, die euch das Urtheil ſprechen werden.

Romulus. Das iſt ſehr hart. Auf dem Erdboden hätte ſich niemand unterſtehen ſollen, mich vor Recht zu fordern.

Remus. Mein Blut, mit welchem ihr eure Hände beſpritzet, wird euch allhier verdammen, und euren Ruhm immerfort in der Welt einen Schandfleck anhängen: ihr habt nach Macht und Ehre getrachtet; ihr habt die Macht kaum erhalten, ſo entwich ſie wieder von euch wie ein Traum. Was die Ehre betrift, ſo werdet ihr ſolche niemahls erlangen. Wer ein groſer Mann ſeyn wil, muß zuvor ein ehrlicher Mann werden, und man muß die Miſſethaten, die einen Menſchen unwürdig machen, vermeiden, bevor man zu denen Tugenden der Götter ſich empor ſchwingen will. Eure Unmenſchlichkeit machte euch zu einem Ungeheuer, und ihr woltet doch gleichwol einen Helden abgeben?

Romulus. So würdet ihr nicht mit mir geſprochen haben, ohne meinen Zorn zu reitzen, als wir den Grund von unſerer Stadt legten.

Remus. Es iſt wahr: ich hab es allzu ſehr empfunden. Aber wie komt es, daß ihr hier unten angekommen ſeyd. Man ſagte ja, ihr wäret unſterblich worden.

Romulus. Mein Volck war ſo närriſch, und glaubte ſolches.

Das VIII. Geſpräch.

Romulus und Tatius.

Der wahre Helden-Muth kan unmöglich mit dem Betrug und einer ungerechten Gewalt beſtehen.

Tatius.

Jch bin etwas ehender, als du, hier angekommen. Nun ſind wir beyde hier; Du haſt es mit deinen Sachen nicht weiter gebracht, und findeſt dich auch nicht beſſer als ich.

Romulus. Der Unterſcheid iſt groß; ich habe die Ehre, daß ich eine immerwährende Stadt, und mit ihr ein ſolches Reich gegründet, welches keine andere Gräntzen haben wird, als diejenige des Erdbodens. Jch habe die benachbarte Völcker überwunden; Jch habe ein unüberwindliches Volck aus einem Hauffen flüchtiger Ubelthäter formiret. Was haſt du gethan, das ſich mit dergleichen Wundern vergleichen lies?

Tatius. Schöne Wunder! Allerhand Straſſen-Räuber und Diebs-Geſindel zu ſamlen; ſich zum Haupt einer Bande von Meuchel-Mörder zu machen, mit einer ungezäumten Frechheit die Länder ſeiner Nachbarn zu verheeren, ihre Weiber verrätheriſcher Weiſe zu rauben, kein anderes Geſetz, als Betrug und Gewalt zu erkennen, ſeinen eigenen Bruder todt zu ſchlagen. Sehet

hier, ich geſtehe es, was ich nicht gethan habe. Deine Stadt mag ſo lange dauern, als es denen Göttern gefallen wird; ſie iſt aber auf einem böſen Grund gebauet. Dein Reich mag ſich auch leicht ausbreiten, dann du haſt deinen Bürgern nichts anders gelernt, als wie ſie fremdes Gut an ſich bringen ſollen. Es iſt ihnen ſehr nöthig, daß ſie von einem beſcheidenern und gerechtern König, als du biſt, regieret werden. Auch ſagt man, daß Numa, mein Tochtermann, dir nachgefolget ſey. Er iſt weiſe, gerecht, fürchtet die Götter, und iſt wohlthätig. Ein ſolcher iſt nöthig, deine Republic in Stand zu ſetzen, und deine Fehler zu verbeſſern.

Romulus. Es iſt leicht ſein Leben mit Beurtheilung der Rechts-Händel zuzubringen; Streitigkeiten beyzulegen; eine Policey in einer Stadt einzuführen; das iſt eine ſehr gemeine Lebens-Art, die nichts groſes mit ſich führet; Alleine Siege zu erfechten, und Eroberungen zu machen, das iſt Helden- mäßig.

Tatius. O fürwahr ein ſeltſamer Heldenmuth, der auf nichts ausgehet, als diejenige Meuchel-mörderiſcher Weiſe umzubringen, die man beneidet.

Romulus. Wie! Meuchel-mörderiſcher Weiſe? Ich ſehe wohl, daß du mich im Verdacht haſt, als ob ich dich hätte umbringen laſſen.

Tatius. Ich habe dich darüber gar nicht im Verdacht; dann ich zweifle nicht mehr daran. Es iſt ſchon lang, daß du nicht mehr konteſt leiden, daß ich die Königliche Würde mit dir theilen ſolte. Alle diejenige, die nach mir über den Styx gekommen ſind, haben mich verſichert, daß

du nicht einmahl den Schein davon haſt zu vermeiden geſucht. Du haſt meinen Tod weder beklagt, noch gerochen, noch die Mörder zu beſtraffen aufgeſucht. Aber, du haſt empfangen, was du verdienteſt. Wenn man die Gottloſen unterrichtet, wie ſie einen König umbringen ſollen, ſo werden ſie bald auf gleiche Weiſe auch den andern hinzurichten wiſſen.

Romulus. Nun wohl; wann ich dich auch hätte tödten laſſen, ſo wär ich darinn deinem böſen Exempel nachgefolgt, da du das arme Mägdgen, die man Tarpeja nante, betrogeſt. Du wolteſt, ſie ſolte dich mit deinen Trouppen denjenigen Berg einnehmen laſſen, welcher nach ihrem Nahmen der Tarpejaniſche genennet wurde. Du hatteſt ihr verſprochen, dasjenige zu geben, was die Sabiner in der lincken Hand trugen: ſie meynte, dadurch die koſtbare Arm-Bänder zu bekommen, die ſie geſehen hatte. Man gab ihr dargegen alle die Schilder, damit man ſie auf der Stelle nieder ſchlug. War dieſes nicht eine falſche und grauſame That?

Tatius. Die deinige war noch viel abſcheulicher, da du mich durch Verrätherey lieſſeſt ums Leben bringen; dann wir hatten uns einander Treu und Bündniß geſchworen; und unſere beyde Völcker zuſammen vereiniget. Allein, ich bin gerochen. Deine Raths-Herren haben deinem Frevel und deiner Tyranney zu widerſtehen gewuſt. Es iſt nicht das mindeſte von deinem in Stücken zerriſſenen Cörper übrig geblieben. Vermuthlich hatte ein jeder unter ſeinem Rock einen Theil davon mit ſich hinweg geſchlept. Sehe,

ſo hat man dich zu einem Gott gemacht. Proculus ſahe dich mit der Majeſtät eines Unſterblichen. Biſt du nicht mit dieſer Ehre zufrieden? du, der du doch ſo ruhmſüchtig biſt.

Romulus. Nein, nicht gar ſehr; allein ich weiß nun meinem Ubel nicht mehr zu rathen. Man zerreiſſet mich, und man betet mich an. Es iſt dieſes eine Art der Verſpottung. Wenn ich noch im Leben wär, ſo wolt ich ſie . . . .

Es iſt nicht mehr Zeit zu drohen. Schatten ſind ſo viel wie nichts. Gehab dich wohl, Böſewicht, ich verlaſſe dich.

Das IX. Geſpräch.

Romulus und Numa Pompilius.

Wie weit die Ehre eines weiſen und friedſamen Königes diejenige eines ungerechten Welt-Bezwingers übertreffe.

Romulus.

Ihr kommet ſehr ſpäte hier an. Eure Regierung hat ſehr lang gedauert.

Numa Pompilius. Das macht, weil ſie ſehr ruhig war. Das Mittel, bey der Regierung zu einem hohen Alter zu gelangen, iſt, wenn man niemand nichts zu Leid thut, ſeiner Gewalt nicht misbrauchet, und ſich ſo verhält, daß niemand Urſach hat, unſern Tod zu wünſchen.

Romulus. Wenn man mit ſolcher Eingezogenheit einen Staat beherrſchet, ſo lebt man in

der

der Dunckelheit, und ſtirbt ohne Ruhm. Man hat Müh, die Menſchen zu regieren. Die Macht gibt keine Luſt. Es iſt alſo viel beſſer, überwinden, und alles nieder ſchmeiſſen, was ſich uns widerſetzet, um dadurch die Unſterblichkeit zu erhalten.

Numa Pompilius. Allein, ſagt mir doch, ich bitte euch, worinn beſtehet dann eure Unſterblichkeit? Ich habe ſagen hören, daß ihr in der Reyhe der Götter wäret, und an der Tafel des Jupiters mit Nectar geträncket würdet: wie komt es alſo, daß ich euch hier finde.

Romulus. Aufrichtig von der Sache zu reden, ſo haben die Raths-Herren, die über meine Macht begunten eiferſüchtig zu werden, mich weggeſchaft, und mich mit Ehren überhäuft, nachdem ſie mich haben in Stücken zerhauen laſſen. Sie wolten mich lieber anbeten, wie einen Gott, als mir gehorſamen, wie ihrem König.

Numa Pompilius. Es iſt alſo nicht wahr, was Proculus erzehlet?

Romulus. Ey! wiſſet ihr nicht, wie vielerley Dinge man dem gemeinen Volck pflegt weis zu machen? Ihr verſtehet euch darauf noch beſſer, als ein anderer, da ihr ſolches habt zu bereden gewußt, daß ihr Offenbahrungen von der Nymphe Egeria empfienget. Proculus, da er das Volck über meinen Tod aufgebracht ſahe, wolte daſſelbe mit einer Fabel tröſten. Die Menſchen wollen betrogen ſeyn. Die Schmeicheley beſänftiget die allergröſte Schmerzen.

Numa Pompil. Ihr habt alſo an ſtatt der Unſterblichkeit nichts als tödtliche Wunden bekommen?

Romulus. Man hat mir aber auch Altäre aufgebauet, und darzu Prieſter, Opfer, und Weyhrauch beſtellet.

Numa Pompilius. Aller dieſer Weyhrauch aber dienet zu nichts; ihr seyd deswegen hier doch nichts anders, als ein eitler unvermögender Schatten, ohne alle Hofnung, jemahls das Tages-Licht wieder zu erblicken. Ihr ſehet alſo, daß nichts wahrhaftig ſchätzbar ſey, als gut, gerecht, mäßig, und von dem Volck geliebt zu ſeyn. Man lebet lang, man iſt immer im Frieden; Man empfängt zwar kein Rauch-Opfer, man wird nicht für unſterblich gehalten; allein, man befindet ſich wohl: man regieret ohne Unruh, und man erzeigt denen Menſchen viel gutes, denen man zu gebieten hat.

Romulus. Ihr, der ihr ſo lang gelebet habt, waret wohl nicht mehr jung, als ihr anfienget zu regieren.

Numa Pompilius. Ich hatte vierzig Jahre, und dieſes war mein Glück: wenn ich ehender zur Regierung gekommen wär, ſo würde ich ohne Erfahrung, ohne Klugheit, und dagegen allen meinen Begierden unterwürfig geweſen ſeyn. Die Macht iſt allzu gefährlich bey einer hitzigen Jugend. Ihr ſeyd es wohl gewahr worden, da ihr in einem wilden Eifer euren eigenen Bruder umgebracht, und allen euren Bürgern ſeyd unerträglich worden.

Romulus. Weil ihr ſo lange gelebet, ſo werdet ihr wohl eine gute getreue Leibwache um euch gehabt haben.

Numa Pompilius. Ganz und gar nicht. Ich danckte gleich Anfangs die drey hundert Mann ab, welche man Celeres nante, und welche ihr euch zur Leichwache auserleſen hattet. Ein Mann, der mit Müh die Crone empfängt, der ſolche nur aus Liebe zum gemeinen Beſten annimmt, und der zufrieden ſeyn würde, ſolche wieder von ſich zu geben, der darf auch den Tod nicht fürchten, wie ein Tyrann. Was mich anlangt, ſo glaubte ich, denen Römern einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich ſie regieren würde. Ich lebte ſchlecht, um das Volck zu bereichern. Alle benachbarte Völcker wünſchten unter meiner Botmäſigkeit zu leben. In einem ſolchen Zuſtand braucht man keiner Leibwache. Ich war ein armer Sterblicher, niemand hatte davon einen Vortheil, mir die Unſterblichkeit zuzueignen, deren euch der Rath würdig ſchätzte. Meine Leibwache war die Liebe meiner Bürger, die mich als ihren Vater betrachteten. Solte ein König ſein Leben nicht einem Volck anvertrauen, welches ihm ſeine Güter, ſeine Ruh, und ſeine Erhaltung anvertrauet? Das Vertrauen iſt hier von beyden Seiten einander gleich.

Romulus. Wenn man euch ſprechen höret, ſo ſolte man glauben, ihr wäret wider euren Willen König worden. Aber ihr habt hierinn das Volck betrogen, auf eben die Art, wie ihr ihm etwas von der Religion hattet weis gemacht.

Numa Pompilius. Man hat mich in meiner Einſamkeit zu Cures geſucht. Ich ſagte, daß ich mich nicht ſchickte, ein kriegeriſches Volck zu regieren, welches gewohnet wär, Eroberungen zu machen; ſie müßten einen Romulus

 haben,

haben, der ſtets bereit wär, zu überwinden. Ich fügte hinzu, daß der Tod des Tatius, und der eure, mir kein groſes Verlangen machten, zwey ſolchen Königen zu folgen. Ich ſagte, daß ich niemahls im Krieg geweſen wär; dem ungeacht, ſo beharrte man darauf, daß ich ſolte die Regierung annehmen. Ich willfahrte endlich; aber dem ungeacht, ſo lebte ich vor wie nach, einfältig, ſchlecht und mäßig bey aller Königlichen Würde, ohne mich deswegen einem einzigen Bürger vorzuziehen. Ich vereinigte mit einander die beyde Völcker, die Sabiner und die Römer, dergeſtalt, daß man nun ſolche nicht mehr unterſcheiden kan. Ich habe die guldne Zeit wieder hergeſtellet. Alle Völcker, nicht nur in der Gegend von Rom, ſondern auch von ganz Italien, haben den Uberfluß empfunden, welchen ich allenthalben ausgebreitet habe. Der Feld-Bau hat die wildeſte Völcker, weil man ihn in Ehren hielt, leutſelig gemacht: er hat ihnen eine Liebe zu ihrem Vaterland eingeflöſet, die nichts mit der unruhigen Begierde gemein hat, die Länder ſeiner Nachbarn zu überfallen.

Romulus. Dieſer Friede und dieſer Uberfluß dienen zu nichts, als nur das Volck hochmüthig, ungehorſam gegen ihren König und weichlich zu machen, dergeſtalt, daß ſie hernach weder die Strapazen, noch die Gefährlichkeiten des Kriegs ausſtehen können. Wenn man euch würde mit Krieg überzogen haben, was hättet ihr gethan, ihr, die ihr niemahls nichts vom Kriegs-Weſen geſehen gehabt? Ihr hättet müſſen euren Feinden ſagen,

ſagen, daß ſie ſo lange verziehen mögten, biß ihr eure Nymphe würdet um Rath gefraget haben.

Numa Pompilius. Wenn ich mich nicht ſo wohl auf den Krieg verſtanden habe, wie ihr, ſo hab ich dargegen ihn wiſſen zu vermeiden; indem ich mich von allen meinen Nachbarn ſowohl fürchten, als lieben machte. Ich habe denen Römern Geſetze gegeben, welche, indem ſie dieſelbe gerecht, arbeitſam und mäßig machen, ſie zugleich auch werden in ſolchen Stand ſetzen, jederzeit denenjenigen zu widerſtehen, die ſie feindlich angreiffen werden. Ich fürchte nur, daß ſie noch zu viel von dem räuberiſchen und wilden Weſen dürften übrig behalten haben, woran ihr ſie gewöhnet habt.

Das X. Geſpräch.

Xerxes und Leonidas.

Die Weisheit und die Tapferkeit machen einen Staat unüberwindlich, und nicht die Menge der Unterthanen, noch die unumſchränckte Macht der Fürſten.

Xerxes.

Ich will dir, Leonidas, eine groſe Ehre erweiſen. Du ſolt, wenn du wilſt, allezeit auf denen Ufern des Stix unter meinem Gefolge ſeyn.

Leonidas. Ich bin nur an dieſe Oerter gekommen, um dich niemahls zu ſehen, und um deiner Tyranney mich zu entziehen. Gehe, ſuche deine Weiber, deine Beſchnittene, deine Sclaven,

ven, und deine Hof-Schmeichler, die ſchicken ſich beſſer, dir Geſellſchaft zu leiſten.

Xerxes. Sehet mir doch dieſen verwegenen, dieſen trotzigen Menſchen an. Ein Bettler, der niemahls nichts, als den Nahmen eines Königs, ohne Macht geführet hat. Ein Hauptmann der Meuchel-Mörder. Wie? du ſchämeſt dich nicht, dich mit einem groſen König zu vergleichen? Haſt du ſchon vergeſſen, daß ich die Erde mit Kriegs-Völckern, und das Meer mit Schiffen bedecket habe? Weiſt du nicht, daß mein Herr bey einer Mahlzeit nicht ſeinen Durſt löſchen konte, ohne die Flüſſe auszutrocknen?

Leonidas. Wie unterſteheſt du dich noch, die Menge deiner Kriegs-Völcker zu erheben? Drey hundert Spartaner, die ich zu Thermopiles anführte, wurden durch dein unzahlbares Heer niedergehauen, ohne daß man ſie hätte überwinden können. Sie fielen, nachdem ſie ſich durch ihr anhaltendes Niedermetzeln ermüdet hatten. Sieheſt du nicht noch hier eine Menge von dieſen herum irrenden Schatten, welche das Ufer bedecken? Dieſes ſind die zwanzig tauſend Perſianer, die wir ertödtet haben. Frage ſie, wie viel ein einziger Spartaner gegen andere Menſchen gilt; beſonders in Betrachtung deiner Soldaten. Die Tapferkeit, und nicht die Menge macht unüberwindlich.

Xerxes. Deine That rührete von Tollkühnheit und von Verzweiflung her.

Leonidas. Es war eine weiſe und grosmüthige That. Wir hielten dafür, daß wir uns einem gewiſſen Tod überlaſſen müſten, um dich dadurch

zu

zu lehren, wie viel es koſtet, wenn man die Griechen will in Dienſtbarkeit ſetzen; und um ganz Griechenland die Zeit zu laſſen, ſich in eine Verfaſſung zu ſetzen, entweder zu ſiegen, oder, wie wir, umzukommen. In der That machte ein ſolches beherzte Exempel die Perſianer beſtürzt, und gab denen erſchrockenen Griechen neuen Muth. Unſer Tod war alſo wohl angewandt.

Xerxes. O wie leid thut es mir, daß ich nicht in Peloponneſe bin eingedrungen, nachdem ich Attica verwüſtet hatte. Ich wolte dein Lacedemon wie Athen in die Aſche geleget haben. Armſeliger Unverſchämter, ich wolte . . . .

Leonidas. Hier iſt nicht mehr die Zeit, wo Schelt-Worte oder Schmeicheleyen gelten. Wir ſind hier im Land der Wahrheit. Bildeſt du dir dann ein, noch der groſe König zu ſeyn? Deine Schätze ſind weit von hier. Du haſt weder Leib-Wache, noch Armeen, noch Pracht, noch Luſtbarkeiten mehr. Kein ſchmeichlendes Lob kitzelt mehr deine Ohren. Du biſt nunmehro nackend, allein, und in Erwartung, von dem Minos dein Urtheil zu empfangen. Allein dein Schatten iſt noch ſehr zornig und ſtolz. Du wareſt nicht mehr aufgebracht, als du das Meer mit Ruthen peitſchen lieſſeſt. In der That, du wäreſt werth geweſen, daß man dich wegen dieſer Thorheit mit Ruthen geſtrichen hätte. Erinnerſt du dich nicht der verguldeten Ketten, die du in den Helleſpont werfen lieſſeſt, um damit Sturm und Wellen in deine Feſſel zu legen? Närriſcher Menſch, der du alſo das Meer zu zwingen vermeynteſt! Du wareſt, dem ungeacht, bald genöthiget, deinen Weg

wieder

wieder zurück nach Aſien, auf einen Kahn, wie ein Fiſcher, zu nehmen. Sehe, wohin ein thörigter Hochmuth die Menſchen verleitet, welche die Geſetze der Natur bezwingen wollen, und darbey ihrer eigenen Schwachheit vergeſſen.

Xerxes. Ach! ich ſeh es wohl, allein zu ſpät, daß die Könige, die alles vermögen, ſich von ihren Begierden hinreiſſen laſſen; wie kan aber ein ſolcher Menſch ſeiner eigenen Hoheit und der Schmeichelen aller derer, die um ihn ſind, widerſtehen. O welches Unglück, wenn man in ſo groſer Gefahr gebohren wird!

Leonidas. Siehe, warum ich mehr aus meiner Königlichen Würde mache, als aus der deinigen. Ich war ein König, unter der Bedingung, eine rauhe, mäßige und arbeitſame Lebens-Art, ſo wie mein Volck zu führen. Ich war nur König, um mein Vaterland zu vertheydigen, und um darinn die Geſetze zu erhalten. Meine Königliche Würde gab mir das Vermögen, Gutes zu ſtiften, ohne mir zu erlauben, Böſes zu thun.

Xerxes. Ja; allein du wareſt arm, ohne Herrlichkeit, und hatteſt kein Anſehen. Einer von meinen Satrapen, oder Land-Vögten, war weit gröſer und prächtiger, wie du.

Leonidas. Ich würde nicht ſo viel Macht gehabt haben, den Berg Athos zu zerſchneiden, wie du. Ich glaubte ſogar, daß ein jeder von deinen Satrapen in dem Land mehr Gold und Silber zu ſtehlen pflegte, als wir in unſerer ganzen Republic hätten aufbringen können. Allein, unſere Wehr und Waffen, ob ſie gleich nicht verguldet

guldet waren, konten deswegen die zaghafte und weibiſche Männer wohl treffen, deren unzahlbare Menge dir ein ſo eitles Vertrauen auf ſie beygebracht hatte.

Xerxes. Wie aber, wenn ich in Peloponeſe eingedrungen wär, würde nicht ganz Griechenland in meine Feſſel gekommen ſeyn? Keine einzige Stadt, ſelbſt die deinige, hätte mir nicht widerſtehen können.

Leonidas. Ich glaube ſolches, wie du es ſageſt; und eben deswegen verachte ich die groſe Macht eines barbariſchen Volcks, das nicht zum Krieg abgerichtet iſt. Es weiß von keinen weiſen Rathſchlägen, oder wenn man ihm ſolche giebt, ſo weiß es nicht, ſolchen nachzuleben, und ziehet ihnen allezeit andere vor, die falſch und betrügeriſch ſind.

Xerxes. Die Griechen wolten eine Mauer machen, um den Iſthmus zu verſperren. Allein ſie war noch nicht fertig, und ich drung durch.

Leonidas. Die Mauer war noch nicht fertig, es iſt wahr; aber du wareſt der Mann auch nicht, um denenjenigen zuvorzukommen, die ſolche machen wolten. Deine Schwachheit war denen Griechen noch nützlicher, als ihre Macht.

Xerxes. O hätte ich den Iſthmus einbekommen, ich hätte wollen zeigen . . . .

Leonidas. Du würdeſt wiederum einen andern Fehler begangen haben. Dann du wareſt dergeſtalt verdorben durch deine Weichlichkeit, durch deinen Hochmuth und durch die Verachtung guter Rathſchläge, daß du nichts anders,

als fehlen konteſt. Du wareſt noch leichter einzunehmen, als der Iſthmus.

Xerxes. Ich war doch gleichwohl nicht ſo zaghaft und ſo böſe, wie du dir ſolches einbildeteſt.

Leonidas. Du wareſt von Natur beherzt, und hatteſt auch kein gar böſes Gemüth. Die Thränen, die du vergoſſen haſt über den Anblick ſo vieler tauſend Menſchen, von denen binnen einer Zeit von hundert Jahren kein einziger mehr übrig ſeyn würde, geben zu erkennen, daß bey dir noch zimlich viel Menſchlichkeit gewohnet hatte. Das iſt auch die ſchönſte Stelle in deinem Lebens-Lauf. Wäreſt du nicht ein allzu mächtiger und groſer König geweſen, ſo hätteſt du noch ein zimlich ehrlicher Mann ſeyn können.

Das XI. Geſpräch.

Solon und Piſiſtrates.

Die Tyranney macht öfters die Fürſten noch unglückſeliger, als das Volck.

Solon.

Wohlan, du vermeynteſt, der glücklichſte unter den Sterblichen zu werden, wann du deine Mit-Bürger zu Sclaven machen könteſt. Siehe, du haſt es weit gebracht. Du haſt alle meine Vorſtellungen verachtet, du haſt alle meine Geſetze mit Füſſen getreten. Was iſt nun von deiner Tyranney noch übrig, als daß die Athenienſer dein Gedächtniß verfluchen, und

daß du wirſt die gerechte Strafen in dem ſchwarzen Tartarus ausſtehen můſſen.

Piſiſtrates. Gleichwohl war meine Regierung ſehr gelinde. Es iſt wahr, daß ich herrſchen, und alles, was verdåchtig war, meiner Macht aufopfern wolte

Solon. Das iſt eben dasjenige, was man einen Tyrannen nennet. Er thut das Böſe nicht allein, weil er daran eine Freude hat, ſondern auch deswegen, weil es ihm nichts koſtet, ſo oft er ſolches den Anwachs ſeiner Hoheit fůr dienlich findet.

Piſiſtrates. Ich wolte Ehre erlangen.

Solon. Was iſt das fůr eine Ehre! ſeinem Vaterland die Feſſel anzulegen, und bey der Nachwelt fůr einen böſen Menſchen gehalten zu werden, der weder Gerechtigkeit, noch Treu und Glauben, noch Menſchlichkeit gekant hat. Du håtteſt ſollen Ehr zu erlangen trachten, wie ſo viel andere Griechen, die dem Vaterland gedienet, nicht aber ſolches unterdruckt haben, wie du es gethan haſt.

Piſiſtrates. Es iſt aber etwas ſehr hartes, ſein Leben in der Abhånglichkeit eines eigenſinnigen Volcks zuzubringen, wenn man gleichwohl einen erhabenen Geiſt, nebſt Witz und Beredtſamkeit hat, es zu regieren.

Solon. Ich geb es zu; allein man muß trachten, das Volck, nach Anweiſung der Geſetze, mit Recht und Billigkeit zu leiten. Ich, der ich mit dir rede, war, wie du ſolches wohl weiſt, von Königlichem Stamm; hab ich deswegen eine Ehrſucht bezeiget, um Athen zu beherrſchen?

Ich

Ich habe vielmehr ganz im Gegentheil alles angewandt, um heilſame Geſetze gelten zu machen. Ich habe ſchlecht gelebet: ich habe mich entfernet; ich habe mich keiner andern Mitteln gebrauchen wollen, als der Ermahnung und guter Exempel, welches die Waffen der Tugend ſind. Haſt du es auch ſo gemacht? Sprich!

Piſiſtrates. Nein, aber ich gedachte, die Königliche Würde auf meine Kinder zu bringen.

Solon. Du haſt es wohl getroffen; dann du haſt ihnen, an ſtatt alles Erbtheils, den Haß und die Verabſcheuung des Volcks hinterlaſſen. Die großmüthigſte Bürger haben dadurch unſterbliche Ehre und Gedächtniß-Säulen erhalten, weil ſie dem einen (von deinen Söhnen) den Dolch ins Herz geſtoſſen haben: der andere hat ſich flüchtig davon gemacht, und dienet auf eine niederträchtige Art einem barbariſchen König, um denſelben gegen ſein eigenes Vaterland in Harniſch zu bringen. Siehe, das ſind die Güter, die du deinen Kindern hinterlaſſen haſt. Hätteſt du ihnen die Liebe des Vaterlandes hinterlaſſen, und ihnen gezeiget, wie ſie allen Pracht vermeiden ſolten, ſo würden ſie noch beglückt unter denen Athenienſern leben.

Piſiſtrates. Alleine, leben ohne Ehre, in der Dunckelheit?

Solon. Erwirbt man dann die Ehre durch Schand-Thaten? Man muß dieſelbe ſuchen im Krieg gegen die Feinde, in allen beſcheidenen Tugenden eines redlichen Bürgers, in einer Verachtung alles deſſen, was die Menſchen thörigt und weichlich macht. O Piſiſtrates, die Ehre

iſt

iſt ſchön: glückſelig ſind diejenige, welche ſolche zu finden wiſſen! Allein, wie ſchädlich iſt es, wenn man ſolche ſuchet, wo ſie nicht iſt.

Piſiſtrates. Das Volck aber hatte gar zu viel Freyheit; und ein allzu freyes Volck iſt der grauſamſte von allen Tyrannen.

Solon. Man hätte mir alſo behülflich ſeyn ſollen, die unbändige Freyheit des Volcks durch Handhabung der Geſetze in gebührenden Schrancken zu halten, nicht aber die Geſetze niederreiſſen ſollen, um das Volck zu tyranniſiren. Du haſt es gemacht wie ein Vater, der, um ſeinen Sohn beſcheiden und lehrſam zu machen, ihn verkauffen wolte, damit er ſein Leben in der Leibeigenſchaft zubringen mögte.

Piſiſtrates. Die Athenienſer aber ſind allzu eiferſüchtig auf ihre Freyheit.

Solon. Es iſt wahr, die Athenienſer ſind aufs äuſſerſte eiferſüchtig auf eine Freyheit, die ihnen gebühret; wareſt du aber nicht noch mehr eiferſüchtig auf eine Tyranney, die dir nicht gebühren konte.

Piſiſtrates. Ich ſahe mit Ungedult, daß die Sophiſten und die Redner ſich ſo viel über weiſe Leute heraus nahmen, und das Volck handthierten, wie es ihnen einfiel.

Solon. Gleichwohl war es beſſer noch, daß die Sophiſten und Redner zuweilen das Volck durch ihre Vorſtellungen und durch ihre Beredtſamkeit herum führten, als daß man deswegen ſowohl denen guten, als böſen Rathgebern, den Mund ſtopfete, um das Volck zu unterdrücken, und nur allein deinen eigenen Begierden Gehör

zu geben. Welche Annehmlichkeit aber empfandeſt du bey einer ſolchen Macht? Was hatteſt du für eine reitzende Luſt bey deiner Tyranney?

Piſiſtrates. Sich von aller Welt fürchten zu machen, ſelbſt niemand zu fürchten, und alles thun zu können.

Solon. Unſinniger, du hatteſt alles zu fürchten; du haſt es wohl erfahren, da du von dem Gipfel deines Glückes herunter geſtürzet wurdeſt, und du alle Müh von der Welt hatteſt, dich wieder aufzurichten. Du ſpüreſt es noch an deinen Kindern. Wer hatte das meiſte zu fürchten, du, oder die Athenienſer? Die Athenienſer, welche unter dem Joch der Dienſtbarkeit dich verfluchten; oder du, der du dich immer befürchten muſteſt, verrathen, geſtürzet, und als ein gewaltthätiger Thron-Beſitzer geſtrafet zu werden? Die Furcht war alſo gröſſer bey dir, als bey dem Volck, bey dem du dich wolteſt fürchten machen.

Piſiſtrates. Ich muß es frey bekennen, die Tyranney gab mir kein wahrhaftes Vergnügen. Aber ich hätte doch nicht das Herz gehabt, mich ſolcher zu begeben. Ich würde über den Verluſt meiner Macht in einen tödtlichen Verdruß gefallen ſeyn.

Solon. Erkenne alſo, wie gar ſchädlich die eigenmächtige Gewalt (a) eines Tyrannen ſey, nicht

(a) Im Franzöſiſchen heiſſen die Worte: Reconnois donc combien la tyrannie eſt pernicieuſe pour le tyran auſſibien que pour le peuple: il n'eſt point heureux de l'avoir, il eſt malheureux de la perdre. Man kan im Teutſchen nicht ſagen: Er iſt nicht glücklich / die Tyranney zu haben ꝛc.

nicht nur in Anſehung des Volcks, ſondern auch in Betrachtung ſeiner ſelbſt. Er iſt nicht glücklich, wann er ſie hat, und iſt unglücklich, wann er ſie verliehret.

Das XII. Geſpräch.

Solon und Juſtinianus.

Richtiger Begrif von denen Geſetzen, wann ſie ſollen hinlänglich ſeyn, ein Volck gut und glücklich zu machen.

Juſtinianus.

NIchts iſt mit der Majeſtät der Römiſchen Geſetze zu vergleichen. Ihr habt bey denen Griechen den Ruhm eines groſen Geſetzgebers gehabt. Aber wenn ihr unter uns gelebet hättet, ſo würde eure Ehre ſehr dunckel geblieben ſeyn.

Solon. Warum? würde man mich in eurem Land verachtet haben?

Juſtinianus. Haben nicht die Römer vieles von denen Griechen genommen, um die Anzahl ihrer Geſetze zu vermehren, und ſolche vollſtändiger zu machen.

Solon. Worinn beſtunden dann dieſe Zuſätze?

Juſtinianus. Wir haben unzehlig viel Bewunderungs-würdige Geſetze, die zu verſchiedenen Zeiten ſind gemacht worden. Ich werde zu immerwährenden Zeiten die Ehre haben, daß ich dieſen groſen Vorrath von Geſetzen zuſammen in ein Buch gebracht habe.

Solon. Ich habe hier unten öfters den Cicero ſagen hören, daß die Geſetze der zwölf Tafeln die vollkommenſte geweſen wären, welche die Römer gehabt hätten. Ihr werdet mir erlauben, euch zu ſagen, daß dieſe Geſetze aus Griechenland ſind nach Rom gebracht worden, und daß ſie vornehmlich von denen Lacedemoniern herkamen.

Juſtinianus. Sie mögen herkommen ſeyn, woher ihr wollet: ſo waren ſie doch viel zu einfältig und viel zu kurz, um mit denen unſerigen verglichen zu werden, die alles voraus geſehen, alles entſchieden, und alles mit unendlichen Abtheilungen ins Reine gebracht haben.

Solon. Ich, für mein Theil, glaubte, daß die Geſetze, wenn ſie gut ſeyn ſollen, müſten klar, einfältig, kurz, und ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie das Volck, dem ſie gegeben werden, leicht verſtehen, ſie behalten, ſie lieben, und ihnen alle Stund und Augenblick nachleben könte.

Juſtinianus. Aber die einfältige und kurze Geſeze dienen nicht, die Wiſſenſchaften und den Verſtand der Rechts-Gelehrten zu üben. Sie gehen nicht bis auf den Grund der vorkommenden ſchönen Fragen.

Solon. Ich hielte vielmehr dafür, daß die Geſetze zu dem Ende gemacht wären, um dergleichen dunckle Fragen zu vermeiden, und bey dem Volck gute Sitten, Ordnung und Frieden zu erhalten. Ihr berichtet mir im Gegentheil, daß ſie die Scharfſinnigkeit der Rechts-Gelehrten üben, und Materie zu allerhand Rechts-Händeln geben müſten.

Juſtinianus. Rom hat groſe Rechts-Gelehrten, Sparta aber nur unwiſſende Soldaten hervor gebracht.

Solon. Ich hätte geglaubt, daß dieſes gute Geſetze wären, welche alſo beſchaffen ſind, daß man dabey der Rechts-Gelehrten entbehren könte, und daß die Unwiſſende bey ſolchen einfältigen und deutlichen Geſetzen in Ruhe und im Frieden leben mögten; ohne daß ſie nöthig hätten, über den Sinn der verſchiedenen Texten und ihrem Zuſammenhang bey denen eitlen Sophiſten ſich Raths zu erholen. Ich hätte geurtheilt, daß dergleichen Geſetze nicht viel taugten, zu deren Erläuterung ſo viele Gelehrten vonnöthen wären, welche darinn niemahls mit einander übereinſtimmen.

Juſtinianus. Zu dem Ende aber hab ich meine Sammlung gemacht, daß alles übereinſtimmen mögte.

Solon. Tribonianus ſagte mir geſtern, er hätte ſolche gemacht.

Juſtinianus. Das iſt wohl wahr; er hat aber ſolche auf meinen Befehl gemacht. Ein Kayſer macht ein ſolches Werck nicht ſelbſten.

Solon. Ich habe meines Orts dafür gehalten, da ich regierte, daß auch die vornehmſte Sorgfalt eines Regenten darinn beſtünde, dem Volck Geſetze zu geben, welche beydes den König und das Volck dahin anweiſen, wie ſie ſollen gerecht, gutartig, und glücklich ſeyn. Armeen zu commandiren, und Schlachten zu gewinnen, iſt nichts in Vergleich der Ehre eines Geſetzgebers. Aber um wieder auf euren Tribonian zu kommen, ſo hat er nichts weiter gethan, als daß er die Ge-

ſetze, die zu verſchiedenen Zeiten heraus gekommen ſind, und die öfters von einander ſehr abweichen, zuſammen geleſen hat: und ihr habt niemahls ein rechtes vollſtändiges Corpus Juris gehabt, darinnen die Geſetze zu einerley Endzweck wären gegeben worden, um die Sitten und die ganze Regierung des Volckes darnach einzurichten. Es iſt eine Sammlung beſonderer Geſetze, um dadurch die Streitigkeiten, welche die Bürger untereinander haben, zu entſcheiden. Die Griechen aber haben allein die Ehre, daß ſie ſolche Grund-Geſetze gemacht haben, welche zulänglich ſind, ein Volck nach denen Regeln der Weisheit anzuführen, und ſowohl ſeine ganze Staats-Verfaſſung, als ſeine ganze Regierungs-Art einzurichten. Was die Menge eurer Geſetze anbetrift, die ihr ſo ſehr erhebet, ſo macht mich dieſes glauben, daß ſie entweder nicht gut geweſen ſind, oder daß ihr nicht gewuſt habt, ſie in ihrer Einfalt zu erhalten. Um ein Volck wohl zu regieren, müſſen wenig Richter und wenig Geſetze ſeyn. Wenig Menſchen ſind fähig, Richter abzugeben. Die Menge der Richter verwirren alles. Die Menge der Geſetze iſt nicht weniger ſchädlich; Man verſtehet ſie nicht mehr, man hält nicht mehr darüber. So bald ihrer ſo viele ſind, gewohnet man ſich, dem Schein nach ſie zu ehren, und unter allerhand ſchöne Vorwänd zu übertreten. Der Hochmuth verfaſſet ſolche mit einem aufgeblaſenen Stolz; der Geitz und andere Affecten machen, daß man ſie wieder verachtet. Vermittelſt der Spizfindigkeit der Sophiſten treibet man damit ein bloſes Spiel, dann dieſe legen

ſolche aus, wie es ein jeder für ſein Geld verlanget. Hieraus entſtehet die Rabuliſterey (*a*) ein Ungeheuer, welches darzu ſcheinet gebohren zu ſeyn, um das menſchliche Geſchlecht zu verſchlingen. Die Geſetze ſcheinen mir nur allein in ſolchen Ländern gut, wo keine Proceſſe ſtatt finden, und wo man durch einfältige und kurze Geſetze allen Fragen zuvor gekommen iſt. Ich wolte weder Diſpoſitiones teſtamentarias, noch Adoptiones, noch Enterbungen, noch Subſtitutiones, noch Leih, Verkauf, Tauſch ꝛc. Ich wolte nur, daß eine jede Familie einen ſehr kleinen Bezirck von Land innen haben, daß dieſer Bezirck nicht ſolte können veräuſſert werden, und daß die Obrigkeit ſolchen denen Kindern nach dem Tod des Vaters, zufolge des Geſetzes, in gleiche Theile austheilen ſolte. Im Fall dieſe Familien zu ſehr anwachſen, und das Land ihnen zu klein werden ſolte, ſo würde ich einen Theil davon nach einer unbewohnten Inſul gebracht haben, um ſolche durch ſie zu bevölckern. Vermittelſt dieſer kurzen und einfältigen Regel würde ich aller eurer zuſammen geſtoppelten Geſetzen entbehren können, und ich würde nur darauf bedacht ſeyn, um die Sitten wohl einzurichten, die Jugend zur Mäßigkeit, zur Arbeit, zur Gedult, zur Verachtung der Weichlichkeit, zur Herzhaftigkeit gegen die Schmerzen und gegen den Tod anzuziehen. Dieſes würde beſſer ſeyn, als alle die Grillenfängereyen über die Contracte, oder über die Vormundſchaften.

(*a*) La Chicane.

Juſtinianus. Durch dergleichen magere Geſetze würdet ihr alles, was ſinnreiches in der Rechts-Gelahrtheit iſt, über einen Hauffen ſchmeiſſen.

Solon. Ich halte mehr auf einfältige, harte und wilde Geſetze, als auf künſtliche Erfindungen, welche die Ruhe der Menſchen ſtöhren, und ihre Sitten von Grund aus verderben. Niemals hat man ſo viele Geſetze geſehen, als zu eurer Zeit. Niemals hat man euer Reich ſo verwöhnt, ſo weibiſch, ſo verdorben, und ſo unwürdig, in Anſehung der alten Römer, welche denen Spartanern glichen, geſehen. Ihr ſelbſt ſeyd nichts anders, als ein Betrüger, ein Gottloſer, ein Böſewicht, ein Verſtöhrer aller guten Geſetzen, und ein durchgehends hochmüthiger und falſcher Menſch geweſen. Euer Tribonian war ebenfalls böſe, doppelſinnig und liederlich. Procop hat euch beyden die Larve abgezogen. Was die Geſetze betrift, ſo ſind ſie nicht Geſetze, als in ſo weit ſie deutlich verfaſſet, angenommen, beliebt, folgbar, und von ſolcher Güte ſind, daß ſie in der Ausübung das Volck gut und glücklich machen. Ihr habt durch euer ſtolzes Geſchmier niemand gut und glücklich gemacht. Ich ſchlieſſe daher, daß man wohl thät, wenn man es verbrennte. Ich ſehe, daß ihr euch ärgert. Die Kayſerliche Majeſtät bildet ſich ein, ſie wär über die Wahrheit. Aber ihr Schatten iſt nichts mehr, als ein Schatten, dem man die Wahrheit frey ſagen darf. Ich will nichts deſto weniger mich von euch weg begeben, um eure erhizte Galle zu beſänftigen.

Das XIII. Geſpräch.

Democritus und Heraclitus.

Vergleich zwiſchen dem Democritus und Heraclitus, wo man den Vorzug dem letztern zuerkennet, weil ſein Weſen menſchlicher iſt.

Democritus.

Jch kan mich in keine traurige Philoſophie nicht ſchicken.

Heraclitus. Jch aber mich in keine luſtige. Wenn man weiſe iſt, ſo ſiehet man nichts in dieſer Welt, das einem nicht überzwerg düncket, und das einem nicht mißfällt.

Democritus. Jhr ſehet die Sachen von einer allzu verdrießlichen Seiten an, das muß euch wehe thun.

Heraclitus. Jhr ſeyd dabey allzu aufgeräumt. Euer anzügliches Weſen gibt euch mehr das Anſehen eines Spötters, als eines Philoſophen. Seyd ihr dann nicht gerühret, wenn ihr ſehet, daß das menſchliche Geſchlecht ſo blind, ſo verdorben und ſo närriſch iſt.

Democritus. Es rühret mich noch vielmehr, daß ich ſolches ſo ausſchweifend und ſo lächerlich finde.

Heraclitus. Gleichwohl iſt dieſes menſchliche Geſchlecht, darüber ihr lacht, die ganze Welt, mit welcher ihr lebet. Es iſt ſolches die Geſellſchaft eurer Freunde, es iſt eure Familie, ihr ſeyd es ſelbſt.

Democritus. Ich bekümmere mich wenig um alle Narren, die ich ſehe. Ich halte mich für weiſe, indem ich ihrer ſpotte.

Heraclitus. Wenn ſie Narren ſind, ſo ſeyd ihr fürwahr nicht weis, noch gütig, daß ihr ſie nicht beklaget, ſondern ſie noch über ihre Thorheiten aushöhnet. Wer iſt euch im übrigen gut dafür, daß ihr nicht eben ſo ausſchweifet, wie ſie.

Democritus. Es kan ſolches nicht ſeyn, weil ich in allem das Gegentheil dencke, was ſie dencken.

Heraclitus. Es gibt Thorheiten von allerhand Gattungen: vielleicht verfallet ihr in andere Abwege, die nicht weniger thörigt ſind, als diejenige der andern, die ihr mit ſo groſer Sorgfalt zu vermeiden trachtet.

Democritus. Glaubet davon, was euch gefällt, und weinet auch über mich, wann ihr noch ſo viel Thränen übrig habt. Ich, für mein Theil, bin zufrieden, über die Thoren zu lachen. Sind ſolche nicht alle Menſchen? Antwortet mir!

Heraclitus. Ach leider! ſie ſind es nur allzu viel, und das iſt dasjenige, was mich betrübet: ihr und ich ſind darinn miteinander einig, daß die Menſchen nicht der Vernunft folgen. Ich aber, der ich es nicht machen will, wie ſie, ich will der Vernunft folgen, welche mich verbindet, ſie zu lieben; und dieſe Neigung macht, daß ich voller Mitleiden ihre Thorheiten betrachte. Hab ich unrecht, daß ich Mitleiden mit meines Gleichen, mit meinen Brüdern, ja was noch mehr, mit demjenigen habe, was gleichſam ein Theil

von

von mir ſelbſten iſt? Wenn ihr in ein Spital kämet, worinn lauter Verwundete lägen, würdet ihr über ihre Wunden lachen? Die Wunden des Leibs ſind nichts, in Gegeneinanderhaltung derjenigen des Gemüths; ihr würdet euch über eure Grauſamkeit ſchämen, wenn ihr über einen Unglückſeligen, dem man ein Bein abgenommen hat, euer Geſpötte triebet: und gleichwohl ſeyd ihr ſo unbarmherzig, über die ganze Welt, welche die Vernunft verlohren hat, euch etwas zu gute zu thun.

Democritus. Derjenige, der ein Bein verlohren, iſt zu beklagen, weil er ſich nicht ſelbſt darum gebracht hat; Derjenige aber, der die Vernunft verliehret, der verliehret ſolche durch ſeine eigene Schuld.

Heraclitus. Er iſt um ſo viel mehr darüber zu beklagen. Ein toller unſinniger Menſch, der aus Wuth ſich ſelber die Augen ausriſſe, würde noch mehr Mitleiden verdienen, als ein anderer Blinder.

Democritus. Laſſet uns mit einander uns vergleichen. Es iſt etwas, das uns beyde kan rechtfertigen. Allenthalben findet man Urſach zu lachen und zu weinen. Die Welt iſt lächerlich, und ich lache darüber. Sie iſt Beweinens-würdig, und ihr weinet darüber. Ein jeder betrachtet ſolche nach ſeiner Art und nach ſeiner Gemüths-Beſchaffenheit. Was dabey gewiß iſt, das beſtehet darinn, daß die Welt überzwerg iſt. Um recht zu thun und recht zu dencken, muß man anders thun und dencken, als die groſe Menge: ſich nach dem Anſehen und dem Exempel der Menſchen überhaupt zu richten, iſt die Weiſe der Unſinnigen.

Heraclitus. Alles dieſes iſt wahr; aber ihr liebet nichts; und eines andern Unglück macht euch eine Ergötzlichkeit. Dieſes heiſſet weder die Menſchen, noch die Tugend, die ſie verlaſſen, lieben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das XIV. Geſpräch.

Herodotus und Lucianus.

Eine allzu groſe Leichtglaubigkeit iſt ein Fehler, den man vermeiden ſoll; gar nichts glauben aber iſt noch ein weit ärgeres Ubel.

Herodotus.

Ey guten Tag, Mein Freund! du haſt keine Luſt mehr zu lachen, du, der du ſo viele berühmte Leute haſt mit einander ſprechen machen, wann du ſie in Charons Nachen lieſſeſt überfahren. Nun biſt du ſelbſt auf denen Ufern des Styx angelanget? Du hatteſt Urſach, dich mit denen Tyrannen, mit denen Schmeichlern, mit denen Böſewichtern aufzuhalten; aber wie ſteht es um mich?

Lucianus. Wann hab ich mich über dich aufgehalten? du ſuchſt Händel.

Herodotus. In deiner wahrhaften Geſchicht, und auch ſonſt, giebſt du meine Erzehlungen für Fabeln aus.

Lucianus. Hab ich Unrecht? Wie viel Sachen haſt du nicht niedergeſchrieben, welche keinen andern Grund hatten, als die Ausſage der Pfaffen,

ſen, und anderer Leute, die in allen Sachen nichts als Gheimnüſſe und Wunder ſuchen?

Herodotus. Gottloſer! du hatteſt keine Religion.

Lucianus. Um Leute, die Vernunft haben, eine Uberzeugung von der Religion beyzubringen, darzu gehören reinere und ernſtlichere Begriffe, als vom Jupiter und der Venus, vom Mars, vom Apollo, und von andern ſolchen Göttern. Deſto ſchlimmer für dich, daß du ſolche Dinge geglaubet haſt.

Herodotus. Allein, du verachteſt eben ſowohl die Philoſophie? Nichts wurde von dir für heilig gehalten.

Lucianus. Ich verachtete die Götter, weil ſie uns die Poeten als die allerſchändlichſte Leute abmahleten. Was die Philoſophen betrift, ſo ſtellten ſie ſich, als ob ſie nichts als die Tugend liebten, in der That aber waren ſie voller Laſter. Wenn ſie aufrichtige wahre Philoſophen geweſen wären, ſo hätte ich ſie verehret.

Herodotus. Wie, haſt du nicht den Socrates behandelt? Iſt es ſein Fehler, oder der deinige? Sprich!

Lucianus. Es iſt wahr, ich habe mein Geſpötte getrieben über die Sachen, die man ihn beſchuldigte; allein, ich hab ihn nicht in Ernſt verworfen.

Herodotus. Muß man aber mit groben Verläumdungen, zum Nachtheil eines ſo groſen Mannes, kurzweilen? Jedoch, rede die Wahrheit, dein Abſehen war, über alles zu lachen, uod dein Geſpötte zu treiben, wie auch das Lä-

cherliche in allen Sachen zu zeigen, ohne dich darum zu bekümmern, über etwas dich gründlich vernehmen zu laſſen.

Lucianus. Wie! hab ich nicht die Laſter wacker durchgeſtriegelt? Hab ich nicht auf die Groſen losgeblitzet, welche ihrer Hoheit mißbrauchen? Hab ich nicht Himmel-hoch die Verachtung der Reichthümer und Wohllüſte erhoben?

Herodotus. Es iſt wahr, du haſt wohl von der Tugend etwas geſprochen, aber nur um deſto mehr die Laſter des ganzen menſchlichen Geſchlechts durchzuziehen; es war dieſes mehr eine Reitzung zur Tadelſucht, als ein gründliches Gefühl von der Philoſophie. Du lobteſt wohl die Tugend, aber du giengeſt nicht bis zu denen Quellen der Religion und der Philoſophie, als ihrem wahren Urſprung.

Lucianus. Du ſprichſt hier unten mit mehrer Klugheit, als auf deinen Reiſen. Aber laßt uns miteinander einen Vergleich treffen. Wohlan! ich glaubte zu wenig, und du zu viel.

Herodotus. Du biſt, wie ich ſehe, noch immer derſelbe. Du treibeſt mit allem Kurzweil. Wär es nicht Zeit, daß dein Schatten ein wenig mehr Ernſthaftigkeit zeigt?

Lucianus. Ernſthaftigkeit? Ich hab des Dings ſo viel geſehen, daß ich davon ganz müde bin. Ich war mit Philoſophen umgeben, die ſich derſelben durchaus befliſſen, und gleichwohl ohne Redlichkeit, ohne Freundſchaft, ohne Mäſſigkeit, und ohne Scham waren.

Herodotus. Du redeſt von denen Philoſophen deiner Zeit, welche ſchon in der Abweichung waren: allein . . . .

Lucianus.

Lucianus. Was wolteſt du denn, daß ich hätte thun ſollen? Solt ich diejenige geſehen haben, die verſchiedene Jahrhundert vor meiner Geburt verſtorben waren? Ich erinnerte mich nicht, wie Pythagoras, daß ich bey der Belagerung vor Troja geweſen ſey. Ein jeder kan nicht ein Euphorbus ſeyn.

Herodotus. Wieder ein Geſpött. Und ſo ſind alle deine Antworten auf die ernſtlichſte Fragen. Ich wünſche dir zur Strafe, daß die Götter, an welche du nicht haſt glauben wollen, dich in den Leib eines Reiſenden verſetzen mögten, der alle Länder durchſtreichen müſte, von denen ich die Sachen erzehle, welche du für fabelhaft hältſt.

Lucianus. Hernach ſolte weiter nichts mangeln, als daß ich aus einem Philoſophiſchen Cörper in den andern, nach allen denen Secten, die ich beſchrieben habe, herum wandern müſte. Auf ſolche Weiſe würde ich nach und nach von allen gegentheiligen Meynungen ſeyn, darüber ich geſpottet habe. Dieſes würde wohl etwas recht artiges ſeyn. Allein, du haſt Dinge geſagt, die ungefehr eben ſo wenig zu glauben ſind.

Herodotus. Gehe, es iſt dir nicht zu rathen: ich aber tröſte mich, wann ich gedencke, daß ich mich bey dem Homerus, Socrates, Pythagoras befinde, welche du eben ſo wenig, als mich, verſchonet haſt, ja bey dem Plato ſelbſt, von dem du die Kunſt der Geſpräche gelernet, obgleich du über ſeine Philoſophie dein Geſpött getrieben haſt.

Das XV. Geſpräch.

Socrates und Alcibiades.

Die gröſte natürliche Eigenſchaften dienen zu nichts, als einen zu beſchämen, wenn ſie nicht von einer beſtändigen Liebe zur Tugend unterhalten werden.

Socrates.

Siehe, du biſt noch immer angenehm. Wen wirſt du wohl in dieſer unterirrdiſchen Gegend zum Beyfall verführen?

Alcibiades. Und ſiehe, du biſt noch immer ein Sitten-Richter des menſchlichen Geſchlechts. Wen wirſt du wohl hier bereden, du, der du immer jemand zu beſchwätzen ſuchſt.

Socrates. Ich bin verdrießlich, die Menſchen weiter zu bereden, ſeitdem ich empfunden habe, wie wenig meine Reden darzu ſind geſchickt geweſen, dich zur Tugend zu bewegen.

Alcibiades. Wolteſt du, daß ich ſo arm leben ſolte, wie du, ohne mich in öffentliche Geſchäfte zu mengen?

Socrates. Welches war das beſte, entweder gar nicht, damit ſich zu vermengen, oder ſie zu verwirren, und ein Feind des Vaterlandes zu werden?

Alcibiades. Mir gefiel meine Perſon doch beſſer, als die deinige. Ich war ſchön, prächtig, mit Ehre überhäuft, ud lebte in allen Wohllüſten: ich war dabey ein Schrecken der Lacedemonier und der Perſianer. Die Athenienſer haben ihre Stadt nicht retten können, als da ſie mich zurück riefen. Wenn ſie mir geglaubet hätten, ſo würde

würde Lyſander nicht in den Haven gekommen ſeyn. Du im Gegentheil wareſt nichts, als ein armer Mann, heßlich, ungeſtalt, (a) kahlköpfig, der ſein Leben mit Plaudern zubrachte, um die Leute zu tadeln, und alles, was ſie thaten, durchzulaſſen. Ariſtophanes hat dich auf die Schau-Bühne gebracht; du wurdeſt für einen böſen Menſchen gehalten, und man hat dich tödten laſſen.

Socrates. Du packeſt hier viele Sachen zuſammen; Laß uns eine nach der andern betrachten. Du biſt ſchön geweſen, aber beſchryen wegen dem ſchändlichen Gebrauch deiner Schönheit. Die Wohllüſte haben deine natürliche gute Eigenſchaften verdorben. Du haſt deinem Vaterland groſe Dienſte erwieſen; aber du haſt demſelben auch viel Ubels verurſacht. Deine eitle Ehrſucht hat dich verleitet, ſowohl das Gute als Böſe zu thun. Folglich wächſt dir dadurch keine wahrhafte Ehre zu. Die Feinde von Griechenland, welchen du dich überliefert hatteſt, konten dir nicht trauen, und du konteſt ihnen auch nicht trauen. Würdeſt du nicht dadurch mehr Ehre erworben haben, wenn du arm in deinem Vaterland gelebet, und darinn all dasjenige mit Gedult gelitten hätteſt, was die Böſen insgemein vornehmen, um die Tugend zu unterdrücken? Es iſt beſſer, ungeſtalt und weiſe zu ſeyn, wie ich, als ſchön und laſterhaft, wie du. Die einzige Sache, die man mir verweiſen konte, iſt, daß ich dich zu ſehr geliebet habe, und daß ich mich durch ein

(a) Camus heißt eigentlich, mit einer aufgeſchürzten Naſe.

ſo leichtſinniges Weſen, als das deinige war,' hatte verblenden laſſen. Deine Untugenden haben die philoſophiſche Auferziehung geſchändet, die dir Socrates gegeben hatte. Siehe, darinn hab ich Unrecht.

Alcibiades. Aber dein Tod zeiget, daß du böſe wareſt.

Socrates. Die Böſe waren diejenige, welche die Hermes zerbrochen haben. Ich will lieber den Gift-Tranck zu mir nehmen, um der Wahrheit willen, die ich gelehret, und wodurch ich die Menſchen gegen mich aufgebracht habe, weil ſie ſolche nicht vertragen können, als den Tod, wie du, in denen Armen einer Hure finden.

Alcibiadis. Deine Schrauberey iſt immer ſehr empfindlich.

Socrates. Wie ſoll man doch einen Menſchen ertragen können, der ſo geſchickt war, Gutes zu thun, und der gleichwohl ſo viel Böſes gethan hat? Du komſt, und wilſt noch immer der Tugend Trotz bieten.

Alcibiades. Wie? iſt dann der Schatten des Socrates und die Tugend einerley? Siehe doch, wie du ſo hochmüthig biſt . . . .

Socrates. Achte den Socrates für nichts, wenn du wilt, ich bins zufrieden. Allein, nachdem du meine Hofnung wegen der Tugend, die ich dir beyzubringen ſuchte, ſo ſehr betrogen haſt, ſo komme nun nicht über die Philoſophie dein Geſpött zu halten, und mir deine Thaten zu rühmen. Sie haben einen Schein gehabt, aber keine Regel. Du haſt nicht Urſach zu lachen. Der Tod hat dich eben ſo häßlich mit einer eingebogenen

gebogenen Naſen gemacht, wie mich. Und was bleibet dir von deinen Luſtbarkeiten übrig?

Alcibiades. Ach! es iſt wahr, ich hab nichts weiter davon, als Schaam und Reue. Aber wo geheſt du hin? Warum wilſt du mich verlaſſen?

Socrates. Gehab dich wohl! ich bin dir auf deinen ſtolzen Reiſen nicht nachgefolget, weder in Sicilien, noch nach Sparta, noch in Aſien. Es wär alſo nicht recht, daß du mir in denen Eliſäiſchen Feldern folgen ſolteſt, wo ich mit Solon, Lycurgen, und andern weiſen Leuten werde ein ruhiges und glückſeliges Leben führen.

Alcibiades. Ach! mein lieber Socrates, ſoll ich von dir entfernet ſeyn? Ach! wo werd ich hinkommen?

Socrates. Zu jenen feigen und hochmüthigen Seelen, deren Leben ein ſtetes Gemengſel war vom Guten und vom Böſen, und die niemahl ſich haben entſchlieſſen können, der reinen Tugend ſich beſtändig zu ergeben. Du wareſt gebohren, um ihr zu folgen; du haſt ihr deine Begierden vorgezogen. Nun wird ſie dich auch verlaſſen, und du wirſt ſolches auf ewig bereuen.

Alcibiades. Ach! mein lieber Socrates, du haſt mich ſo ſehr geliebet: wilt du dann kein Mitleiden mehr mit mir haben? Du kanſt es nicht läugnen, dann du weiſt es beſſer, als ein anderer, daß der Grund meines Gemüths gut war!

Socrates. Dieſes entſchuldiget dich um ſoviel weniger. Du wareſt wohl gebohren, und haſt übel gelebt. Sowohl meine Freundſchaft für dich, als deine gute Natur, dienen nur zu deiner Verdamniß. Ich habe dich der Tugend halben

geliebt; ja, ich habe dich ſo ſehr geliebt, daß mein guter Nahme darunter gelitten hat. Ich habe, aus Liebe zu dir, den ungerechten Verdacht abſcheulicher Laſter, die ich in allen meinen Lehren verdammt habe, erdulten müſſen. Ich habe für dich mein Leben ſowohl, als meine Ehre in den Wind geſchlagen. Haſt du den Feldzug von Potidea vergeſſen, wo ich mich bey dir beſtändig aufhielte. Ein Vater kan keine zärtlichere Sorgfalt für ſeinen Sohn bezeigen, als ich für dich hatte. In allen Kriegs-Handlungen war ich ſtets dir zur Seiten. Als einmahl die Schlacht gefährlich ausſah, wurdeſt du verwundet; Ich warf mich ſogleich über dich hin, um dich mit meinem Leib wie mit einem Schild zu bedecken. Ich rettete dein Leben, deine Freyheit, deine Waffen: durch dieſe That verdiente ich den Sieges-Cranz. Ich bat aber die Häupter des Kriegs-Heers, dir ſolchen zu geben. Ich war für nichts eiferſüchtig, als für deine Ehre. Wer hätte ſich einbilden ſollen, daß du noch die Schande deines Vaterlandes und die Quelle von allen deſſen Unglückſeligkeiten werden würdeſt.

Alcibiades. Ich bilde mir ein, mein lieber Socrates, du werdeſt auch die andre Begebenheit nicht vergeſſen haben, da du dich, nachdem unſere Völcker geſchlagen waren, zu Fuß mit vieler Müh zurück zogeſt, und da ich mich, weil ich zu Pferd war, aufhielt, um den auf dich eindringenden Feind zurück zu treiben, der dich ſonſt würde in Staub geleget haben. Laßt uns alſo eines mit dem andern vergüten.

Socrates. Ich bins zufrieden. Wenn ich von demjenigen, was ich vor dich gethan habe, Erwehnung thu, ſo geſchiehet es nicht, um dir ſolches vorzuwerfen, ſondern nur, um dir zu zeigen, wie viel ich mir es habe koſten laſſen, dich zum Guten zu bringen, und wie übel alle meine Müh bey dir angewendet war.

Alcibiades. Du haſt doch nichts auf meine Jugend zu ſagen. Ich bin oft von deinen Unterweiſungen dermaſſen gerühret worden, daß mir darüber die Thränen ſind aus denen Augen gedrungen. Wenn ich zuweilen durch die Geſellſchaften, die mich verführten, von dir abgeriſſen wurde, ſo liefeſt du mir nach, wie ein Herr hinter ſeinem flüchtigen Sclaven. Niemahl hab ich mich erkühnet, dir zu widerſtehen. Ich hörte nur dich allein. Ich fürchtete nichts, als dir zu mißfallen. Es iſt wahr, daß ich einmahl eine Wettung traf, dem Hipponicus eine Maulſchelle zu geben; ich gab ſie ihm auch; hernach aber bat ich ihn um Verzeihung, und entkleidete mich vor ihm, daß er mich mit Ruthen ſtreichen ſolte. Er vergab mir aber, weil er ſah, daß ich ihn nur aus Leichtſinnigkeit und aus einem kurzweilenden aufgeräumtem Weſen, welches mir natürlich war, beleidiget hatte.

Socrates. Damahlen fehlteſt du nur als ein junger Gecke; aber nach der Hand begiengeſt du die Verbrechen eines Böſewichts, der nach keinen Göttern fragte, der ſein Geſpötte mit der Tugend und der Aufrichtigkeit trieb, der ſein Vaterland in die Aſche legte, um ſeine Herrſchſucht zu vergnügen, der die ungezäumteſte Sit-

ten zu allen fremden Völckern brachte. Geh, du machſt mir Abſcheu und Mitleiden. Du wareſt geſchaffen, um gut zu ſeyn, du haſt aber wollen böſe ſeyn. Ich kan mich darüber nicht tröſten. Laßt uns ſcheiden. Die drey Richter werden dir dein Urtheil ſprechen. Wir beyde aber können allhier keine fernere Vereinigung mehr zuſammen haben.

Das XVI. Geſpräch.

Socrates und Alcibiades.

Ein gutes Regiment iſt dasjenige, worinn die Bürger in der Hochachtung für die Geſetze, und in der Liebe für das Vaterland, und für das menſchliche Geſchlecht, welches das groſe Vaterland ausmacht, erhalten werden.

Socrates.

SEht da, nun ſeyd ihr endlich auf Unkoſten von euch, und andern, die ihr betrogen habt, klug worden. Ihr könntet den würdigen Helden von einer zweyten Odiſſee abgeben; dann ihr habt die Sitten von mehr Völckern auf euren Reiſen geſehen, als Ulyſſes auf denen ſeinigen.

Alcibiades. Die Erfahrung mangelt mir nicht ſowohl, als die Weisheit. Allein, ob ihr gleich nur mit mir ſpottet, ſo könnet ihr doch nicht läugnen, daß ein Menſch nicht vieles lernen ſolte, wann er reiſet, und die Sitten ſo vielerley

lerley Völcker mit Aufmerckſamkeit zu betrachten ſucht.

Socrates. Es iſt wohl ſo, daß eine dergleichen Aufmerckſamkeit, wenn ſie an Ort und Stelle iſt, unſere Einſicht kan vermehren helfen. Aber hierzu gehöret ein rechter Weltweiſer; Ein Menſch von einem gelaſſenen und nachdenckenden Geiſt, der nicht, wie ihr, von der Ehrſucht und der Wohlluſt ſich beherrſchen läſſet; Ein Menſch, ohne heftige Leidenſchaften, und ohne Vorurtheil, der nur allein darauf das Augenmerck richtet, um das, was ein jedes Volck Gutes hat, zu entdecken, und wie weit einem jeden Land ſeine Geſetze ſind ſchädlich oder nützlich geweſen. Ein ſolcher Weltweiſer würde bey ſeiner Zurückkunft ein vortreflicher Geſetzgeber ſeyn; Aber ihr ſeyd niemahl ein ſolcher Menſch geweſen, der ſich darzu geſchickt hätte, Geſetze zu geben: ihr waret nur allein geſchickt, alles übern Hauffen zu ſtoſſen. Kaum hattet ihr eure kindiſche Jugend zurück geleget, ſo rieth ihr eurem Vetter Pericles, einen Krieg anzufangen, damit er nicht dürfte Rechnung geben, wie er mit denen gemeinen Gefällen Haus gehalten hätte. Ja ich glaube, daß ihr auch nach eurem Tod noch einen gefährlichen Wächter für die Geſetze abgeben ſoltet.

Alcibiades. Laſſet dieſe Sachen ruhen, ich bitte euch. Der Fluß der Vergeſſenheit muß alle unſere Fehler auslöſchen. Laſſet uns von denen Sitten der Völcker reden: Ich habe durchgehends nur bloſe Gewohnheiten, und ſehr wenig Geſetze gefunden. Alle Barbaren richten ſich nur nach dem Gebrauch und dem Exempel ihrer Väter.

ter. Die Perſianer ſelbſt, deren Sitten man zu denen Zeiten des Cyrus ſo hoch erhoben hatte, zeigen nicht die geringſte Spuren mehr von dieſer Tugend. Ihre Tapferkeit und ihr prächtiges Weſen entdeckt zwar noch eine zimlich gute Eigenſchaft; allein ſie iſt durch ihre Wohllüſte und durch ihren groben Stolz verdorben worden. Ihre Könige, die ſich wie die Götzen verehren laſſen, können weder ehrliche Leute ſeyn, noch die Wahrheit erkennen. Die Menſchlichkeit kan eine ſo ungemeſſene Gewalt, wie die ihrige iſt, nicht ertragen; Sie bilden ſich ein, alles ſey vor ſich gemacht: ſie treiben mit anderer Leute Güter, Ehre und Leben ein bloſes Spiel. Nichts iſt barbariſcher, als eine ſolche Regierungs-Art, dann da gilt kein Geſetz, und der Wille eines einzigen Menſchen, deſſen ſämtlichen Begierden man zu ſchmeicheln ſucht, iſt ſein einziges Geſetz. (a)

Socrates.

(a) Wir können hier nicht unterlaſſen, die groſe Menſchen-Liebe des Herrn von Fenelons zu bewundern, wodurch er wohl mit Recht den Nahmen eines **Advocatens des menſchlichen Geſchlechts** verdienet hatte. Er redet hier von Perſien, und zeigt ſeinem Prinzen in dieſem entfernten Lande, was er dermahleins in ſeinem eignen zu vermeiden habe. Nirgendwo wird der Deſpotiſmus unter Chriſtlichen Staaten weiter getrieben, als eben in Franckreich; die aus etliche hundert tauſend Mann beſtehende Truppen, welche der König beſtändig unterhält, machen ihn zum Meiſter ſeines Volcks, wo er für alle Urſachen ſeiner Handlungen nichts anders anführen darf, als Tel eſt nôtre plaiſir. Die Cleriſey hegt dieſen Deſpotiſmum gern, weil ſie den ihrigen mit darunter exerciren darf. Und alſo ſind

Socrates. Dieſes Land ſchickte ſich alſo nicht für ein ſo freyes und verwegenes Gemüth, wie das eurige iſt. Findet ihr aber im Gegentheil nicht, daß die Freyheit von Athen auf eine andere Art gefährlich iſt?

Alcibiades. Sparta gefällt mir am beſten.

Socrates. Düncket euch die Leibeigenſchaft der Jlloten nicht etwas hartes und unmenſchliches? Steiget einmahl beherzt bis zu denen Quellen hinauf. Laſſet eure Vorurtheile ſchwinden; Bekennet, daß hierin die Griechen ſelbſt ein wenig Barbariſch ſind? Jſt es einem Theil der Menſchen erlaubt, den andern wie das Vieh, welches nur zum Laſttragen gebohren iſt, zu tractiren?

Alcibiades. Warum nicht? wann ſolches ein bezwungenes Volck iſt.

Socrates. Ein bezwungenes Volck iſt allzeit ein Volck; das Recht der Eroberung iſt ein Recht, das weniger Grund hat, als das Recht der Menſchlichkeit. Was man Eroberung heiſſet, iſt der höchſte Greuel der Tyrannen, und ein Abſcheu des menſchlichen Geſchlechts; Es ſey denn, daß der Eroberer durch einen gerechten Krieg

ſie mit dem Fürſten einig, das Volck zu beherrſchen und zu unterdrücken. Ganz Europa ließ ſich darauf von denen Franzöſiſchen Moden anſtecken: Man äfte denen Franzöſiſchen Sitten nach: man ſprach, man dachte, man lebte Franzöſiſch, wenn man anders artig ſeyn wolte. Nun ſehen wir, was für Vortheile wir uns damit zugezogen haben. Wir werden nun auch auf Franzöſiſch gezüchtiget, und, wo es der Himmel nicht verhindert, auch auf Franzöſiſch beherrſchet werden.

ſeine Eroberungen gemacht hätte, (a) und daß dadurch das überwundene Volck durch gute Geſetze wär glücklich gemacht worden. Es iſt alſo denen Lacedemoniern mit nichten erlaubet, daß ſie denen Jlloten, welche ſo wohl Menſchen ſind, wie ſie auch, ſo unmenſchlich begegnen. Jſt dieſes nicht eine abſcheuliche Barbarey, daß ein Volck mit des andern Leben nur ſein Spiel treibt, und alſo ſein Leben und ſeine Ruhe für nichts achtet? So wie das Haupt einer Familie ſich niemahls wegen der Gröſe ſeines Hauſes ſo viel heraus nehmen ſoll, um deswegen die allgemeine Ruh eines ganzen Volckes zu ſtöhren, als von welchem er und ſeine Familie nur einen Theil ausmachen; Eben ſo unvernünftig, wild und abſcheulich iſt es auch, wenn das Haupt eines Volcks darinn eine Grund- verderbliche Ehre ſucht, ſeine Gewalt ſo weit auszudehnen, daß dadurch die Ruh und die Freyheit anderer benachbarten Völcker geſtöhret wird. Ein Volck iſt nicht minder ein Mitglied des menſchlichen Geſchlechts überhaupt, welches die allgemeine Geſellſchaft ausmacht, als eine Familie das Mitglied iſt eines Volcks insbeſondere. Ein jeder iſt dem menſchlichen Geſchlecht, welche das groſe Vaterland ausmacht,

(a) Dieſes: **Es ſey dann**/ war hier nöthig, um den Herrn von Fenelon für ſein gut Teutſches Herz, damit er ſo gern die Wahrheit ſagte, nicht in Ungnade zu ſtürzen, denn wo hat man doch ſeit langer Zeit mehr von dem Droit des Conquetes reden hören, als in Franckreich? und wo hat man doch jemahls weniger Gründe gefunden, dieſes ſogenante Recht zu vertheidigen?

ausmacht, ungleich mehr, als dem Vaterland, worinnen er gebohren iſt, verbunden. Es iſt demnach unendlich ſchädlicher, wenn man die Gerechtigkeit, in Anſehung eines Volcks gegen das andere, als wenn eine Familie ſolche gegen die andere, in Anſehung ſeiner Republic, verletzet. Die Empfindung der Menſchlichkeit aufgeben, iſt nicht allein ein Fehler wider die Wohlanſtändigkeit der Sitten, und ein ganz Barbariſches Thun, ſondern es iſt auch das wildeſte Beginnen der allerruchloſeſten Räuber und beſtialiſchſten Menſchen: Ja, was ſag ich, Menſchen? ſie ſind nur Menſchen-Freſſer.

Alcibiades. Ihr erzürnet euch! Mich dünckt, ihr ſeyd von beſſerem Laun geweſen, als ihr noch in der Welt waret; Eure beiſſende Ironien hatten etwas, das viel aufgeräumter war.

Socrates. Ich kan nicht wohl über ſolche ernſtliche Dinge aufgeräumt ſeyn. Die Lacedemonier haben alle friedſame Künſten verlaſſen, um ſich nur allein diejenige, die zum Krieg gehören, noch beyzubehalten. Wie aber der Krieg das gröſte Ubel iſt, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie mit dem Ubel machen ſollen; Sie dencken immer darauf, alles, was nicht auf das Verderben des menſchlichen Geſchlechts gehet, und zur brutalen Ehre einer Hand-voll Menſchen, welche man Spartaner nennet, dienen kan, das düncket ihnen verächtlich. Andere Menſchen müſſen für ſie das Feld bauen, um ſie zu nähren, mittlerweile ſie daraus ihr Werck machen, die Länder ihrer Nachbarn zu verheeren. Sie ſind nicht darum mäßig und ſtreng gegen ſich ſelbſt, um ge-

recht und leutſelig gegen andre zu ſeyn; Nein, ſie ſind vielmehr hart und wild gegen alles, was nicht mit zu ihrem Vaterland gehöret, gleich als ob die menſchliche Natur nicht mehr ihr Vaterland ausmachte, als Sparta. Der Krieg iſt ein Ubel, ſo dem ganzen menſchlichen Geſchlecht Schande macht. Wenn man alle Geſchichten in eine ewige Vergeſſenheit vergraben könte, ſo ſolte man unſern Nachkommen dieſes verborgen halten, daß es Menſchen gegeben habe, welche ſo grauſam geweſen wären, andere Menſchen zu tödten. Alle Kriege ſind bürgerliche Kriege, dann es iſt allezeit der Menſch, der ſein eigen Blut vergieſſet, und in ſeine eigene Eingeweyde raſet; Je mehr der Krieg ſich ausbreitet, deſto jämmerlicher pflegt er zu werden. Ein Krieg, der alſo unter ganzen Völckern entſtehet, iſt noch ſchlimmer, als derjenige, der ſich unter einzelen Familien äuſſert, welche nur ein Volck beunruhigen. Der Krieg iſt demnach nicht erlaubt, als in ſolchen Fällen, wo man darzu gezwungen wird, in dem äuſſerſten Nothfall, um ſich wider die Gewalt eines Feindes zu vertheidigen. Wie hat doch Lycurg keinen Abſcheu getragen, einem Volck, das ſo müßig und ſo ſchwach, in Anſehung aller angenehmen und unſchuldigen Beſchäftigungen des Friedens war, keine andere Ubungen des Verſtandes anzuweiſen, als wie ſie durch Krieg der Menſchlichkeit ſchädlich ſeyn ſolten.

Alcibiades. Eure Gall hat Urſach, ſich zu entzünden; ſoltet ihr aber ein Volck mehr lieben, welches, wie die Athenienſer, nur allein auf ſolche Künſte bedacht war, welche zur Beförderung der

äuſſerſten

äuſſerſten Wohlluſt dienen. Es iſt viel beſſer, man dultet ſolche rauhe Gemüther, wie die Lacedemonier.

Socrates. Ihr habt euch fürwahr ſehr geändert. Ihr ſeyd nicht mehr der ſo ſehr beſchriene Menſch. Die Ufer des Styx machen doch ſchöne Veränderungen; vielleicht aber ſprecht ihr nur alſo aus Höflichkeit; dann ihr ſeyd doch in eurem ganzen Leben, in Anſehung eurer Sitten, ein Protheus geweſen. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo bekenne ich doch, daß ein Volck, welches durch ſeine gefährliche Sitten andere Völcker zum Stolz, zur Wohlluſt, zur Ungerechtigkeit, und zum Betrug verleitet, noch viel übler thut, als dasjenige, das keine andere Beſchäftigung und keine andere Verdienſte hat, als daß es Blut vergieſſet; dann die Tugend iſt noch viel koſtbarer, als das Leben. Lycurg iſt alſo zu loben, daß er aus ſeiner Republic alle diejenige Künſte verbannet hat, die zu nichts, als zum unnützen Pracht und zur Uppigkeit dienen; Aber er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er zugleich auch den Acker-Bau, nebſt denen andern nöthigen Künſten, die zu einem einfältigen und mäßigen Leben erfordert werden, mit aufgehoben hat. Iſt es nicht eine Schande, daß ein Volck ſich nicht ſelbſt genug iſt, und daß es noch andrer Völcker bedarf, die, um ſolches zu nähren, dem Feld-Bau abwarten müſſen?

Alcibiades. Wohl dann, ich laſſe mich hierinn weiſen: liebet ihr aber nicht mehr die rauhe Zucht der Spartaner, und den unverletzbaren Gehorſam, womit die Jugend dem Alter unterworfen

ſen iſt, als die frech-ausgelaſſene Wiſſenſchaft zu Athen?

Socrates. Ein Volck, welches durch eine allzuweit ausſchweifende Freyheit iſt verdorben worden, iſt noch weit unerträglicher, als alle Tyrannen, denn es iſt kein Herr ſo übermüthig, als ein Volck, welches ſich gegen die Geſetze empöret. Man muß demnach hier das Mittel treffen: dieſes Mittel beſtehet darinn, daß ein Volck geſchriebene Geſetze hat, welche jederzeit von dem ganzen Volck müſſen heilig gehalten werden: ſolche müſſen über alles ſeyn. Diejenige, welche regieren, müſſen ihre Macht und ihr Anſehen nur von ihnen alleine haben; ſie müſſen die Gewalt haben, alles zum Beſten des gemeinen Weſens, nach Anleitung der Geſetzen zu thun; Hingegen müſſen ſie darwider nichts thun können, um etwas Böſes zu ſtiften: Sehet hier, was die Menſchen, wann ſie nicht blind, und ſich ſelber feind wären, zu ihrer allgemeinen Glückſeligkeit thun würden: Allein, ſo werfen einige, wie die Athenienſer, die Geſetze übern Hauffen; aus Furcht, der Magiſtrat mögte ſich zu viel heraus nehmen, indem er die Geſetze muß zu handhaben ſuchen; andere aber, wie die Perſianer, verehren die Geſetze mit einer aberglaubiſchen Art, und werden dadurch von denenjenigen zu Sclaven gemacht, welche die Geſetze geben; dergeſtalt, daß ſie nur alleine nach eigenem Gutdüncken herrſchen, und kein wirckliches Geſetz mehr gilt, als ihr eigenmächtiger Wille. Beyde entfernen ſich alſo von dem Zweck, nemlich von derjenigen Freyheit, welche durch die einzige Macht

der Geſetze beſchråncket wird, und welche diejenige, die regieren, nur allein ſolten zu erhalten trachten. Wer regieret, ſoll am allermeiſten dem Geſetz unterworfen ſeyn. Die Trennung ſeiner Perſon von dem Geſetz iſt ſo viel, als nichts. Er iſt nur in ſo weit Verehrungs-würdig, als er ſelbſt, ohne Eigennutz und ohne Affecten, ein lebendiges Muſter von demjenigen Geſetze darſtellet, welches denen Menſchen zum Beſten gegeben iſt. (*) Urtheilet hieraus, wie die Griechen, welche die Barbaren ſo ſehr zu verachten pflegen, ſelbſt noch Barbaren ſind. Der Peloponeſiſche Krieg, wo die ehrſůchtige Eiferſucht dieſer beyden Republicken alles in Aſch und Graus verkehret hat, iſt davon noch eine jåmmerliche Probe. Ihr ſelbſt, der ihr hier alſo redet, habt ihr nicht bald der traurigen

(*) Bewundere doch hier, Mein Leſer, mit mir, die edele Freymůthigkeit eines Scribentens unter der aller abſoluteſten Gewalt. Kønte er die Rechte der Menſchlichkeit beſſer vertheidigen, wenn er auch in dem allerfreyeſten Staat der Welt gelebet håtte? Allein, wer ſein Glůck (wie man ſolches Wahn-Geſpenſt zu nennen pflegt) bey denen Høfen machen kan, der verkauffet dafůr ſeine Ehre, ſeine Freyheit, ſeine Seele, ja ſein ganzes Vaterland. Da mag der Fůrſt machen alles, was er will. Da gelten mehr keine Geſetze. Die Eigenwilligkeit deſſen, der die Macht in Hånden hat, iſt das Geſetz: da werden die Regenten zu Tyrannen der Vølcker, zum Fluch der Erden, und zu Peitſchen des menſchlichen Geſchlechts. Predige doch noch ein wenig, erhabener Geiſt des wůrdigſten Pràlatens, den Franckreich je gehabt; Allein, du predigeſt tauben Ohren; und bey dem Geråuſch der Waffen høret man dich gar nicht.

traurigen und unverſöhnlichen Ehrſucht der Lacedemonier, und bald wiederum denen hochmüthigen Eitelkeiten und Luſtbarkeiten der Athenienſer zu ſchmeicheln geſucht? Athen hat mit weniger Gewalt mehr Thaten gethan, und hat lange Zeit über ganz Griechenland triumphiret; Endlich aber muſte es auf einmahl unten liegen, weil die deſpotiſche Gewalt des Volcks eine närriſche und blinde Gewalt iſt, die ſich wider ſich ſelber empöret, und die nicht eigenmächtig wider die Geſetze angehet, als um ſie gänzlich niederzureiſſen.

Alcibiades. Ich ſehe wohl, daß Avitus nicht Unrecht hatte, dir ein wenig Schierling zuzubereiten, und daß man deine Politic noch mehr zu fürchten hatte, als deine Religion.

Das XVII. Geſpräch.

Socrates, Alcibiades, und Timon.

Wie man ſowohl die Miſantropie, als die verdorbene Sitten des Alcibiades vermeiden ſoll.

Alcibiades.

Ich bin verwundert, mein lieber Socrates, daß ihr ſo ſtarck zur Miſantropie geneigt ſeyd, womit man ſonſt die Kinder kan fürchten machen.

Socrates.

Socrates. Ich muß mich vielmehr darüber verwundern, daß ſie mit mir ſich ſo zahm machet.

Timon. Man beſchuldiget mich, daß ich die Menſchen haſſe, und ich bin es auch nicht in Abrede. Man darf ſie nur recht anſehen, ſo wird man bald urtheilen können, ob ich Unrecht habe. das menſchliche Geſchlecht haſſen, iſt ſo viel, als ein böſes Thier haſſen; eine Menge Narren, Schelmen, Schmeichler, Verräther, und Undanckbare.

Alcibiades. Sehet da, ein ſchönes Wörter-Buch von Schelt-Worten. Allein, iſt es dann beſſer, ein wilder, verdrießlicher, ſtörriſcher und zänckiſcher Mann zu ſeyn. Ich für mein Theil finde an denen Thoren etwas, das mir kurzweilig ſcheinet; verſtändige Leute aber geben mir ein Vergnügen. Ich ſuche mich ihnen hinwiederum gefällig zu machen, und ich ſchicke mich in alles, damit ich in dem Umgang angenehm ſeyn möge.

Timon. Ich ſchicke mich im Gegentheil in nichts; alles mißfällt mir, alles iſt falſch und unerträglich; alles verdrieſt mich, und macht mir das Herze dick. Ihr ſeyd ein Protheus, der allerley Geſtalten annimmt, und eigentlich keine recht zu halten weiß. Dieſe Verwandlungen, die euch nichts koſten, zeigen ein Gemüth, welches keine Grund-Sätze von Gerechtigkeit und Wahrheit zeiget. Die Tugend iſt bey euch nichts anders, als ein ſchöner Nahme. Ihr ſeyd keiner einzigen recht zugethan. Was ihr zu Athen gut heiſſet, das verwerft ihr zu Lacedemon. In Griechenland ſeyd ihr ein Griech. In Aſien ein Perſianer; weder die Götter, noch die Geſetze,

noch das Vaterland halten euch zurück. Ihr habt nur eine Neigung, und dieſe beſtehet darinn, daß ihr ſucht zu gefallen, zu verblenden, zu herrſchen, euch denen Wohllüſten zu ergeben, und alle Stände zu verwirren. O Himmel! ſolte man noch einen ſolchen Menſchen auf Erden dulten? ſolten andre Menſchen ſich nicht ſchämen, ſolchen noch zu bewundern? Alcibiades wird von denen Menſchen geliebt, der doch mit ihnen nur ſein Spielwerck treibet, und ſie durch ſeine Laſter in ſo viele Unglückſeligkeit ſtürzet. Ich, für mein Theil, haſſe den Alcibiades, und alle die, ſo närriſch ſind, ihn zu lieben, und es ſolte mir leid ſeyn, wenn ich von ihnen ſolte geliebet werden: dann ſie können nichts, als was böſe iſt, lieben.

Alcibiades. Dieſes iſt eine ſehr höfliche Erklärung. Ich nehm euch gleichwohl ſolche nicht übel. Ihr ſetzet mich fornen an die Spitze des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und erweiſet mir viel Ehre. Meine Parthey iſt ſtärcker, als die eurige. Aber ihr habt guten Muth, und fürchtet euch nicht allein gegen viele zu ſtehen.

Timon. Ich würde einen Abſcheu haben, nicht allein zu ſeyn, wann ich ſehe, wie viel Niederträchtigkeit, Laſter, Leichtſinnigkeit, Verderben und Untreu bey allen Menſchen iſt, welche auf Erden wohnen.

Alcibiades. Nehmet ihr dann keinen einzigen aus?

Timon. Nein, nein, keinen einzigen, und euch weniger noch, als einen andern.

Alcibiades. Wie, euch auch ſelbſten nicht? wie haſſet ihr euch dann auch?

Timon.

Timon. Ja, ich haſſe mich öfters, wann ich mich über einer Schwachheit antreffe.

Alcibiades. Ihr thut ganz wohl, und ihr habt nur darinn Unrecht, daß ihr ſolches nicht immer thut. Dann was iſt wohl Haſſens-würdiger, als ein Menſch, der vergeſſen hat, daß er ein Menſch iſt; der ſeine eigene Natur haſſet, der nichts betrachtet, als mit einem Abſcheu und mit einer wilden Melancolie, die alles zu Gifte macht, und der ſich aller menſchlichen Geſellſchaft begiebt, ohneracht die Menſchen darzu gebohren ſind, daß ſie ſollen geſellig ſeyn.

Timon. Gebt mir aber auch ſolche Menſchen, welche einfältig, redlich, und mit Liebe zur Gerechtigkeit erfüllet ſind, ich werde ſie lieben, ich werde ſie niemahls nicht verlaſſen, ich werde ſie verehren, nicht anders, wie die Götter, die auf Erden wohnen. So lang ihr aber mir nur ſolche Menſchen anweiſet, die nicht Menſchen, ſondern ſchlaue Füchſe und grauſame Tieger-Thiere ſind, die nur das Geſicht, den Leib und die Stimme von einem Menſchen, wie die Sirenen, inwendig aber das Herz von einem Ungeheuer heegen, ſo lang wird mich die Menſchlichkeit ſelbſt dahin bewegen, ſie zu verfluchen, und zu meiden.

Alcibiades. So müſſet ihr dann euch eigene Menſchen machen laſſen. Iſt es nicht beſſer, ſich in die Menſchen zu ſchicken, wie ſie ſind, an ſtatt ſie zu haſſen, bis ſie ſich nach uns richten? Mit einem ſo eigenſinnigen Weſen bringet man ſein Leben in lauter Verdruß und Traurigkeit zu, man wird veracht, verſpott, verlaſſen, und man genieſſet nicht die geringſte Luſt. Was mich betrift, ſo

richt ich mich gern nach der Gewohnheit, und nach denen Einbildungen eines jeden Volcks. Ich mache mich allenthalben luſtig, und mach aus denen Menſchen alles, was ich will. Die Philoſophie, welche auf nichts hinaus läuft, als den Philoſophen zu einer Nacht-Eule zu machen, hat wahrhaftig einen ſchlechten Nutzen. In dieſer Welt gilt nur eine Philoſophie, die fein auf der Erden bleibt. Man gewinnet ehrliche Leute durch die Beweg-Gründe der Tugend, die Wohllüſtige durch Kurzweil, und die Schelmen durch das Geld. Dieſes iſt die einzige wahre und gründliche Wiſſenſchaft dieſes Lebens: alles übrige ſind bloſe Einbildungen, die von einer ſchwarzen Galle herrühren, und die man mit ein wenig Nieſe-Wurz ſolte zu reinigen ſuchen.

Timon. Wer ſo ſpricht, wirft alle Tugend mit einmal übern Hauffen, und macht die gute Sitten lächerlich. In einer wohl eingerichteten Republic würde man einen ſolchen böſen anſteckenden Menſchen nicht leiden; Aber ach! wo findet man in der Welt eine ſolche Republick? O mein lieber Socrates, wann werden wir die eurige ſehen? Morgen. Ja, Morgen; ich würde mich dahin verfügen, ſo bald ſie ihren Anfang genommen hätte; Allein, ich wolte, wir giengen weit von allen bekandten Ländern, um eine ſolche glückſelige Colonie von reinen Weltweiſen in der Atlantiſchen Inſul aufzurichten.

Alcibiades. Ey, ihr bedenckt es nicht, ihr würdet euch ſelbſt mit dahin bringen. Ihr müſtet zuvor mit euch ſelbſt einig werden, weil

ihr, wie ihr ſagt, mit euch ſelbſt ſo oft uneinig ſeyd.

Timon. Ihr habt gut darüber ſpotten; nichts iſt ernſthafter. Ja, ich behaupte es, daß ich mich öfters ſelber haſſe, und daß ich Urſach habe, mich zu haſſen; Wann ich mich durch die Wohllüſte ſo weit verzärtelt finde, die Laſter der Menſchen zu ertragen, und mich ihnen gefällig zu erweiſen. Wann ſich in mir der Eigennutz, die Wohlluſt, und die Empfindung für eine eitle Ehre unter denen thörigten und böſen Menſchen reget; ſo find ich, daß ich ihnen bey nahe gleiche; Ich mache mir meinen Proceß, ich habe einen Abſcheu für mir, und ich bin mir unerträglich.

Alcibiades. Wer ſöhnet euch hernach wieder mit euch aus? Thut ihr ſolches mit euch allein, ohne Schieds-Richter?

Timon. Wann ich mich ſelbſt beſtrafet habe, ſo ſuche ich mich zu beſſern, und meide das Böſe.

Alcibiades. Es finden ſich alſo verſchiedene Leute in euch. Ein verdorbener Menſch, der ſich durch böſe Exempel hat verführen laſſen; Ein Zweyter, der den Erſten darüber ausſchilt; Ein Dritter, der ſie wieder miteinander verſöhnet, indem er denjenigen beſſert, der ſich hat verführen laſſen.

Timon. Spottet, ſo lang ihr wolt; bey euch iſt die Geſellſchaft nicht ſo ſtarck: dann es findet ſich in eurem Herzen nur ein einziger Menſch, der allzeit ſich ſchmieget, und leichtfertig iſt, der ſich auf hunderterley Art verſtellet, um allezeit gleich durch das Böſe auszuüben.

Alcibiades. Seyd ihr dann nur allein derjenige auf Erden, der gut iſt? Ja, ihr ſeyd ſolches nur abwechſelend und zu gewiſſen Zeiten.

Timon. Nein, ich kenne nichts guts, noch das würdig wäre, geliebt zu werden.

Alcibiades. Wenn ihr nichts gutes kennet, nichts, welches euch nicht verdrieſet, ſowohl bey andern, als in euch ſelbſt; Wenn das ganze Leben euch mißfällt, ſo ſoltet ihr euch davon los machen, und von einer ſo böſen Geſellſchaft Abſchied nehmen. Wer wolte doch leben, um über alles ſich zu ärgern, und von Morgen bis den Abend auf alles zu ſchelten? Wiſſet ihr nicht, daß zu Athen kein Mangel an glatten Stricken und an hohen Felſen iſt?

Timon. Ich würde mich gereitzet finden, dasjenige zu thun, was ihr ſagt, wenn ich nicht fürchten müſte, dadurch ſo vielen Menſchen eine Freude zu machen, die es nicht werth ſind, daß ich ihnen ſolche mache.

Alcibiades. Solte euch aber keine einzige Perſon leid thun, ſolche zu verlaſſen? Wie! keine einzige Perſon ohne Ausnahme? Bedencket euch wohl, was ihr mir wollet antworten.

Timon. Es ſolte mir ein wenig leid thun, vom Socrates zu ſcheiden; allein . . . .

Alcibiades. Ey, wiſſet ihr nicht, daß er auch ein Menſch iſt?

Timon. Nein, ich weiß es nicht gewiß; ich zweifle zuweilen noch daran; dann er gleichet andern ſehr wenig. Er ſcheinet mir ohne Verſtellung, ohne Eigennutz, ohne Ehrſucht. Ich finde denſelben gerecht, aufrichtig, und ſich immer gleich.

gleich. Wenn in der Welt zehen ſolche Menſchen wären, wie er, ſo glaub ich wahrhaftig, ich würde mich wieder mit der Menſchlichkeit ausſöhnen.

Alcibiades. Wohlan, ſo glaubt es nur. Fraget ihn, ob die Vernunft erlaubet, ein ſolcher Miſantrope zu ſeyn, wie ihr.

Timon. Ich will ſolches; wiewohl er mir noch jederzeit ein wenig allzu leicht und zu geſellig geweſen. Ich fürchte mich nicht, ſeinem Rath zu folgen. O mein wertheſter Socrates! wann ich die Menſchen ſehe, und werfe hernach die Augen auf euch, ſo bin ich ſchier bewegt, zu glauben, daß ihr die Minerva ſeyd, welche unter der Geſtalt eines Menſchen gekommen iſt, ihre Stadt zu belehren. Sprecht, aber aus eurem Herzen: rathet ihr mir, mich wieder mit denen Menſchen einzulaſſen, welche ſo vergiftet, ſo böſe, ſo blind, und ſo betrügeriſch ſind?

Socrates. Nein; Ich werde euch nimmermehr rathen, euch wieder in die Verſammlungen des Volcks, noch in ihre Luſt-Feſte, die voller Leichtfertigkeit ſind, noch in ſonſt eine Geſellſchaft, die aus einer groſen Menge Leute beſtehet, zu wagen; dann die Menge iſt allezeit mit Laſtern angefüllt. Ein ſtilles und ehrbares Leben, wo man weder von denen Begierden der Menſchen, noch von ſeinen eigenen hingeriſſen wird, iſt der einzige Stand, der ſich für einen wahren Weiſen ſchicket. Allein, man muß deßwegen doch die Menſchen lieben, und ihnen auch Gutes erweiſen, ohneracht aller ihrer Gebrechen. Man muß von ihnen nichts als Undanckbarkeit erwarten,

und ihnen dienen ohne Abſicht auf ſeinen eigenen Nutzen. Mitten unter ihnen zu leben, um ſie zu verblenden, und um dasjenige von ihnen zu erlangen, was zur Befriedigung unſerer Begierden dienet, heiſſet ſo viel, als einen recht böſen Menſchen abgeben, und alle, die Unglückſeligkeit ſich zuziehen, die man verdienet. Aber ſich ſtill und eingezogen halten, und doch nichts deſto weniger bereit ſeyn, ſie zu belehren, und gewiſſen Leuten zu dienen; Dieſes iſt die Eigenſchaft einer wohlthätigen Gottheit auf Erden. Die Ehrſucht des Alcibiades iſt böſe; allein euer Menſchen-Haß iſt die Würckung einer ſchwachen Tugend, welche mit einer verdrießlichen Gemüths-Art vermenget iſt. Ihr ſeyd mehr rauh, als eingezogen. Euer ſtörriſche Tugend iſt zu ungedultig, die Laſter zu ertragen. Es iſt ſolches eine Eigenliebe, welche darüber auffähret, weil ſie andre nicht dahin bringen kan, wohin ſie ſolche bringen will. Die Menſchen-Liebe iſt im Gegentheil eine ſanftmüthige, gedultige und uneigennützige Tugend, welche das Böſe erträget, ohne daſſelbe zu billigen; Sie erwartet die Menſchen; ſie ſiehet nicht auf ihren eigenen Wohlgefallen, noch auf ihre eigene Bequemlichkeit; Sie bedienet ſich der Erkäntniß ihrer eigenen Schwachheit, um diejenige eines andern zu ertragen; Sie läſſet ſich niemahls von denen betrügeriſchen und undanckbaren Menſchen hintergehen, dann ſie hoffet und verlanget nichts von ihnen aus Abſicht eines eigenen Vortheils; Sie muthet ihnen nichts zu, als was zu ihrem wahren Beſten gereichet; Sie ermüdet nicht in dieſer uneigennützigen Güte; Sie

ahmet

ahmet denen Göttern nach, welche denen Menſchen das Leben gegeben haben, ohne daß ſie ihres Weyhrauchs und ihrer Opfer bedürfen.

Timon. Ich haſſe aber die Menſchen, nicht aus einem Trieb, der unmenſchlich iſt; ich haſſe ſie nur wieder meinen Willen, und weil ſie Haſſens-würdig ſind. Ich haſſe die Laſter, und ihre Perſonen, weil ſie laſterhaft ſind.

Socrates. Wohl, ich ſetze ſolches voraus. Ihr haſſet aber in dem Menſchen nur das Böſe, warum liebet ihr den Menſchen nicht, um ihn von dem Boſen zu befreyen, und um ihn gut zu machen? Ein Arzt haſſet das Fieber, und alle andere Kranckheiten, welche den menſchlichen Cörper quälen; aber er haſſet darum nicht die Krancken. Die Laſter ſind die Kranckheiten der Seelen; ſeyd alſo wie ein weiſer und liebreicher Arzt, der nur darauf ſinnet, wie er ſeinen Krancken, aus Freundſchaft zu ihm, curiren mögte, ohne ihn zu haſſen. Die Welt iſt das groſe Spital des ganzen menſchlichen Geſchlechts, welches euer Mitleiden ſoll rege machen. Der Geitz, die Ehrſucht, der Neid und der Zorn, ſind weit tiefere und gefährlichere Wunden in der Seele, als die Geſchwären und Eyter-Beule in dem Cörper. Helft allen Krancken, denen ihr helfen könnet, und beklaget alle diejenige, die unheilbar ſind.

Timon. O! ſehet da, Mein lieber Socrates, einen betrüglichen Schluß. Es iſt ein unendlicher Unterſcheid zwiſchen denen Laſtern der Seele, und denen Kranckheiten des Leibes. Die Kranckheiten ſind ſolche Ubel, die man leidet, und die man ſich nicht giebet. Man iſt deswegen nicht

ſtrafbar, man iſt nur zu beklagen. Was aber die Laſter betrift, ſo ſind ſolche freywillig, ſie machen den Willen ſtrafbar. Es ſind ſolche keine Ubel, die man leidet; Es ſind Ubel, die man thut. Dieſe Ubel verdienen, daß man ſie verabſcheuet, daß man ſie ſtrafet, und daß man kein Mitleiden mit ihnen habe.

Socrates. Es iſt wahr, daß es zweyerley Arten von Kranckheiten bey denen Menſchen geben. Einige, welche man wider ſeinen willen und unſchuldig leiden muß: andere ſind freywillig, und machen den Krancken ſtrafbar; dann der böſe Wille iſt das gröſte von allen Ubeln; das Laſter iſt unter allen Kranckheiten die Bejammerns-würdigſte. Ein böſer Menſch, welcher andere leiden macht, leidet durch ſeine eigene Bosheit, und bereitet ſich ſelbſt diejenige Strafen, welche die gerechte Götter ihm ſchuldig ſind. Er iſt noch mehr zu beklagen, als ein unſchuldig-Krancker. Die Unſchuld iſt eine unſchätzbare Geſundheit der Seelen: ſie iſt eine Hülfe und ein Troſt in denen grauſamſten Schmerzen. Wie! ſoltet ihr aufhören, einen Menſchen zu beklagen, weil er in der allerjämmerlichſten Kranckheit ſich befindet, welche der böſe Wille iſt? Wär das Ubel nur im Fuß, oder an der Hand, ſo würdet ihr ihn beklagen; und ihr beklagt ihn nicht, da der Krebs ſchon den Grund ſeines Herzens durchnaget?

Timon. Wohlan! ich gebe zu, daß man die Böſe beklagen, aber nicht, daß man ſie lieben ſoll.

Socrates. Man ſoll ſie nicht lieben, in Anſehung ihrer Bosheit; aber man muß ſie doch lieben,

ben, um ſie zu beſſern. Ihr liebet alſo die Menſchen, ohne daß ihr meynet, ſie zu lieben; dann das Mitleiden iſt eine Liebe, die ſich betrübet über das Ubel einer Perſon, die man liebet. Wiſſet ihr wohl, was euch verhindert, die Böſen zu lieben? Es iſt ſolches nicht eure Tugend, ſondern die Unvollkommenheit derjenigen Tugend, die in euch iſt. Die Unvollkommenheit der Tugend wird niedergeſchlagen, wann ſie die Unvollkommenheit anderer ertragen ſoll. Man liebet ſich ſelbſt noch zu viel, als daß man immer ſolte dasjenige ertragen können, was unſerer Empfindlichkeit und unſerer Lebens-Weiſe zuwider iſt. Die Eigenliebe kan eben ſo wenig den Widerſpruch der Tugend, als der Laſter, leiden. Man erzürnet ſich über einen Undanckbaren, weil man aus Eigenliebe die Erkenntlichkeit verlanget. Die vollkommene Tugend macht den Menſchen von ſich ſelbſten los, und verurſachet, daß man nicht müde wird, die Schwachheit anderer zu ertragen. Je mehr man von denen Laſtern entfernet iſt, je mehr iſt man auch geneigt, ſolche mit Gedult und Sanftmuth zu verbeſſern. Die unvollkommene Tugend iſt verdrießlich, unzufrieden, rauh, ſtreng, und unverſöhnlich. Die Tugend, die nichts anders ſucht, als das Gute, iſt allzeit gleich, gelinde, leutſelig, mitleidig: ſie wird über nichts ſtützig, noch aufgebracht, und dencket nur allein, Gutes zu thun.

Timon. Alles dieſes iſt leicht geſprochen; wie ſchwer hält es aber mit der Ausübung?

Socrates. O mein lieber Timon! tumme und grobe Leute halten euch für einen Menſchen-Feind, weil ihr die Tugend zu weit getrieben habt; Ich aber beharre darauf, daß, wenn ihr in der Tugend weiter gekommen wäret, ſo würdet ihr dasjenige thun, was ich ſage. Ihr würdet euch weder durch euer ſtörriſches Gemüth, noch durch euer zur Traurigkeit geneigtes Temperament, noch durch eure verdrießliche Empfindlichkeit, noch durch die Ungedult, welche die Fehler der Menſchen bey euch verurſachen, fortreiſſen laſſen. Ihr könnet nur deswegen andere unvollkommene Menſchen nicht lieben, weil ihr euch ſelbſt zu viel liebet. Wäret ihr vollkommen, ſo würdet ihr denen Merſchen gern verzeihen, daß ſie unvollkommen ſind. Gleichwie ſolches die Götter thun. Warum ſolte man dasjenige nicht mit Sanftmuth ertragen, was doch die Götter, die beſſer ſind, als ihr, ertragen? Dieſe Zärtlichkeit, welche macht, daß ihr ſo leichte könt beleidiget werden, iſt eine wahrhaftige Unvollkommenheit. Diejenige Vernunft, die ſich nur allein in vernünftige Dinge zu ſchicken weiß, dargegen aber ſich durch ſolche aufbringen läßt, die es nicht ſind, iſt nur eine halbe Vernunft. Eine vollkommene Vernunft gehet viel weiter: ſie träget die Unvernunft eines andern mit einem gelaſſenen Gemüth. Sehet hier eine mitleidige Tugend gegen andere, und die nicht an ſich allein gebunden iſt; worinn das wahrhaftige Band der menſchlichen Geſellſchaft beſtehet.

Alcibiades. In der That, Timon, nun ſeyd ihr recht mit eurer eigenen Tugend, die ſo roh

und

und verdrießlich iſt, in Verwirrung gebracht. Es heißt ſich ſelbſt allzu ſehr lieben, wenn man will nur einzig und allein vor ſich ſelbſt leben, und wenn man nichts vertragen kan, was unſerem Sinn zuwider iſt. Wenn man ſich nicht ſo ſehr ſelbſt liebet, ſo gehet man auch freymüthiger mit andern Leuten um.

Socrates. Haltet ein, Alcibiades, wenn es euch beliebt; ihr würdet leicht desjenigen mißbrauchen, was ich geſagt habe. Es ſind zweyerley Arten, mit Menſchen umzugehen. Die erſte iſt, daß man ſich lieben mache, nicht, um ihr Abgott zu ſeyn, ſondern ihre Vertraulichkeit dahin anzuwenden, um ſie gut zu machen. Dieſe Menſchen-Liebe iſt ganz göttlich. Es iſt aber eine andere, welche denen falſchen Münzen gleichet, wenn man ſich nemlich denen Menſchen ergiebt, und ihnen deswegen zu gefallen ſucht, damit man ſie verblenden, und eine Gewalt über ſie bekommen mögte, indem man ihnen ſchmeichelt. Auf dieſe Weiſe liebet man nicht ſie, ſondern ſich ſelbſt. Man handelt aus Hochmuth und aus Eigennutz: man ſtellt ſich, als ob man ſich ihnen ergäbe; man macht ſie aber ſolches nur glauben, um ſie zu beſitzen. Dieſer falſche Menſchen-Freund iſt wie ein Fiſcher, der ſeinen Angel mit einem Köder verſiehet: es ſcheinet, als ob er die Fiſche nähren wolte, aber er fängt ſie, und macht ſie ſterben. Alle die Tyrannen, alle die Magiſtraten, alle, die zum Regiment gezogen werden, ſcheinen bey ihrer Ehrſucht wohlthätig und großmüthig zu ſeyn, und gleichwohl ſuchen ſie, nur das Volck zu beſtricken: ſie werfen ihre Hamen aus bey denen Feſten,

ſten, bey denen Luſtbarkeiten und Geſellſchaften. Sie ſind nicht deswegen geſellig, um denen Menſchen zu nutzen, ſondern, um das ganze menſchliche Geſchlecht zu misbrauchen. Sie haben ein höfliches ſchmeichelndes und verſchmiztes Weſen an ſich, wie die verbuhlte Weibsbilder, um die Sitten der Menſchen zu verderben, und damit alle diejenige in ihre Banden zu ziehen, deren ſie vonnöthen haben. Es iſt hier das Verderben der allerbeſten Sachen das ſchädlichſte von allen Ubeln. Solche Leute ſind die Peſt des menſchlichen Geſchlechts; wenigſtens iſt die Eigenliebe eines Menſchen-Feinds nur wild für ſich, und unnützlich für die Welt; Allein, diejenige der falſchen Menſchen Freunde iſt verrätheriſch und tyranniſch: ſie verſprechen alle Tugenden der menſchlichen Geſellſchaft, und treiben doch nur mit derſelben eine Handelſchaft, durch welche ſie ſich alles zueignen, ja ſogar ihre Mitbürger ſich unterthänig machen wollen. (*) Der Menſchen-Feind macht mehr Schrecken,

(*) Manchem Leſer wird dieſes Geſpräch vielleicht etwas langweilig vorkommen; allein, ſcharfſinnige Kenner entdecken hier die gröſten Geheimniſſe des menſchlichen Herzens, und die Urſachen des Verderbens in der menſchlichen Geſellſchaft. Sind es nicht die Fürſten und Mächtige der Erden, welche, an ſtatt uns zu beſchützen, uns am erſten ihrer Ehrſucht aufopfern, wie die groſe Raub-Vögel, welche die kleine auffangen, und verzehren. Man ſiehet, wie der Herr von Fenelon ſich durchgehends in allen ſeinen Schriften, beſonders aber in dieſer und in ſeinem Telemach, wo er ſeinen Prinzen unterrichtet, als ein wahrer Menſchen-Freund, oder, wie wir ihn anderswo genennet, als ein rechter Advocat des menſchlichen

Schrecken, und thut weniger Ubel. Eine Schlange, die ſich unter die Blumen ſchleicht, iſt mehr zu fürchten, als ein Wild, daß ins Gebüſche eilet, ſo bald es jemand vermercket.

Alcibiades. Timon! laßt uns gehen. Wir haben genug, ein jeder hat ſeine Lection bekommen. Es mag ihr folgen, wer da will; Mich dünckt, wir werden uns derſelben wenig zu Nutz machen. Ihr werdet fortfahren, gegen das menſchliche Geſchlecht zu wüten; Ich aber gehe, einen Protheus zwiſchen denen Griechen und dem Perſianer König abzugeben.

Das XVIII. Geſpräch.

Alcibiades und Pericles.

Nach dem Tod werden die gröſte Gaben, ohne die Tugend, für nichts gerechnet.

Pericles.

Ich freue mich, Mein lieber Vetter, dich wieder zu ſehen. Ich habe dich jederzeit werth geacht.

Alcibiades. Du haſt mir ſolches von meiner Kindheit auf bezeiget. Ich habe aber noch nie-

mahls

menſchlichen Geſchlechts aufführet. Allein, wo iſt der Richter-Stuhl auf Erden, vor welchen er dieſe wichtige Klag-Sache bringet? Die Appellation wird wohl an den höchſten Richter der Welt kommen, welcher darauf den Spruch nach ſeiner Gerechtigkeit geben wird.

mahls deiner Hülfe ſo nöthig gehabt, als gegenwärtig. Socrates, den ich hier angetroffen habe, der macht mich ſchrecken, da ich vor denen dreyen Richtern erſcheinen ſoll.

Pericles. Ja, Mein lieber Vetter, wir ſind nicht mehr zu Athen. Dieſe drey unerbittliche Greiſe bekümmern ſich wenig um die Beredtſamkeit. Ich ſelbſt habe ihre Strengigkeit empfunden, und ich ſehe im voraus, daß du derſelben nicht entgehen wirſt.

Alcibiades. Wie, ſolte dann kein Mittel ſeyn, dieſe drey alte Männer zu gewinnen? Sind ſie unempfindlich, wenn man ihnen ſchmeichelt, oder gute Worte gibt? Sind ſie nicht mitleidig? Laſſen ſie ſich nicht bewegen durch eine ſchöne Rede, durch die Poeſie, durch die Muſic, durch ſcharfſinnige Schlüſſe, durch die Erzehlungen groſer Thaten?

Pericles. Du weißt wohl, wo allhier die Beredtſamkeit einiges Vermögen hätte, daß mein Zuſtand (ohne Ruhm zu melden) ſo glückſelig ſeyn würde, als immermehr der Zuſtand eines andern; man richt aber hier mit Reden nichts aus. Die ſchmeichlende Vorſtellungen, welche das Volck zu Athen entzückten; die Art, eine Rede überzeugend zu machen; das andringende, reitzende und lebhafte Weſen, da man die Menſchen durch ihre eigene Gemächlichkeit rühren, und durch ihre eigene Begierden aufbringen kan; alles dieſes gilt hier nichts mehr; die Ohren ſind hier verſtopft, und die Herzen ſind von Eiſen. Ich, der ich in dem unglücklichen Peloponeſer Krieg war umgekommen, wurde nichts deſto weniger

niger geſtraft. Man hätte mir wohl einen Fehler können zu gut halten, den ich mit dem Leben büſſen muſte; und zudem, ſo wareſt du ja Schuld daran.

Alcibiades. Es iſt wahr; ich rieth dir, lieber einen Krieg anzufangen, als Rechnung abzulegen; Pflegt man ſolches dann nicht immer ſo zu machen. Wenn man einen Staat regieret, ſo ſiehet man dabey auf ſich, auf ſeine Gemächlichkeit, auf ſeine Ehre, und auf ſeinen Nutzen. (*) Mit dem gemeinen Weſen mag es gehen, wie es kan: denn wer würde ſonſt ein ſolcher Geck ſeyn, ſich mit dem gemeinen Weſen zu plagen, und Tag und Nacht zu wachen, damit andere deſto beſſer ſchlafen mögen? finden dann hier eure Richter, daß dieſes etwas böſes ſey?

Pericles. Ja, ſo böſe, daß, nachdem ich in dieſem verdamten Krieg, wo ich alles Vertrauen des Volcks verlohr, an der Peſt ſtarb, ich allhier noch ſehr hart deswegen geſtrafet wurde, weil ich zu unrechter Zeit den Frieden geſtöret hatte. Urtheilet hieraus, mein lieber Vetter, ob ihr beſſer werdet durchkommen.

Alcibiades. Das ſind wahrhaftig ſchlechte Zeitungen für mich. Die Lebendige, wann ſie recht böſe ſind, ſprechen: Ich wolte, daß ich todt wäre; Ich aber im Gegentheil wünſchte, daß es mir wohl wäre.

(*) Leider! darum wünſcht man einem auch Glück, wann einer ein Obrigkeitliches Amt bekomt. Es heiſſet: Il a fait ſa fortune: Er iſt glücklich worden; Aber nicht das gemeine Weſen.

Pericles. O! du biſt nicht mehr in derjenigen Zeit, da dir dein ſchöner Purpur-Rock hinten nachſchleifete, und da ſich alle Weiber von Athen und Sparta in dich verliebeten. Du wirſt hier nicht allein geſtrafft werden, wegen dem, was du gethan haſt, ſondern auch wegen dem, was du mich haſt durch deine Rathſchläge thun machen.

Das XIX. Geſpräch.

Alcibiades, Mercurius und Caron.

Eigenſchafft eines jungen Prinzen, der die Ehre ſucht, und die Liebe zur Wohlluſt verdorben hat.

Caron.

WAs führeſt du da für einen Menſchen? Er thut ja mächtig groß. Was iſt er dann mehr als andere, daß er ſich ſo viel einbildet?

Mercurius. Er war ſchön, wohlgeſtalt, geſchickt, braf, beredtſam, und wußte alle Menſchen einzunehmen. Nie war ein Menſch ſo beugſam; er konte allerley Geſtalten an ſich nehmen, wie Protheus. Zu Athen war er zärtlich, gelehrt und artig; Zu Sparta, hart, rauh und arbeitſam; In Aſien, weibiſch, faul, und prächtig, wie die Perſianer; In Thracien ſah man ihn immer zu Pferd, und ſauffen, trotz dem Silen. Auch hat

er alle die Länder, wo er geweſen iſt, in Unruh und Verwüſtung gebracht.

Caron. Holla, ſolte er nicht auch meinen Kahn, der ſchon zimlich alt iſt, und allenthalben Waſſer fängt, gar umſchmeiſſen? Wie magſt du dich doch mit mit ſolchen Waaren ſchleppen? Du häſt ihn ja viel beſſer unter denen Lebendigen gelaſſen. Er hätte noch unter ihnen manche Kriege, Schlachten und Verſtörungen angerichtet, welche uns noch eine Menge Schatten zugeſandt hätten. Der ſeinige verurſacht mir nur Schrecken. Wie heißt er?

Mercurius. Alcibiades! haſt du nichts von ihm gehört?

Caron. Alcibiades! Ja wohl. Alle die Schatten, welche ankommen, zerbrechen mir den Kopf mit ihrem vielen Plaudern. Er hat mir durch alle die Todten, die er in ſo vielen Kriegen hat umkommen machen, Laſt und Müh genug verurſacht. Iſt es nicht derjenige, der nach ſo viel Gottloſigkeit, die er zu Athen begangen hatte, nach Sparta geflüchtet war, und des Königs Agir ſeine Gemahlin verführte.

Mercurius. Es iſt eben derjenige.

Caron. Wenn er nur nicht auch ſolche Händel mit der Proſerpine anfängt; dann er iſt in der That viel artiger und hüpſcher, als unſer König Pluto. Aber Pluto verſteht keinen Schertz.

Mercurius. Ich übergeb dir ihn, wie er iſt. Wenn er ſo viel Lermen in der Hölle macht, als er in ſeinem Leben auf Erden gemacht hat, ſo wird es hier in dieſem Reich nicht mehr ſo ſtill und ruhig zugehen. Aber frag ihn doch einmahl, wie er

er ſich ſtellen wird. Holla! Alcibiades, ſag doch dem Caron, was gedenckſt du hier zu machen?

Alcibiades. Ich, ich werde hier jederman zu Dienſten ſeyn. Ich rathe dem Caron, ſein Zoll-Recht zu verdoppeln; dem Pluto, daß er den Jupiter ſoll mit Krieg überziehen, um der erſte unter denen Göttern zu ſeyn; dann Jupiter regieret die Menſchen nicht zum beſten: Zudem ſo iſt ja das Reich der Todten weit gröſer, als dasjenige der Lebendigen. Was macht er oben in ſeinem Olympus, wo er alles auf Erden läſſet hinterſt der vörderſt gehen? Es iſt viel beſſer, denjenigen für den Oberſten unter den Göttern zu erkennen, der hier die Laſter beſtrafet, und der dadurch alles dasjenige wieder herſtellet, was ſein Bruder durch ſeine Unachtſamkeit hat verderben laſſen. Der Proſerpine werde ich neue Zeitungen von Sicilien bringen, welches ſie ſo ſehr geliebet hat. Ich will ihr auf meiner Leyer die Geſänge abſingen, welche man ihr zu Ehren aufgeſetzt hat. Ich will mit ihr von denen Nymphen ſprechen, welche mit ihr Blumen brachen, als Pluto kam, und ſie entführte. Ich will ihr auch alle meine Abendtheuer erzehlen, und ich müſte ſehr unglücklich ſeyn, wann ich ihr nicht gefallen ſolte.

Mercurius. Ich wette auf dich, du wirſt in der Hölle regieren, Pluto wird dich in ſeinen geheimen Rath nehmen, und ſich dabey übel befinden. Sehet, dieſes tröſtet mich noch meines Vaters, des Jupiters wegen, den du wilſt machen, daß er von ſeinem Thron geſtoſſen werde.

Alcibiades. Pluto ſoll ſich dabey wohl befinden, und ihr werdet es ſehen.

Mercurius. Du haſt ſehr ſchädliche Rathſchläge in deinem Leben gegeben.

Alcibiades. Ich habe aber auch gute gegeben.

Mercurius. War dann der Rath, den du wegen der Unternehmung auf Sicilien gabeſt, ſo klug? Haben ſich die Athenienſer dabey wohl befunden?

Alcibiades. Es iſt wahr, ich gabe denen Athenienſern den Rath, die Syracuſaner anzugreiffen, nicht allein, um ganz Sicilien, und hernach auch Africa unter ihre Botmäßigkeit zu bringen; ſondern auch, um Athen ſelbſt unter meinem Gehorſam zu erhalten. Wenn man es mit einem leichtſinnigen, wanckelmüthigeu Volck, das keine Vernunft brauchet, zu thun hat, ſo muß man es nicht müßig laſſen. Man muß es beſtändig ſuchen in einer groſen Verwirrung zu erhalten, damit es immerfort eurer vonnöthen habe, und ſich nicht in Sinn kommen laſſe, eure Aufführung zu tadeln. Allein, dieſes Geſchäfte, ob es gleich ein wenig gefährlich ausſah, hätte doch nichts deſtoweniger einen guten Ausſchlag genommen, wenn ich es hätte ausführen können; ſo aber wurde ich nach Athen zurück gerufen, und zwar wegen einer Thorheit, welche die zerſtümmelte Thermes betraf. Nach meiner Abreiſe wurde Lomachus wie ein tummer Kerl umgebracht. Nicias war ein ſchläfriger blöder Menſch, allezeit furchtſam, und ohne Entſchlieſſung. Leute, die ſo furchtſam ſind, haben allezeit mehr zu fürchten, als andere: dann ſie laſſen die Vortheile aus Händen, welche ih-

nen das Glück anbietet, und ſie warten, biß ſolche Hindernisſe kommen, die ſie haben voraus geſehen. Man beſchuldiget mich auch, ich hätte aus Kurzweil mit einigen muthwilligen Leuten bey einem Gelach die Geheimniſſe der Ceres vorgeſtellet. Man ſagt, ich hätte dabey die vornehmſte Perſon geſpielet, nemlich den Opfer-Prieſter; Allein, alles dieſes ſind Mährgens; man konte mich deſſen nicht überzeugen.

Mercurius. Mährgens? Woher kam es dann, daß du niemahl das Herz hatteſt, dich zur Verantwortung einzuſtellen, und die Beſchuldigungen darüber zu widerlegen?

Alcibiades. Ich würde mich ihnen überlaſſen haben, wann es eine andere Sache betroffen hätte. Da aber mein Leben darunter Gefahr lief, hätte ich ſolches meiner eigenen Mutter nicht anvertrauet.

Mercurius. Dieſes iſt eine ſehr feige Antwort. Schämeſt du dich nicht, mir ſolche zu geben? Du, der du in deiner zarten Jugend ſo verwegen wareſt, dein Leben einem wilden Fuhrmann auszuſetzen, haſt gleichwohl ſoviel Herz nicht gehabt, dein Leben in die Hände deiner Richter zu ſtellen, um deine Ehre zu retten. O mein Freund, dieſes zeiget, daß du dich haſt ſchuldig befunden.

Alcibiades. Dasjenige, was ein Kind thut, welches auf der Straſſen ſpielet, und deswegen nicht einem Wagen ausweichen will, um ſein Spiel nicht zu unterbrechen, thut etwas aus Verdruß und aus Ungedult, was ein Mann, der Vernunft hat, nicht zu thun pflegt. Doch, ihr mögt

ſagen,

ſagen, was euch beliebt; ich fürchtete meine Mißgönner und die Narrheit des Volcks, deſſen Wuth ſich aufbringen läſſet, wenn es auch alle eure Gottheiten gelten ſolte.

Mercurius. Dieſes iſt die Sprache aller Frey-Geiſter, und ich will wetten, daß du über die Geheimniſſe der Eleuſiniſchen Ceres dein Geſpötte gehalten haſt. Was meine Figuren betrift, ſo zweifle ich nicht daran, daß du ſolche geſtümmelt haſt.

Caron. Ich mag dieſen Feind der Götter, die Peſt des menſchlichen Geſchlechts, nicht in meinen Nachen aufnehmen.

Alcibiades. Du muſt mich wohl aufnehmen; Wohin wilt du dann, daß ich gehen ſoll?

Caron. Kehre wieder um zu denen Lebendigen, um ſie zu plagen, und Lermen in der Welt zu machen. Allhier iſt der Aufenthalt der Ruhe und des Friedens.

Alcibiades. Ach! ich bitte, laſſe mich doch nicht auf denen Ufern des Styx herum wandern, wie die Verſtorbenen, die der Begräbniß beraubet ſind. Mein Geiſt war unter denen Menſchen allzu groß, als daß ich einen ſolchen Schimpf erlangen ſolte. Doch, was ſoll es ſeyn, weil ich die Ehre der Begräbniß genoſſen habe, ſo kan ich auch den Caron zwingen, mich in ſeinen Nachen aufzunehmen. Wann ich übel gelebt habe, ſo werden mich die Richter der Hölle deswegen beſtraffen; Aber, was hier den alten Phantaſten anlangt, ſo will ich ihn wohl nöthigen . . . .

Car. O! O! weil du aus einem ſo hohen Thon redeſt, ſo will ich auch zuvor wiſſen, wie du biſt beerdiget worden. Dann man ſpricht von deinem

Tod auf verſchiedene Art. Einige ſagen, du wäreſt in dem Schoos einer Hure erſtochen worden. Ein ſchöner Tod für einen Menſchen, der ſo groß thut. Andere ſagen, daß man dich verbrannt hätte. Bis dieſe Umſtände werden erläutert ſeyn, lache ich über deinen Hochmuth. Nein, du ſollſt einmal nicht herein.

Alcibiades. Es iſt mir ein leichtes, dir meine Begebenheit zu erzehlen; ſie iſt zu meinen Ehren, und ſie crönet ein ſchönes Leben. Liſander, welcher wußte, daß ich denen Lacedemoniern vielen Abbruch gethan hatte, indem ich für mein Vaterland fochte, und indem ich für daſſelbe bey denen Perſianern beſchäftiget war, ließ den Pharnabazes bitten, daß er mich ſolte umbringen laſſen. Dieſer Pharnabazes commandirte auf denen Gränzen von Aſien, im Namen des groſen Königs. Wie ich nun ſahe, daß die Häupter der Athenienſer ſich allzuverwegen aufführten, und daß ſie auch ſogar nicht meinen Rath anhören wolten; Da bereits ihre Flotte nahe im Helleſpont bey dem Fluß Cephiſſus war, ſo prophezeyte ich ihnen ihren Untergang, der kurz darauf erfolgte, und ich begab mich nach Phrygien an einen Ort, welchen mir die Perſianer zu meinem Aufenthalt gegeben hatten. Hier lebete ich vergnügt, nachdem ich die Tücke des falſchen Glückes, das mich ſo oft betrogen, erfahren hatte; und ich gedachte an weiter nichts, als mich zu beluſtigen. Ich hatte die Curtiſanin Thimandra bey mir; Pharnabazes konte meinen Tod denen Lacedemoniern nicht wohl abſchlagen. Er ſandte ſeinen Bruder, den Magnaus, daß er mir den Kopf ſolte abhauen, und meinen

meinen Leib verbrennen laſſen; gleichwohl aber unterſtunde ſich derſelbe nicht, mit allen ſeinen Perſianern in das Haus zu fallen, worinn ich war. Sie legten Feuer rings umher, kein einziger hatte das Herz ins Haus zu treten, und mich anzugreiffen. So bald ich ihres Anſchlags innen wurde, warf ich alle meine Kleider, alle Geräthſchaften, die ich fande, ſogar auch die Teppig, die im Hauſe waren, ins Feuer, darauf wickelte ich meinen Mantel zuſammen gefalten um meine lincke Hand, mit der rechten aber hielte ich den bloſen Degen; Ich brach damit durch die Flammen durch, ohne daß ſie mich beſchädigten. Kaum verbrannt ich ein wenig meine Kleider. Alle dieſe Barbaren entflohen, ſo bald ſie mich erblickten, aber in der Flucht ſchoſſen ſie ſo viele Pfeile auf mich, daß ich von den vielen Wunden endlich nieder ſanck. So bald ſie weg waren, nahm Thimandra meinen Leichnam, wickelte ihn ein, und ließ ihn ſo herrlich, als ſie konte, zur Erden beſtatten.

Mercurius. War dieſe Thimandra nicht die Mutter der berühmten Hure von Corinth, mit Namen Lais?

Alcibiades. Ja, ſie iſt ſolche. Sehet hier die Geſchichte meines Todes und meiner Begräbniß. Habt ihr noch etwas einzuwenden?

Caron. Ja, noch vieles, und du wirſt Mühe haben, dich daraus zu wickeln; ich bin dir gut dafür.

Alcibiades. Wir wollen ſehen; Sagt mir ſolches.

Caron. Du haſt dich nicht anders aus dem Brand erretten können, als daß du wie ein Verzweifelter auf die Feinde los geſtürmet biſt; und du gibſt gleichwohl vor, daß Thimandra, welche in dem verbrannten Hauſe geblieben war, vom Feuer ſeye unbeſchädigt geblieben. Uberdem, ſo haben mir auch viele Schatten erzehlet, daß weder die Lacedemonier, noch die Perſianer dich haben umbringen laſſen. Man ſagt vielmehr für gewiß, daß du hätteſt ein junges Weibsbild, deiner Gewohnheit nach, aus einem ſehr vornehmen Haus verführen wollen. Die Brüder aber von dieſem Weibe hätten, um dieſen Schimpf zu rächen, dich verbrennen laſſen.

Alcibiades. Dem ſey, wie ihm ſey, ſo kanſt du doch nicht zweifeln, wie du ſolches ausſagſt, daß ich gleich andern Todten bin verbrannt worden.

Caron. Du haſt aber nicht die Ehre der Begräbniß empfangen. Du denckeſt, dich mit Liſt aus der Schlinge zu ziehen. Ich ſehe wohl, daß du ein gefährlicher Gewirrmacher geweſen biſt.

Alcibiades. Ich bin verbrannt worden, wie andere Todten auch, und dieſes iſt genug. Wilt du, daß die Thimandra komme, und dir meine Aſche bringe, oder dir ein ſchriftliches Zeugniß deßwegen ſchicke? Doch, wo du länger mir widerſprechen wilſt, ſo beruf ich mich auf die drey Richter, welche hier unten ſind. Laſſet mich zu ihnen, um meine Klage vor ſie zu bringen.

Caron. Wohl, du würdeſt ſie bald gewonnen haben, wenn ich dich paßiren ließ. Das iſt ein verzweifelter liſtiger Kerl.

Mercurius.

Mercurius. Man muß die Wahrheit bekennen: im Vorübergehen hab ich den Topf geſehen, worinnen die Curtiſanin, wie man ſagte, die Aſche von ihrem Liebhaber gethan hätte. Ein Menſch, der die Weiber ſo ſehr einzunehmen wußte, konte wohl keines Begräbniſſes ermangeln. Man hat ihn mehr verehret, beklaget und beweinet, als er werth war.

Alcibiades. Ich geb es ad acta, daß Mercurius meine Aſche in einem Topf geſehen hat. Jetzo fodere ich den Caron auf, mich in ſeinen Kahn zu nehmen; Nun hat er kein Recht mehr, ſolches mir zu verſagen.

Mercurius. Ich beklage ihn, daß er ſich mit dir, böſer Menſch, abgeben muß. Du haſt allenthalben Feuer angelegt. Du biſt derjenige, welcher in ganz Griechenland dieſen ſo grauſamen Krieg angezündet hat. Du biſt Schuld, daß die Athenienſer nun acht und zwanzig Jahr lang gegen einander zu Waſſer und zu Land die Waffen führen.

Alcibiades. Nein, ich bin nicht Schuld daran, ſondern mein Oheim, der Pericles.

Mercurius. Pericles, es iſt wahr, fieng dieſen traurigen Krieg an, allein, er that ſolches auf deinen Rath. Denckeſt du nicht mehr an den Tag, wie du an ſeiner Thüre pochteſt; ſeine Leute ſagten dir, er hätte nicht Zeit, dich vor ſich kommen zu laſſen, weil er mit denen Rechnungen beſchäftiget wäre, die er denen Athenienſern wegen Verwaltung der gemeinen Gefällen übergeben ſolte. Du gabſt darauf zur Antwort: An ſtatt Rechnung abzulegen, wäre es beſſer, auf ein

Mittel

Mittel zu dencken, um ſolche niemahls abzulegen. Das Mittel, welches du ihm vorſchlugeſt, war, die Sachen recht zu verwirren, Krieg anzufangen, und das Volck in der Unordnung zu erhalten. Pericles war ſo laſterhaft, dir Befall zu geben; Er entzündete den Krieg, er kam darinn um; Dein Anhang iſt beynah gleichfalls darinn verlohren gegangen, er iſt um ſeine Freyheit kommen. Solte man ſich noch wundern, daß Archiſtratus ſagte: Ganz Griechenland ſey nicht mächtig genug, zwey Alcibiades zu ertragen. Timon, der Menſchen Feind, war nicht minder kurzweilig bey ſeiner Traurigkeit, da er voll Verachtung gegen die Athenienſer, bey welchen er keine Spuren mehr von der Tugend fand, dir einsmahl auf der Straſſen begegnete, dich grüſſete, und indem er dich zugleich bey der Hand faßte, dir ſagte: Geherzt, mein Kind, du wirſt bald dieſem Volck alles Unheil, ſo es verdienet, über den Hals bringen, wann du anders darzu die Macht erlangen wirſt.

Alcibiades. Muß man ſich auch noch über der Rede eines Milz-ſüchtigen Menſchen aufhalten, welcher das ganze menſchliche Geſchlecht haſſete?

Mercurius. Wohlan! ſetz den Melancolicus bey Seiten. War aber dein Rath, welchen du dem Pericles gabeſt, nicht ein ſchelmiſcher Rath?

Alcibiades. O mein lieber Mercurius, es ſchickt ſich gar nicht für dich, daß du viel mit Schelmen und Dieben um dich wirfſt. Man weiß ja, daß du ſchon vorlängſt das Handwerck getrieben haſt. Ein Gott, der ein Spitzbub iſt,

ſchickt

ſich gar nicht, die Menſchen über Untreu wegen Geld zu beſtrafen.

Mercurius. Caron, ich beſchwöre dich, fahr ihn ſo hurtig über, als du kanſt; dann wir werden doch nichts mit ihm ausrichten. Geb nur darauf Acht, daß er nicht die drey Richter, ja den Pluto ſelbſt hintergehe; Berichte ihnen von meinetwegen, daß es ein Ertzbetrüger ſey, welcher fähig iſt, alle Todten aufzuwiegeln, und das allerruhigſte von allen Reichen umzuſtürzen. Die Strafe, die er verdienet, iſt, daß er nie kein Weibsbild ſehen, und immerdar ſchweigen ſolte. Er hat allzuſehr ſeiner Schönheit und ſeiner Beredſamkeit mißbrauchet. Er hat alle dieſe groſe Gaben nur allein zum Böſen angewandt.

Caron. Ich werde ſchon ein gutes Memorial gegen ihn eingeben, und ich glaube, er werde ſeine Zeit unter denen Schatten ſehr übel zubringen, wann er hier keine Verwirrungen mehr wird machen können.

Das XX. Geſpräch.

Dionyſius, Pythias und Damon.

Eine wahre Tugend kan nichts anders, als die Tugend lieben.

Dionyſius.

O Gott! was ſeh ich hier vor meinen Augen? Es iſt Pythias, welcher ankomt; ja es iſt Pythias ſelbſt. Ich hätte es nie geglaubt; Er iſt es ſelbſt, er komt, um zu ſterben, und ſeinen Freund zu löſen?

Pythias. Ich, ich bins. Ich bin nur verreiſt geweſen, um denen Göttern meine Gelübde zu bezahlen, mein Haus-Weſen nach denen Regeln der Gerechtigkeit zu beſtellen, und von meinen Kindern Abſchied zu nehmen, um deſto ruhiger zu ſterben.

Dionyſius. Warum aber komſt du wieder? Fürchteſt du dann den Tod nicht? Komſt du wie ein Verzweifelter oder Wahnwitziger ſolchen zu ſuchen?

Pythias. Ich komme, ihn zu leiden, ob ich ihn gleich nicht verdienet habe; Ich kan mich nicht entſchlieſſen, meinen Freund an meiner Stelle tödten zu laſſen.

Dionyſius. Du liebeſt ihn alſo mehr, als dich ſelbſt.

Pythias. Nein, ich liebe ihn, wie mich; Ich finde aber, daß ich ehender umkommen muß, als er, weil es deine Meynung war, daß ich ſterben ſolte. Es wäre ſehr ungerecht, wann er, um mich von dem Tod zu befreyen, die Strafe leiden ſolte, die du mir zubereitet haſt.

Dionyſius. Du glaubeſt aber, daß du den Tod ſo wenig verdienet haſt, als er.

Pythias. Es iſt wahr, wir ſind alle beyde gleich unſchuldig: und es iſt eben ſo ungerecht, mich hinzürichten, wie ihn.

Dionyſius. Warum ſagſt du denn, daß es nicht recht wär, daß er an deiner Stelle ſtürbe.

Pythias. Es iſt beydes für dich ungerecht, den Damon oder mich zu tödten. Aber Pythias wär ungerecht, wenn er dem Damon den Tod leiden ließ, den der Tyran nur dem Pythias beſtimmet hat.

Dionyſius. Du komſt alſo nur deßwegen zur beſtimten Zeit, um das Leben deinem Freund zu retten, und das deinige zu verlieren?

Pythias. Ich komme, in Anſehung deiner, eine Ungerechtigkeit zu leiden, welche bey denen Tyrannen etwas gemeines iſt; in Anſehung aber des Damons thue ich, was die Gerechtigkeit von mir fodert, indem ich ihn einer Gefahr entziehe, in welcher ſich derſelbe aus Grosmuth für mich geſtürzet hat.

Dionyſius. Und du, Damon, ſage mir die Wahrheit, fürchteſt du dann nicht, Pythias mögte nicht wieder kommen, und du für ihn bezahlen müſſen?

Damon. Ich wußte gar zu wohl, daß Pythias auf dem Punct wieder kommen, und daß er noch mehr in Furchten ſeyn würde, ſein Wort nicht zu halten, als ſein Leben zu verliehren. Wolte GOtt! ſeine Familie und ſeine Freunde hätten ihn wider ſeinen Willen zurück gehalten, ſo wär er jezt der Troſt frommer Leute, und ich hätte den Troſt, für ihn zu ſterben.

Dionyſius. Iſt dir dann dein Leben ſo zuwider?

Damon. Ja, es iſt mir zuwider, wann ich einen Tyrannen ſehe.

Dionyſius. Wohlan! du ſolt ihn nicht mehr ſehen. Ich will dich alſobald ſterben laſſen.

Pythias. Entſchuldige doch die gähe Hitze eines Menſchen, der ſeinen Freund bedauert, welcher ſterben ſoll; gedencke, daß ich allein derjenige ſey, den du zum Tod beſtimmet haſt. Ich komme, denſelben zu leiden, um einen Freund davon los zu machen; verweigere mir doch dieſen Troſt nicht an meinem Ende.

Dionyſius. Ich kan nicht zwey Menſchen leiden, die das Leben und meine Macht ſo gering ſchätzen.

Damon. Du kanſt alſo nicht die Tugend leiden.

Damon. Nein, ich kan nicht dieſe ſtolze und hochmüthige Tugend leiden, die keine Marter ſcheuet, und die ſowohl bey denen Reichthümern, als bey denen Wohllüſten ſich unempfindlich zeiget.

Damon. Zum wenigſten ſieheſt du, daß ſie nicht unempfindlich iſt, wo es auf die Ehre, auf die Gerechtigkeit und auf die Freundſchaft ankomt.

Dionyſius.

Dionyſius. Wohlan! man führe den Pythias zum Tod: wir werden ſehen, ob Damon fortfahren wird, meine Macht zu verachten.

Damon. Indem Pythias ſich deiner Befehle erinnert, und wieder gekommen iſt, ſo hat er verdienet, daß du ihn leben läſſeſt; Weil ich mich aber an ſeiner Stelle deiner Verachtung ausgeſezt, und dich erzürnet habe, ſo ſey damit zufrieden, und laſſe mich ſterben.

Pythias. Nein, mit nichten! Dionyſius erinnere dich, daß ich allein derjenige bin, der dir mißfallen hat. Damon hat nicht können . . .

Dionyſius. Ach was ſeh ich? Wie bin ich ſo unglückſelig, und werth es zu ſeyn? Nein, bis hieher hab ich noch nichts gewußt. Ich habe mein Leben zugebracht in denen Finſterniſſen und auf lauter Abwegen. Meine ganze Macht iſt mir unnützlich, um mich lieben zu machen: ich kan mich nicht rühmen, daß ich ſeit dreyßig Jahren, da ich herrſche, in der ganzen Welt einen einzigen Freund mir erworben hätte; Dieſe beyde Leute, welche im Privat-Stand leben, lieben einander zärtlich, vertrauen ſich einander, ohne den mindeſten Argwohn, ſind glücklich, indem ſie ſich lieben, und wollen einer für den andern ſterben.

Pythias. Wie köntet ihr wohl Freunde haben, da ihr niemahl jemand geliebet habt. Wann ihr die Menſchen liebetet, ſo würden euch die Menſchen auch wieder lieben; ihr fürchtet ſie, und ſie fürchten euch, und haſſen euch wieder.

Dionyſius. Damon, Pythias, würdiget mich ſo viel, und nehmet mich zwiſchen euch beyden auf, um der dritte Freund in einer ſo voll-

kommenen Geſellſchaft zu ſeyn; Ich laſſe euch leben, und will euch mit Gütern erfüllen.

Damon. Wir haben deiner Güter nicht nöthig; und was deine Freundſchaft betrift, ſo können wir ſolche nicht ehender annehmen, als biß du wirſt gut und gerecht ſeyn. Biß dahin kanſt du nur zitternde Sclaven und niederträchtige Schmeichler um dich haben. Man muß tugendhaft, gutthätig, geſellig und zärtlich in der Freundſchaft ſeyn, dabey die Wahrheit gern hören, und wiſſen in einer Art von Gleichheit mit ſeinen wahren Freunden zu leben, wenn man anders will von freyen Menſchen geliebet werden.

Das * XX. Geſpräch.

Dion und Gelon.

Bey einem Fürſten muß nicht der Menſch regieren, ſondern das Geſetze.

Dion.

Es iſt ſchon lange, O vortreflicher Menſch! daß ich dich zu ſehen verlange. Ich weiß, daß Syracuſa dir ehedeſſen ſeine Freyheit zu dancken hatte.

Gelon. Ich aber weiß, daß du nicht ſoviel Weisheit gehabt haſt, um ihm dieſelbige zu geben. Du hatteſt keinen üblen Anfang gegen den Tyrannen gemacht, ob er gleich dein Schwager war; nachgehends aber verdarben Hochmuth, Wohlluſt und Mißtrauen, als die einem Tyrannen gewöhnliche

gewöhnliche Laſter, nach und nach deine Sitten: wie ſie dann auch Urſach an deinem Untergang geweſen ſind.

Dion. Kan man eine Republic beherrſchen, ohne den Neid und der Verrätherey unterworfen zu ſeyn?

Gelon. Ja, allerdings; ich ſelbſt bin davon ein ſchöner Beweis. Ich war kein Syracuſaner; nichts deſtoweniger ſo kam man doch, und wählte mich, als einen Fremdling, zum König; man nöthigte mich, die Crone anzunehmen; ich trug ſie mit ſolcher Sanftmuth und Gelindigkeit für das Volck, daß mein Name unter denen Bürgern noch geliebet und verehret wird; obgleich mein Geſchlecht, ſo nach mir regieret, mich durch ſeine Laſter geſchändet hatte. Man hat ſolches mir zu Liebe noch erdultet. Nach dieſem Beyſpiel muß man geſtehen, daß man herrſchen kan, ohne ſich haſſen zu machen. Doch du darfſt deine Fehler für mir nicht verbergen; das Glück hat dich ſogar der Philoſophie deines Freundes, des Plato, vergeſſen machen.

Dion. Wie aber kan man ein Philoſophus ſeyn, wenn man über alles zu befehlen, und dabey ſolche Begierden hat, die keine Furcht zurück hält.

Gelon. Ich bekenne, daß die Menſchen, welche über andere herrſchen, mir Mitleiden verurſachen; Dieſe groſe Macht, übels zu thun, iſt ein grauſames Gift: jedoch, ich war ein Menſch, wie du, und gleichwohl hab ich biß zu einem hohen Alter den Scepter geführet, ohne meiner Macht zu mißbrauchen.

Dion. Ich komm immer wieder auf das vorige: Man kan leicht einen Weltweiſen abgeben, wenn man ſich im Privat-Stand findet; aber wenn man über alles erhaben iſt . . .

Gelon. Eben deswegen hat man der Weisheit deſto mehr vonnöthen; je mehr man über andre erhaben iſt, ſowohl in Anſehung ſeiner ſelbſt, als derer, die man beherrſchen ſoll. Man muß ſodann doppelt klug ſeyn, und in ſich ſelbſt, durch die Vernunft, eine Gewalt zu beſchräncken wiſſen, die auſſerhalb keine Schrancken hat.

Dion. Allein, ich hatte den alten Dionyſius, meinen Schwieger-Vater, geſehen, der als ein Tyrann ſein Leben ruhig endete. Ich bildete mir ein, es würde mir auch ſo gehen.

Gelon. Sieheſt du nicht, du beganteſt deine Regierung als ein redlicher Mann, der ſeinem Vaterland die Freyheit wieder geben wolte. Hofteſt du, daß man dich in der Tyranney dulten würde, da man ſich dir allein nur in der Abſicht anvertrauet hatte, um den Tyrannen zu ſtürzen. Es geſchiehet nur zufälliger Weiſe, wenn böſe Menſchen der Gefahr entgehen, die ſie umringet; Uberdem, ſo ſind ſie dadurch ſchon genug geſtrafet, daß ſie immer ſich müſſen gegen dergleichen Gefahr in Acht nehmen. Wann ſie Menſchen-Blut vergieſſen, wenn ſie den Staat verheeren, ſo haben ſie keinen Augenblick weder Ruhe, noch Sicherheit: ſie können niemals weder das Vergnügen der Tugend, noch die Süßigkeit der Freundſchaft, noch diejenige der Vertraulichkeit und eines guten Ruhms empfinden; Du aber, der du die Hofnung der ehrlichſten Leute wareſt,

der

du die aufrichtigſte Tugend verſpracheſt, der du haſt die Regiments-Art des Plato einführen wollen. Du beganteſt als ein Tyrann zu leben, und du glaubteſt, man würde dich leben laſſen?

Dion. O! wann ich wieder in die Welt kommen ſolte, ſo wolte ich die Menſchen ſich ſelbſten regieren laſſen, ſo gut ſie könten. Ich wolte mich lieber in eine unbewohnte Inſul begeben, und mich darinn zu verbergen, ehe ich wieder die Regierung in einer Republic über mich nehmen wolte. Iſt man böſe, ſo hat man alles zu fürchten; iſt man gut, ſo muß man allzuviel leiden.

Gelon. Gute Regenten, es iſt wahr, haben viele Müh und Beſchwerlichkeiten; aber ſie genieſſen dabey in ſich ſelbſt eines reinen Vergnügens, und einer ſolchen Ruh, davon die Tyrannen in ihrem ganzen Leben nichts wiſſen. Weiſt du wohl das Geheimniß auf ſolche Weiſe zu regieren? Du ſolteſt es billig wiſſen, dann du haſt es oft vom Plato gehöret.

Dion. Sage mir doch ſolches wieder, dann mein groſes Glück hat mich ſolches vergeſſen machen.

Gelon. Der Menſch ſoll nicht herrſchen, ſondern das Geſetz: Nimt er die Crone für ſich, ſo verdirbt er ſolche, und ſtürzt ſich ſelber ins Verderben. Er ſoll nur deswegen herrſchen, um die Geſetze zu erhalten, und das Volck glücklich machen. (*)

 Dion.

(*) Dieſes iſt in ſehr wenig Worten alles geſagt, was man von der Regierungs-Kunſt, und der Pflicht aller Regenten, ſagen kan. Diejenige Groſen, die andern

Dion. Dieſes iſt wohl leicht geſagt, aber ſchwer auszuüben.

Gelon. Es iſt wohl ſchwer, aber darum nicht unmöglich. Derjenige, der dir davon ſpricht, hat es ſo gemacht, wie er dir ſolches geſagt. Ich ſuchte nicht die höchſte Gewalt, ſie ſuchte mich. Ich fürch-tete

andern Staats-Regeln folgen, werden nicht allein ihr Volck, ſondern auch ſich ſelbſt unglücklich machen: ſie verdienen, als die gröſte Ubelthäter des menſchlichen Geſchlechts, beſtrafet und ausgerottet zu werden. An ſtatt, daß man ſie allerhöchſte und geheiligte Majeſtäten betitelt, ſolte man ſie mit Verachtung und mit Entſetzen verabſcheuen; und an ſtatt, ſich an ihrem Hof um ihre Gunſt und Gnade, wie man es nennet, zu bewerben, und ihnen bey ihrer Tyranney zu heucheln und zu ſchmeicheln, ſolte man lieber weit von ihnen ſich zu entfernen ſuchen, ſo, wie man für Brand, Seuch, Peſt und Straſſen-Räubern, durch die Flucht ſich zu retten pflegt, wo man anders nicht von GOtt in ſolche Umſtände geſezt iſt, daß man für die gemeine Sache reden, und einen Tyrannen zur Rechenſchaft fordern muß: wie die Engelländer vor hundert Jahren es mit ihrem König machten, dem ſie den Kopf herunter ſchlugen, weil er gegen ihre Geſetze handelte. Das Blut dieſes einzigen Menſchen hat vielen Millionen ihr Leben und ihre Wohlfahrt erhalten, und die Engliſche Nation zur glücklichſten in der Welt gemacht. Es iſt alſo wahr, was hier der Herr von Fenelon ſagt: **Nimt einer die Crone für ſich / ſo verdirbt er ſolche / und ſtürzet ſich ſelber ins Verderben.** Der eifrigſte Republicaner könte nicht heftiger den Deſpotiſmum anfechten, als dieſer Verfaſſer, der doch ein Franzoſe war, und den Prinzen zur Regierung eines groſen Reichs ſolte tüchtig machen. Kan man auch redlicher ſeyn?

tete ſie, ich kante davon alle Beſchwerlichkeiten, ich unterzog mich derſelben, nur allein zum Beſten der Menſchen; ich ließ ſie niemals empfinden, daß ich Herr ſey. Ich machte ihnen nur das Empfinden, daß ſie und ich der Vernunft und der Gerechtigkeit müſten nachkommen. Ein geehrtes Alter, ein Tod, der ganz Sicilien in Trauern geſetzt, ein reiner, unverwelcklicher und unſterblicher Ruhm; eine Tugend, die bereits auf Erden durch die Glückſeeligkeit der Eliſäiſchen Felder ihre Belohnung fande hat: Siehe, dieſes waren die ſchöne Früchte derjenigen Weisheit, die ich ſo lang auf dem Thron beybehalten habe.

Dion. Ach! ich wußte alles, was du mir ſageſt; ich wolte es eben ſo machen; aber ich traute mir zu viel zu; ich ließ mich von meinen Begierden fortreiſſen, und dieſe haben mich verlohren.

Gelon. Du kanſt demnach nicht unter diejenige glückſeelige Geiſter kommen, die wohl regieret haben. Alſo gehab dich wohl!

Das XXI. Geſpräch.

Plato und Dionyſius, der Tyrann.

Ein Fürſt kan keine wahre Glückſeligkeit, noch Sicherheit finden, als in der Liebe ſeines Volcks.

Dionyſius, der Tyrann.

Ey guten Tag, Plato! du ſieheſt ja noch ſo gut aus, wie ich dich in Sicilien geſehen habe.

 Plato.

Plato. Du im Gegentheil biſt bey weitem nicht mehr ſo herrlich, als du auf deinem Thron wareſt.

Dionyſius, der Tyr. Du wareſt nur ein philoſophiſcher Grillenfänger. Deine Republic war nichts, als ein ſchöner Traum.

Plato. War dann deine Tyranney auf beſſere Gründe gebauet, als meine Republic? Sie iſt doch bald zu Boden geſtürzet.

Dionyſius, der Tyr. Wer iſt Schuld daran, als dein Freund, der Dion, welcher mich verrieth?

Plato. Du haſt dich ſelbſt verrathen; wenn man ſich haſſen macht, ſo hat man alles zu fürchten.

Dionyſius, der Tyr. Wie viele Mühe aber koſtet es nicht, um ſich lieben zu machen? Man muß andere zu vergnügen ſuchen. Iſt es nicht beſſer, man ſuchet ſich ſelbſt zu vergnügen, man mag gehaßt werden, oder nicht?

Plato. Wenn man ſich deswegen haſſen macht, um ſeinen Begierden nachzuleben, ſo hat man ſo viele Feinde, als Unterthanen; man iſt niemal in Sicherheit. Sag mir die Wahrheit, ſchlieſeſt du in Ruh?

Dionyſius, der Tyr. Nein, ich muß es bekennen; Ich hatte noch nicht Leute genug umbringen laſſen.

Plato. Sieheſt du alſo nicht, daß des einen Tod dir des andern Haß würde zuziehen? Daß diejenige, die ihre Nachbarn ermorden ſehen, nichts anders vermuthen können, als die Reyhe werde auch an ſie kommen; und daß ſie folglich auf keine andere Art ſich zu retten wiſſen, als daß ſie dir zu-

vor-

vorkommen? Die Mordſucht muß ſich bis auf den lezten Mitbürger erſtrecken; oder man muß die Schärfe der Strafen in Güte verwandeln, und ſich dadurch lieben machen. Wann euch das Volck liebet, ſo habt ihr keiner weitern Leibwache nöthig; Ihr ſeyd mitten unter eurem Volck, wie ein Vater, der unter ſeinen Kindern ſich vor nichts zu fürchten hat.

Dionyſius der Tyrann. Ich erinnere mich, daß du mir alle dieſe Dinge vorhielteſt, als ich im Begrif war, die Tyranney aufzugeben, und dein Schüler zu werden; Aber ein Schmeichler hinderte ſolches. Es iſt in der That etwas ſchweres, ſich der höchſten Gewalt zu entäuſſern.

Plato. Wär es dann nicht beſſer geweſen, ſolche freywillig abzulegen, als . . . .

Dionyſ. der Tyrann. Wie konte ich voraus ſehen, daß man mich verjagen würde?

Plato. Und wie konteſt du immer mehr hoffen, Herr an einem Ort zu bleiben, wo du alle Welt in eine unumgängliche Nothwendigkeit ſezteſt, dich zu ſtürzen, wolte ſie anders deiner Grauſamkeit entgehen.

Dionyſ. der Tyrann. Ich hofte, daß man ſich nicht unterſtehen würde, mich anzugreiffen.

Plato. Wann die Menſchen mehr wagen, indem ſie euch leben laſſen, als wann ſie euch angreiffen, ſo finden ſich allezeit welche, die euch zuvorkommen. Eure eigene Leibwachen können ſich ihres Lebens nicht verſichern, als wann ſie euch das eurige nehmen. Doch offenherzig von der Sache zu reden: Haſt du nicht vergnügter in

deiner Armuth zu Corinth gelebt, als in deiner Herrlichkeit zu Syracuſa?

Dionyſius, der Tyrann. Es iſt wahr. Der Schulmeiſter zu Corinth aß und ſchlief zimlich gut; Der Tyrann zu Syracuſa war immer voller Furcht und Mißtrauen; Hier muſte man einen würgen, da Schätze rauben, und dort Eroberungen machen. Die Luſtbarkeiten waren keine Luſtbarkeiten mehr, ſie hatten für mich ihre Annehmlichkeit verlohren, und unterlieſſen gleichwohl nicht, mich heftig aufzubringen. Sage mir nun auch, du Weltweiſer: Fandeſt du dich dann recht unglücklich, als ich dich verkauffen ließ?

Plato. Ich hatte in der Sclaverey eben diejenige Zufriedenheit, die du zu Corinth empfandeſt, mit dem Unterſcheid, daß ich das Glück hatte, durch die Ungerechtigkeit eines Tyrannen für die Tugend zu leiden, und daß du derjenige Tyrann wareſt, der ſo ſchändlich ſeines Regiments iſt entſetzet worden.

Dionyſius, der Tyrann. Gehe nur, ich gewinne doch nichts mit dir, wann ich gegen dich diſputire. Solte ich jemals wieder auf die Oberwelt kommen, ſo will ich den Privat-Stand erwählen; oder aber ich will mich ſuchen bey demjenigen Volck beliebt zu machen, das ich beherrſchen werde.

Das

Das XXII. Geſpräch.

Plato und Ariſtoteles.

Critic der Ariſtoteliſchen Philoſophie, Gründlichkeit von denen ewigen Ideen des Ewigen.

Ariſtoteles.

HAbt ihr euren alten Schüler vergeſſen? Kennet ihr mich nicht mehr?

Plato. Ich erkenne euch mit nichten für meinen Schüler. Ihr habt niemahlen an nichts anders gedacht, als der Meiſter aller Weltweiſen zu ſeyn, und diejenige in Vergeſſenheit zu bringen, die vor euch waren.

Ariſtoteles. Dieſes macht, weil ich gewiſſe Grund-Lehren vorgebracht, und ſie aufs zierlichſte erläutert hatte. Ich hab keiner poetiſchen Feder mich bedienet, um das ſcharfſinnige zu ſuchen; Ich habe mich in keinen Galimathias verwirret; Ich bin nicht in die ewige Ideen gerathen.

Plato. Alles, was ihr geſagt, war aus denen Büchern genommen, welche ihr geſucht habt zu unterdrücken. Ihr habt euch, ich geb es zu, auf eine nette, eigentliche, reine Art auszudrücken gewußt, aber ſie war auch dabey ſo trocken, daß ſie nicht fähig war, die Scharfſinnigkeit der göttlichen Wahrheiten einem empfindlich zu machen. Was die ewigen Ideen betrift, ſo mögt ihr darüber euer Geſpött halten, wie ihr wolt, ihr werdet doch derſelben nicht entrathen können, wann ihr anders einige Wahrheiten ſicher ſtellen wollet. Wie kan man eine Sache bejahen, oder verneinen,

nen, wo nicht ſolche Ideen vorhanden ſind, die (ihrer Natur nach) unveränderlich ſind? Woraus beſtehet aber die Vernunft anders, als in ſolchen Ideen? Wären dieſelbe veränderlich, ſo wär die Vernunft auch veränderlich. Heute würde das Ganze gröſſer ſeyn, als die Theile ſind. Morgen würde eine andere Mode gelten, und ein Theil würde gröſſer, als das Gantze ſeyn. Dieſe ewige Ideen, die ihr wolt lächerlich machen, ſind alſo die erſte Grund-Wahrheiten der Vernunft, die beſtändig einerley und dieſelbige bleiben. Wir urtheilen nicht über die erſte Grund-Wahrheiten, ſondern ſie urtheilen über uns, und weiſen uns zurecht, wann wir uns betrügen. So bald rede ich nicht verkehrt, ſo lachen andere Menſchen darüber, und ich muß mich deswegen ſchämen. Dieſes komt daher, weil meine Vernunft, und diejenige meiner Nachbarn, eine und dieſelbige Regul iſt, die über uns iſt, und die auch wider unſern Willen ſich meldet, um uns zurecht zu weiſen; nicht anders, als wie ein gutes Richtſcheit, womit man eine krum gezogene Linie grad machet. Dieſes ſind die erſte und einfältigſte Begriffe von allen Sachen, ohne welche ihr in nichts einige Gewißheit haben könnet, ſondern nur im Finſtern herumtappet.

Ariſtoteles. Iſt auch etwas deutlicher verfaßt, als meine Sitten-Lehre?

Plato. Sie iſt deutlich, ſie iſt ſchön, ich bekenne ſolches. Eure Logic iſt ſcharfſinnig, ordentlich, bündig, ſinnreich; Allein eure Phyſic iſt nur eine Samlung von weit hergeſuchten Redens-

Arten,

Arten und von leeren Wörtern, um den Verſtand daran zu gewöhnen, ſich mit ſolchen Wörtern abzuſpeiſen, und ihnen glauben zu machen, daß ſie etwas verſtünden, ſo ſie doch nicht verſtehen. (*) Ihr würdet bey dieſen Umſtänden der deutlichen und klaren Ideen ſehr vonnöthen haben, um denjenigen Galimathias zu vermeiden, den ihr an andern tadelt. Ein vernünftiger Unwiſſender bekennet aufrichtig, daß ihm die erſte Materie unbekannt ſey. Einer von euren Schülern bildet ſich ein,

(*) Es ſcheinet, der Herr von Fenelon habe ſich hier verſchrieben, oder dürſte es wohl gar ein Fehler des Abſchreibers ſeyn, da hier die Logic des Ariſtotelis gerühmt, und hingegen deſſen Phyſic geſcholten wird. Solches iſt wieder die gemeine Meynung der Gelehrten: dann ſeine Logic iſt der höchſte Aberwitz der menſchlichen Vernunſt:

Qui le dilemme en main pretendent de l'abſtrait
Categoriquement diviſer le ſecret.

Oder wie ſolches ein Teutſcher in der neulichen Uberſetzung des Herrn Racine von der Religion gegeben hat:

Nur Ariſtoteles blieb noch ein weiſer Mann /
Weil er ſo zierlich ſchreibt / was niemand faſſen kan.
Wann wirſt du dieſe Schmach / Vernunft / zu rächen trachten?
O liebe Logica! du läßt ſie gar verſchmachten.
Hier wird der blöde Menſch ein Thor / und doch gelehrt.
Vortrefliche Natur / wie hat man dich verkehrt!

ein, daß er Wunder-Dinge lehre, wann er ſagt, ſie ſey weder was, noch wie, noch wie viel, noch irgend etwas von dem, wodurch ein Weſen kan beſtimmet werden. Mit ſolchem Geplauder düncket ſich ein Menſch, ein groſſer Weltweiſer zu ſeyn, und verachtet dabey den gemeinen Mann. Die Epicurer, welche nach euch kamen, urtheilten ſchon viel vernünftiger, als ihr, wann ſie von der Bewegung und von denen Figuren der kleinen Cörper ſprachen, welche durch ihre Zuſammenfügung alle die Compoſita ausmachen, die wir vor uns ſehen. Zum wenigſten erörtert ihre Phyſic verſchiedene Dinge auf eine wahrſcheinlichere Art. Es iſt wahr, ſie ſind nicht bis auf die erſte Idee und Natur dieſer kleinen Cörper gekommen. Sie ſetzten immer, ohne Beweis, gewiſſe Regeln voraus, die ſchon da ſind, und die ſie nicht wiſſen, von wem ſie kommen; daraus ſchlieſſen ſie hernach die Zuſammenfügung der ganzen Natur, die ſich empfinden macht, ſo gut ſie können. Dieſe Philoſophie iſt allerdings in ihrem Grund nichts anders, als eine bloſſe Erdichtung; ſie dienet aber gleichwohl, uns von vielen Dingen in der Natur einen Aufſchluß zu geben. Eure Phyſic lehret nichts, als bloſe Wörter; Es iſt dieſes keine Philoſophie, ſondern ein Miſchmaſch von einer ſeltſamen Sprache. Tireſias verkündiget euch ſchon, daß dermaleins andere Weltweiſen kommen würden, die euch aus denen Schulen vertreiben ſolten, in welchen ihr ſo lange regieret habt, und die folglich euren Ruhm um gar vieles herunter ſetzen würden.

Ariſtoteles.

Ariſtoteles. Ich wolte meine Lehr-Sätze verbergen, und dieſes hat verurſacht, daß ich meine Phyſic ſo verdeckt vorgetragen habe.

Plato. Ihr ſeyd darinn dermaſſen glücklich geweſen, daß euch kein Menſch verſtehet; oder wenigſtens, wann man euch verſtehet, ſo findet man, daß ihr nichts ſagt.

Ariſtoteles. Ich konte nicht alle Wahrheiten bis auf den Grund erforſchen, noch mit allen die Probe machen.

Plato. Niemand hätte ſolches mit mehrerer Bequemlichkeit thun können, als ihr. Ihr waret in groſem Anſehn, und hattet des Alexanders Geld. Wann ich dergleichen Vortheile gehabt hätte, ſo wolte ich ſchöne Entdeckungen gemacht haben.

Ariſtoteles. Ihr hättet euch zu dem Ende des Tyrannen Dionyſius Gunſt beſſer zu Nutz machen ſollen, um von ihm gleiche Vortheile zu ziehen.

Plato. Ich konte weder einen Höfling, noch Schmeichler abgeben: doch da ihr für gut findet, daß man ſich die Gunſt der Fürſten zuwegen bringen ſoll, wie daß ihr ſelbſt derjenigen eures Lehrlings dadurch verluſtig würdet, indem doch eure Ehrſucht nur hohe Dinge zu unternehmen ſuchte?

Ariſtoteles. Ach! dieſes iſt leider nur allzuwahr. Zuweilen erinnert er ſich zwar noch in dieſen unterirrdiſchen Gegenden derjenigen Vertraulichkeit, darinnen er mit mir gelebet hat. Auf ein andermal aber thut derſelbe, als ob er mich gar nicht kennete, und würdiget mich kaum ſo viel, daß er mich noch anſiehet.

Plato. Dieſes geſchiehet wohl deswegen, weil er in eurer Aufführung nicht die reine Sitten-Lehre, wie in euren Schriften, gefunden hatte. Bekennet die Wahrheit, ihr gleichet gar wenig eurem Grosmüthigen.

Ariſtoteles. Und ihr, habt ihr nicht von der Verachtung aller irrdiſchen und vergänglichen Dingen geſprochen, da ihr, dem ungeacht, doch ſehr prächtig lebtet.

Plato. Ich bekenne ſolches; aber ich war in meinem Vaterland angeſehen: Ich lebte darinn beſcheidentlich, und mit Ehren. Ich habe, ohne Macht, und ohne Ehrſucht der Griechen, ihre Hochachtung erlanget. Der Weltweiſe von Stagyra, der alles in dem Reich ſeines Schülers wolte untereinander verwirren, war in der That eine Perſon, die nach einer guten Philoſophie nicht anders, als verhaßt ſeyn konte.

Das XXIII. Geſpräch.
Alexander und Ariſtoteles.

So gros auch die natürliche Eigenſchaften eines jungen Prinzen ſeyn mögen; ſo hat er dennoch alles zu fürchten, wenn er ſich nicht denen Schmeichlern entziehet, und wenn er ſich nicht bey guter Zeit daran gewöhnet, ſeinen Begierden zu widerſtehen, und diejenige zu lieben, die das Herz haben, ihm die Wahrheit zu ſagen.

Ariſtoteles.

Ich bin erfreut, meinen Schüler zu ſehen. Welche Ehre für mich den Uberwinder von Aſien unterwieſen zu haben.

Alexander. Mein lieber Ariſtoteles, ich ſehe dich mit Vergnügen wieder. Ich habe dich nicht geſehen, ſeitdeme ich Macedonien verlaſſen: Allein, ich habe dich niemals vergeſſen bey allen meinen Siegen, du weiſt es wohl.

Ariſtoteles. Erinnerſt du dich noch deiner Jugend, die ſo Lieb-reitzend war?

Alexander. Ja, mich dünckt, ich wär noch zu Pella, oder zu Pydne, und du kämeſt von Stagyra, um mich in der Philoſophie zu unterrichten.

Ariſtoteles. Du hatteſt aber ein wenig meine Lehren vergeſſen, als dein allzugroſes Glück dein Herz truncken machte.

Alexander. Ich bekenne ſolches. Du weiſt wohl, daß ich aufrichtig bin. Nunmehro, da ich nichts weiter, als der Schatten vom Alexander bin, erkenne ich, daß Alexander für einen Sterblichen allzu ſtolz und hochmüthig war.

Ariſtoteles. Du hatteſt nicht meinen Grosmüthigen zum Muſter genommen.

Alexander. Ich hütete mich wohl dafür; denn dein Grosmüthiger iſt nichts, als ein Pedant. Er hat nichts wahrhaftes und natürliches: er iſt durchgehends übertrieben und gezwungen.

Ariſtoteles. Wie, wareſt du nicht gezwungen in deinem Heldenmuth? Weinen, aus Urſach, daß man noch keine Welt bezwungen, da man ſagte, daß es deren verſchiedene gäben: Unendliche Königreiche zu durchſtreichen, um ſie ihren Königen wieder zu geben, wenn man ſie überwunden hatte: Die ganze Welt zu verwüſten, um von ſich ſprechen zu machen: Die Mauren einer feindlichen Stadt allein zu erſteigen: für eine Gottheit ſich auszugeben. Nein, du wareſt in der That noch viel gezwungener, als mein Grosmüthiger.

Alexander. Sehe doch, wie ich wieder in deiner Schule bin. Du ſagſt mir alle dieſe Wahrheiten, als ob wir noch miteinander zu Pella wären. Es war nicht ſo ſicher geweſen, mit mir alſo bey dem Euphrat zu reden. Allein auf denen Ufern des Styx höret man die Verweiſe gedultig an; Sag mir alſo, mein lieber Ariſtoteles, du, der du alles weiſt, woher komt es doch, daß gewiſſe Prinzen ſo artig in ihrer Jugend ſind, nachgehends aber alle gute Lehren, die ſie angenommen haben, wieder vergeſſen, ſo bald ſie ſolche in die Ausübung bringen ſollen? Was hilfts, wann ſie in ihrer Jugend wie die junge Papogeyen reden, und alles dasjenige gut heiſſen, was gut iſt, und daß die Vernunft, an ſtatt ſie bey ihnen mit denen Jahren zunehmen ſolte, von ihnen zu fliehen ſcheinet, ſo bald ſie zu der Regierung gelangen?

Ari-

Ariſtoteles. Deine Jugend war in der That recht vortreflich; Du unterhielteſt mit vieler Höflichkeit die Abgeſandten, welche zu dem Philippus kamen; Du liebteſt die Wiſſenſchaften, du laſeſt die Poeten, du wareſt von dem Homerus entzücket; Dein Herz entflamte ſich, wenn man dir die groſe Thaten der Helden erzehlte. Als du die Stadt Thebe einnahmeſt, ſchonteſt du das Haus des Pindarus; Du beſaheſt darauf auf deinem Zug in Aſien das Grab des Achilles und das zerſtörte Troja. Alles dieſes zeigte ein leutſeliges Weſen, das bey der Betrachtung ſchöner Sachen empfindlich war. Man bemerckte noch dieſe trefliche Gemüths-Art, als du dein Leben dem Arzt Philippus anvertrauteſt; beſonders aber, da du die Familie des Darius ſo wohl hielteſt, ſogar, daß ſich dieſer ſterbende König damit tröſtete, du würdeſt der Vater ſeiner Kinder ſeyn. Siehe, was die Philoſophie und deine Gemüths-Art in dich geleget hatten. Das übrige aber mag ich nicht ſagen.

Alexander. Sag es nur, ſag es nur, mein lieber Ariſtoteles, du haſt nun nichts mehr zu ſcheuen.

Ariſtoteles. Der Pracht, die Wohllüſte, das Mißtrauen, die Grauſamkeiten, der Zorn, die Wuth gegen deine Freunde, die Leichtglaubigkeit, in Anſehung der ſchändlichen Schmeichler, die dich einen Gott nannten . . . .

Alexander. Ach! du ſagſt die Wahrheit. Ich wünſchte, daß ich damals geſtorben wär, als ich den Darius überwunden hatte?

Ariſtoteles. Wie! wolteſt du nicht auch die übrige Orientaliſche Länder unter deine Botmäſſigkeit gebracht haben?

Alexander. Dieſe Eroberung macht mir mehr Schande, als Ehre, weil ich durch mein groſes Glück hingeriſſen wurde, und darüber vergaß, daß ich ein Menſch war. Aber, ſage mir doch: Wie komts, daß man in der Kindheit ſo weiſe, und hingegen ſolches ſo wenig iſt, wenn die Zeit komt, ſolches zu ſeyn?

Ariſtoteles. Dieſes komt daher, weil man in der Jugend unterwieſen, aufgemuntert, und durch weiſe Leute beſtrafet wird. Hernach überliefert man ſich dreyen Feinden: dem Hochmuth, denen Begierden und denen Schmeichlern.

Das XXIV. Geſpräch.

Alexander und Clitus.

Traurige Empfindlichkeit der Groſen, welche ihre treue Bedienten nicht leiden können, wenn ſie ihnen ihre Gebrechen vor Augen ſtellen.

Clitus.

GUten Tag, groſer König. Seit wann biſt du dann bey dieſen finſtern Bächen angekommen?

Alexander. Ach! Clitus, gehe von mir, ich kan deinen Anblick nicht vertragen; er verweiſet mir mein Verbrechen.

Clitus. Pluto will, ich ſoll dir vor deinen Augen bleiben, um dich dadurch zu ſtrafen, weil du mich ſo ungerecht haſt ums Leben gebracht. Es thut mir ſolches leid, dann ich liebe dich noch, ohneracht, daß du mir ſo übel begegnet biſt; aber ich kan dich nicht mehr meiden. Ale-

Alexander. O grauſame Geſellſchaft! Allzeit einen Menſchen um ſich ſehen, der uns desjenigen erinnert, was man mit ſo vieler Schande begangen hat.

Clitus. Ich ſehe ja meinen Mörder; warum ſolteſt du dann nicht einen Menſchen ſehen können, welchen du haſt ſterben machen? Ich ſehe wohl, daß die Groſen empfindlicher ſind, als andere Menſchen: ſie wollen nur immer ſolche Leute um ſich haben, die mit ihnen zufrieden ſind, die ihnen ſchmeicheln, und die ſich ſtellen, als ob ſie dieſelben bewunderten. Es iſt an denen Ufern des Styx keine Zeit mehr ſo zärtlich zu ſeyn. Man muß dieſe Zärtlichkeit ablegen, wenn man die Königliche Hoheit verläſſet. Du haſt hier nichts mehr zu vergeben, und du wirſt hier keine Schmeichler finden.

Alexander. Ach welches Unglück! Auf Erden war ich ein Gott; Hier bin ich nichts, als ein Schatten, und man verweiſet mir ohne Mitleiden meine Fehler.

Clitus. Warum begiengeſt du ſolche?

Alexander. Ich hatte zu viel getruncken, da ich dich erſtach.

Clitus. Dieſes iſt eine ſchöne Entſchuldigung für einen Helden und für einen Gott! Derjenige, der ſo vernünftig ſeyn ſolte, die ganze Welt zu regieren, verlohr die Vernunft gar, und wurde denen wildeſten Thieren gleich. Doch bekenne die Wahrheit, du wareſt noch trunckener von deiner närriſchen Ehre und von deinem Zorn, als von dem Wein. Du konteſt nicht leiden, daß ich deinen Hochmuth beſtrafte, welcher dich ſo

weit verleitete, göttliche Ehre anzunehmen, und diejenige Dienſte zu vergeſſen, die man dir geleiſtet hatte. Antworte nur; Ich fürchte mich nicht mehr, daß du mich entleibeſt.

Alexander. O ihr grauſame Götter! Ach! daß ich mich nicht an euch rächen kan; Ach! was ſag ich? ich kan mich nicht einmal an dem Schatten des Clitus rächen, der ſich unterſtehet, mich ſo vermeſſentlich hier zu beleidigen.

Clitus. Siehe da, du biſt noch ſo zornig und ſo grimmig, als du unter denen Lebendigen wareſt. Allein, hier fürchtet ſich niemand für dir; ich aber habe Mitleiden mit dir.

Alexander. Wie? der groſe Alexander ſoll einem ſo ſchlechten Menſchen, wie Clitus iſt, noch Mitleiden machen? O könt ich ihn doch umbringen! oder könt ich mich doch nur ſelbſt umbringen?

Clitus. Du kanſt weder eines, noch das andere thun; die Schatten ſterben nicht; du biſt nun unſterblich; allein auf eine andere Art, als du ſolches geſucht haſt. Du muſt dich entſchlieſſen, nichts mehr, als ein bloſer Schatten, wie ich und die geringſte Leute, zu ſeyn. Du findeſt hier keine Länder mehr zu verheeren, noch Könige, dir unterthänig zu machen, noch Palläſte, in deiner Trunckenheit zu verbrennen, noch lächerliche Mährgens, wie du der Sohn des Jupiters ſeyſt, zu erzehlen.

Alexander. Du handthiereſt mich, wie den elendeſten Bettler.

Clitus. Nein, ich erkenne dich für einen groſen Welt-Bezwinger und für einen hohen Geiſt,

den aber ſein allzuſchnelles Glück verdorben hat. Wie kanſt du dich darüber ſo beleidiget finden, wenn man dir die Wahrheit ſagt? Wann dir die Wahrheit zuwider iſt, ſo kehre wieder nach der Erden zurück, und ſuche daſelbſt deine Schmeichler.

Alexander. Worzu dienet mir doch alle meine Ehre, da Clitus ſelbſt meiner nicht verſchonet?

Clitus. Dein Gähzorn hat unter denen Sterblichen deinen Ruhm verletzet; wie wilt du ſolchen in dem Reich der Todten unverletzet erhalten? du muſt jetzo beſcheiden mit denen Schatten umgehen, weil ſie mit dir nichts mehr zu verliehren, noch zu gewinnen haben.

Alexander. Sagteſt du aber nicht, daß du mich liebteſt?

Clitus. Ja, ich liebe deine Perſon, ohne deine Fehler zu lieben.

Alexander. Wenn du mich liebeſt, ſo ſchone mich doch.

Clitus. Weil ich dich liebe, ſo werde ich dich nicht ſchonen; Wann du, in Betrachtung der Frauen und der Töchter des Darius, ſo keuſch ſchieneſt; wann du für dieſen überwundenen König ſo viele Grosmuth ſehen lieſſeſt, verdienteſt du ein groſes Lob; Ich gab dir ſolches. Das Glück machte dich darauf der Sorgfalt für deine Ehre vergeſſen. Ich verlaſſe dich. Gehab dich wohl.

Das XXV. Geſpräch.

Alexander und Diogenes.

Die Schmeicheley iſt denen Fürſten überaus ſchädlich.

Diogenes.

SEh ich nicht Alexandern unter denen Todten?

Alexander. Du betrügſt dich nicht, Diogenes.

Diogenes. Wie! ſterben dann die Götter auch?

Alexander. Nein, nicht die Götter, aber wohl die Menſchen, welche ihrer Natur nach ſterblich ſind.

Diogenes. Glaubſt du dann, nur ein bloſer Menſch zu ſeyn;

Alexander. Was könt ich wohl anders von mir glauben?

Diogenes. Du biſt ſehr beſcheiden nach deinem Tod. Wäreſt du ſolches in deinem Leben geweſen, ſo würde nichts an deinem Ruhm gemangelt haben.

Alexander. Worin hab ich mich dann ſo ſehr vergeſſen?

Diogenes. Du fragſt ſolches; du, der du nicht zufrieden wareſt, ein Sohn eines groſen Königs zu ſeyn, der ganz Griechenland unter ſeine Botmäſſigkeit gebracht hatte, ſondern dich ſogar von dem Jupiter herleiten wolteſt. Man machte ſich bey dir beliebt, wenn man dir ſagte, daß eine Schlange ſich der Olympias genähert hätte. Du wolteſt lieber dieſes Unthier für deinen Vater erkennen, weil ſolches deinem Hochmuth ſchmeichelte, als

deine Abſtammung von verſchiedenen Königen in Macedonien herrechnen, weil du in dieſer Geburt nichts, als was menſchlich war, fandeſt. Nahmeſt du nicht die niederträchtige und ſchändliche Schmeichelenyen der Prieſterin von Jupiter Ammon an? Sie machte dir weis, es wär eine Gotteslåſterung, wenn man glauben wolte, daß dein Vater håtte durch Mörder umkommen können. Du haſt dir dieſe heilſame Nachrichten wiſſen zu Nutz zu machen, und du hüteteſt dich nachgehends ſehr, nicht in dergleichen Gottloſigkeiten zu verfallen. O allzuſchwacher Menſch! für die groſe Gaben, welche der Himmel dir anvertrauet hatte.

Alexander. Meyneſt du dann wohl, Diogenes, daß ich ſo unſinnig geweſen ſey, allen dieſen Fabeln Glauben beyzumeſſen?

Diogenes. Warum gabſt du ihnen dann ein Anſehen?

Alexander. Deswegen, weil ſie mir ſelbſt ein Anſehen gaben. Ich verachtete ſie, und bediente mich ihrer, weil ſie mir eine vollkommene Macht über die Menſchen zuwegen brachten. Diejenige, welche den Sohn des Philippus wenig verehret hatten, zitterten vor dem Sohn des Jupiters. Das Volck muß nothwendig betrogen werden; die Wahrheit iſt bey demſelben zu ſchwach; die Lügen haben mehr Nachdruck bey ihm. Die einzige Antwort der Prieſterin, davon du ſo ſpöttiſch redeſt, hat meine Eroberungen mehr befördert, als meine Herzhaftigkeit, und als alle meine verſchmizte Anſchlåge. Man muß die Menſchen kennen, ſich nach ihnen meſſen, und ſie auf ſolche Wege zu lencken wiſſen, welche ſie geneigt ſind, von ſich ſelbſt einzuſchlagen.

Diogenes. Die Menſchen, die ſo ſind, wie du ſolche hier abmahleſt, ſind ſo Verachtungswürdig, als die Irrthümer, denen ſie ſich ergeben. Um von ſolchen nichtswürdigen Menſchen dich verehrt zu ſehen, haſt du deine Zuflucht zu denen Lügen genommen, welche dich ſo unwürdig machten, als ſie.

Das XXVI. Geſpräch.

Diogenes,

und

Dionyſius, der Aeltere.

Ein Fürſt, der ſeine Glückſeligkeit und ſeine Ehre darinn beſtehen macht, ſeine Begierden und Wohllüſte zu vergnügen, iſt weder in dieſem, noch in jenem Leben glücklich.

Dionyſius, der Aeltere.

Ich bin erfreut, einen ſo berühmten Menſchen, wie dich, zu ſehen. Alexander hat mir von dir geſprochen, ſeit dem er in dieſe Gegenden gekommen iſt.

Diogen. Ich hatte nur zu viel von dir auf Erden reden hören. Du machteſt ein ſolches Geräuſch, wie die Fluthen, wann ſie alles überſchwemmen.

Dionyſius, der Aeltere. Iſt es wahr, daß du in deinem Faß ſo vergnügt gelebet haſt?

Diogenes. Ein gewiſſes Kennzeichen, daß ich mich darin in einem glückſeligen Zuſtand befand, iſt dieſes, daß ich niemals nichts ſuchte; und daß ich ſogar auch die Anerbietungen dieſes jungen Mace-

doniers

doniers ausſchlug, von welchem du redeſt. Iſt es aber hingegen nicht auch wahr, daß, ohneracht=tet du Syracuſa und ganz Sicilien beſaſſeſt, du nichts deſtoweniger doch nicht glücklich wareſt, weil du noch ſuchteſt durch Reggio in ganz Italien einzudringen.

Dionyſius der ältere. Deine Eingezogenheit war nichts als Hochmuth und eine gezwungene Tugend.

Diogenes. Deine Ehrſucht war nichts als Narrheit und aberwitziger Stolz, der weder dir noch andern Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Dionyſius der älter. Du redeſt ſehr verwegen.

Diogenes. Und du meyneſt auch hier noch ein Tyrann zu ſeyn?

Dionyſius der ältere. Ach! ich ſpüre wohl, daß ich nichts mehr bin. Ich hielte die Syracuſaner, wie ich mich deſſen zum öftern gerühmet, mit diamantenen Feſſeln gefangen; aber die Scheer der Parzen hat ſolche entzwey geſchnitten mit ſamt dem Faden, an welchem meine Tage hingen.

Diogenes. Ich höre dich ſeufzen, und ich bin verſichert, daß du auch in deiner Herrlichkeit geſeufzet haſt. Ich, für mein Theil, ſeufzete nicht in meinem Faß, und ich darf hier unten eben ſo wenig ſeufzen: dann ich habe nach meinem Tod nichts hinterlaſſen, deſſen Verluſt mir Schmerzen verurſachen könte. O mein armer Tyrann! wie vieles haſt du durch deine Reichthümer verlohren; und wie vieles hat Diogenes gewonnen, weil er nichts beſas.

Dionyſius der ältere. Alle Luſtbarkeiten haben

ben ſich mir in der Menge dargeſtellet: meine Muſic war unvergleichlich. Ich hatte die allerleckerhafteſte Tafel; Sclaven, ſo viel, daß ich ſie nicht zehlen konte; die köſtlichſte Rauchwerck; Geſchirre und Zierrathe von Gold und Silber; Gemählde, Bild-Säulen, Schauſpiele von allerhand Art, witzige Leute, die mich mit ihren Geſprächen unterhielten und mich lobten; Waffen und Kriegs-Heere, meine Feinde zu überwinden . . . .

Diogenes. Und über dieſes auch Argwohn, Unruhe und ein ſtets aufgebrachtes Weſen, welches dich verhinderte, aller dieſer Güter recht zu genieſſen.

Dionyſius der ältere. Ich bekenne ſolches; aber ſolte ich deswegen, wie du, in einem Faß mein Leben zubringen?

Diogenes. Ey, was hinderte dich dann ruhig als ein ehrlicher Mann, gleich andern, in deinem Hauſe zu leben, und der ſüſſen Weisheit obzuliegen? Allein, ſo saheſt du immer, bey aller deiner Herrlichkeit, ein bloſes Schwerd über deinem Haupte ſchweben.

Dionyſius der ältere. Laß uns davon nicht mehr ſprechen, du wilſt nur meiner ſpotten.

Diogenes. Wirſt du dann wohl noch eine andere Frage erdulden können, welche eben ſo ſtarck als jene iſt?

Dionyſius der ältere. Ich muß ſolche wohl erdulden; ich kan dich nicht mehr bedrohen, um dich daran zu verhindern. Ich bin allhier ziemlich entwafnet.

Diogenes. Hatteſt du nicht allen denenjeni-

gen

gen Geſchencke verſprochen, welche neue Luſtbarkeiten erfinden würden? War das nicht ein raſender Trieb zur Wolluſt? O wie ſehr haſt du dich in deiner Rechnung betrogen gefunden! Du haſt alles in deinem Land verheeret, um glücklich zu ſeyn, und gleichwohl bliebeſt du ſo elendig, daß du unaufhörlich nach denen Lüſten ſeufzen muſteſt *.

Dionyſius der ältere. Ich muſte wohl neue Lüſte erfinden laſſen: denn alles, was uns ſonſt eine Luſt erwecken konte, war bey mir erſchöpft.

Diogenes. So war dir alſo die gantze Natur hierinn nicht zureichend? Denn was hätte doch wohl immer deine raſende Begierden befriedigen können? Würden auch alle neue Ergötzlichkeiten das Mißtrauen und die Reue über ſo viele begangene Miſſethaten bey dir haben ausrotten können?

Dionyſius der ältere. Nein, allein die Krancken ſuchen, ſo gut ſie können, bey ihren Schmerzen ſich eine Linderung zu verſchaffen. Sie probieren neue Mittel, um ihre Geneſung zu befördern, und neue Saft-Waſſer, um ſich dadurch zu erfriſchen.

Dio-

(*) Wir haben hier den Worten des Verfaſſers einen andern Schwung gegeben, der hoffentlich deſſen Sinn deutlicher ausdrückt; deſſen Worte heiſſen: Avoir tout renverſé dans ſon pays pour être heureux, & être ſi miſerable & ſi affamé des plaiſirs. Wir haben uns dergleichen Freyheiten ſelten bedienet: denn das Urbild iſt ſo deutlich und ſchön, daß man ſelten vonnöthen hat, ſich anderer Ausdrücke zu bedienen, um deſſen Sinn zu treffen.

Diogenes. Du hatteſt alſo deinen Geſchmack verlohren, und warſt doch dabey hungerig: Es eckelte dir vor allem, was du hatteſt, dargegen warſt du hungerig nach allem, was du nicht haben konteſt. Sehet hier einen glücklichen Zuſtand, und dieſen ſuchteſt du mit ſo vieler Mühe zu erlangen und zu erhalten? Iſt dieſes nicht ein ſchönes Mittel, ſich glücklich zu machen? Du haſt wohl Urſach, über mein Faß zu ſpotten, wo ein wenig Waſſer, Brod und Sonnen-Licht mich zufrieden ſtellten. Wenn man dieſe einfältige Ergötzlichkeiten der reinen Natur recht zu gebrauchen weiß, ſo erſchöpfen ſie ſich niemahls, und man hat immer genug. Alleine, wo man ſie verachtet, ſo mag man noch ſo reich und noch ſo mächtig ſeyn, ſo mangelts doch an allem: indem man nichts genieſſen kan.

Dionyſius der ältere. Dieſe Wahrheiten, welche du mir ſageſt, machen mich betrübt: dann ich dencke an meinen Sohn, den ich nach mir auf dem Thron gelaſſen habe (*). Er wäre weit glücklicher, wann ich ihn hätte einen armen Handwercksmann werden laſſen, der ſich zu beſcheiden wüſte, und durch Widerwärtigkeiten wär geübet worden; zum wenigſten genöſſe er doch einiger wahrhaften Ergötzlichkeiten, welche die Natur denen-

(*) Der Verfaſſer bedienet ſich hier des Worts Tyrann, (que j'ai laiſſé Tyrann aprez moi) dieſes hieß ſonſt ſo viel, als ein eigenmächtiger Fürſt; heut zu Tage aber wird es nur in einem böſen Sinn gebrauchet, und bedeutet ſo viel, als ein unbarmhertziger Blutdürſtiger und grauſamer Wüterich.

nenjenigen, die im Mittel-Stand leben, nicht verweigert.

Diogenes. Um ihm wieder zum Geſchmack zu verhelfen, müſte man ihn Hunger leiden laſſen; und um ihm die lange Weil in ſeinem goldenen Pallaſt zu benehmen, müſte man ihm die Herberge in meinem Faß anweiſen, welches durch meinen Tod iſt ledig worden.

Dionyſius der ältere. Bey allem dem dürfte er ſchwerlich ſich bey derjenigen Macht zu erhalten wiſſen, die ich mit ſo vieler Mühe ihm erworben habe.

Diogenes. Ey, was ſolte wohl ein Menſch wiſſen, der in aller Weichlichkeit erzogen und in einer allzu groſſen Herrlichkeit iſt gebohren worden? Kaum weiß er einer Luſt zu genieſſen, wann ſie ſich ihm darſtellet. Die ganze Welt muß ſich deswegen quälen, um ihn luſtig zu machen.

Das XXVII. Geſpräch.

Pyrrho und ſein Nachbar.

Falſchheit und Lächerlichkeit des Pyrrhoniſmus.

Der Nachbar.

Guten Tag, Pyrrho! Man ſagt, ihr hättet viele Schüler, und eure Schul wär ſehr berühmt: Woltet ihr wohl mich auch aufnehmen und unterweiſen?

Pyrrho. Ich will es; wie mich dünckt.

Der Nachbar. Warum ſetzet ihr hinzu: Wie mich

mich dünckt? Wiſſet ihr dann nicht, ob ihr wollt? Wenn ihr es nicht wiſſet, wer weiß es dann? Und was wiſſet ihr dann, ihr, der ihr doch für einen ſo gelehrten Mann gehalten werdet?

Pyrrho. Ich, ich weiß nichts.

Der Nachbar. Was lernet man dann, wenn man euch höret?

Pyrrho. Nichts, gar nichts.

Der Nachbar. Warum höret man euch dann?

Pyrrho. Um ſich ſeiner Unwiſſenheit zu überzeugen. Heißt das nicht vieles wiſſen, wenn man weiß, daß man nichts weiß.

Der Nachbar. Nein, darzu gehöret wohl kein groſes Wiſſen nicht. Ein grober und unwiſſender Bauer erkennet ſeine Unwiſſenheit, und iſt gleichwohl weder ein Philoſophus, noch ſonſt ein geſchickter Menſch; er erkennet dem ungeacht noch beſſer ſeine Unwiſſenheit als ihr: dann ihr meynet euch über das ganze menſchliche Geſchlecht hinaus zu ſetzen: indem ihr euch ſo ſtellet, als ob ihr nichts wüßtet. Dieſe affectirte Unwiſſenheit benimt eurer ſtolzen Einbildung nichts, an ſtatt daß der Bauer, der ſeine Unwiſſenheit erkennet, ſich in allen Sachen ſelbſt nicht trauet, und darum aufrichtig iſt.

Pyrrho. Ein Bauer glaubet nur, er wiſſe ſolche Dinge nicht, die erhaben ſind, und die ein gewiſſes Nachdencken erfordern; aber er glaubet nicht, daß er nicht wiſſe, ob er gehe, ob er ſpreche, ob er lebe. Ich weiß dieſes alles nicht, und dieſes mit Grund.

Der Nachbar. Wie, ihr wiſſet dieſes alles nicht? Schöne Gründe, wo man keine Gründe zulaſſen will!

Pyrrho. Allerdings, ich weiß nicht, ob ich leb, ob ich bin: Mit einem Wort, ich weiß gar nichts.

Der Nachbar. Wiſſet ihr dann auch nicht, ob ihr dencket?

Pyrrho. Ja, ich weiß es nicht.

Der Nachbar. Von allen Dingen nichts wiſſen, heißt ſo viel, als an allen Dingen zweiffeln. Iſt es nicht wahr?

Pyrrho. Solches iſt wahr, wenn etwas wahr ſeyn kan.

Der Nachbar. Nichts wiſſen und zweiffeln iſt einerley. Zweiffeln und dencken iſt wieder einerley; alſo könt ihr nicht zweiffeln, ohne zu dencken. Euer Zweiffel iſt alſo die gewiſſe Probe, daß ihr dencket. Folglich iſts etwas gewiſſes: indem euer Zweiffel ſelbſt ein Beweiß iſt von der Gewißheit, daß ihr dencket.

Pyrrho. Ich weiß ſo gar auch meine Unwiſſenheit nicht. Sehet, hier ſeyd ihr gefangen.

Der Nachbar. Wenn euch eure Unwiſſenheit unbewußt iſt, warum ſprecht ihr dann davon? Warum vertheidiget ihr ſolche? Warum wolt ihr davon eure Schüler unterrichten, und ihnen von allem dem, was ſie jemahls geglaubet haben, den Irrthum zeigen? Wenn ihr ſo unwiſſend ſeyd, daß ihr auch eurer Unwiſſenheit nicht einmahl bewußt ſeyd, ſo müßt ihr darüber andern keinen Unterricht geben, noch diejenige verachten, welche glauben, die Wahrheit zu wiſſen.

Pyrrho. Das ganze Leben iſt vielleicht nur ein ſtets währender Traum. Vielleicht iſt der Augenblick des Todes ein ſchnelles Erwachen, wo man den Betrug ſehen wird von dem, was uns ſo wahrhaftig iſt vorgekommen; wie ein Menſch, der aus dem Schlaf erwacht, die Geſpenſter nicht mehr ſiehet, die er im Traum zu ſehen und zu fühlen ſich hat eingebildet.

Der Nachbar. Ihr befürchtet euch alſo mit ofnen Augen zu ſchlafen und zu traumen? Ihr ſezt zu allen Sachen: vielleicht; aber dieſes vielleicht, davon ihr ſprecht, iſt ein Gedancke. Euer Traum, ſo falſch er auch iſt, iſt gleichwohl der Traum eines Menſchen, der ſchlummernd dencket. Zum allerwenigſten iſt es ſicher, daß ihr traumet: denn man muß etwas ſeyn, und zwar etwas denckendes, um Träume zu haben. Etwas, das nichts iſt, kan weder ſchlafen noch träumen, noch ſich betrügen, noch unwiſſend ſeyn, noch zweiffeln, noch vielleicht ſagen. Sehet demnach euch, wider euren Willen, dahin gebracht, etwas zu wiſſen, nemlich eure Träumerey, und daß ihr wenigſtens ein träumendes und denckendes Weſen ſeyd.

Pyrrho. Dieſe Scharfſinnigkeit iſt mir verdrieslich; ich mag keinen ſo ſpitzfindigen und beſchwerlichen Schüler in meiner Schule haben.

Der Nachbar. Ihr wolt alſo und wolt auch nicht. In der That, alles, was ihr ſagt, und alles, was ihr thut, widerſpricht euer gezwungenes Zweiffeln. Eure Secte iſt eine Secte der Lügner. Wenn ihr mich nicht wolt zum Schüler anneh-

annehmen, ſo will ich euch noch vielweniger zum Lehrmeiſter haben.

Das XXVIII. Geſpräch.

Pyrrhus
und
Demetrius Poliocrates.

Die Mäßigkeit und Tugend machen Helden, und nicht die Eroberungen und das Glück der Waffen.

Demetrius.

Ich komme, hier den gröſten Helden zu begrüſſen, welchen Griechenland nach dem Alexander gehabt.

Pyrrhus. Iſt dieſes nicht Demetrius, den ich hier ſehe? Ich kenne ihn an der Abſchilderung, welche man mir allhier von ihm gemacht hat.

Demetrius. Habt ihr von denen groſen Kriegen reden hören, die ich führen muſte?

Pyrrhus. Ja, ich habe aber auch von euren Wohllüſten im Frieden, und von eurer Zaghaftigkeit reden hören.

Demetrius. Wenn ich ein wenig denen Wohllüſten mich ergeben habe, ſo ſind ſolche durch meine groſe Thaten wieder auf das beſte erſetzet worden.

Pyrrhus. Was mich betrift, ſo bin ich in allen Kriegen, die ich geführet habe, ſtandhaft geweſen. Ich habe den Römern gewieſen, daß ich

meine Bundsgenoſſen unterſtützen konte; dann als ſie Tarent angriffen, kam ich ihnen mit einem mächtigen Heer zu Hülfe, und ließ die Römer die Stärcke meines Arms empfinden.

Demetrius. Doch wurde Fabricius endlich euer Meiſter; und man ſahe wohl, daß eure Völcker mit denen Römern nicht zu vergleichen waren. Eure Elephanten brachten euch den Sieg zuwegen, dann ſie verwirrten die Ordnungen der Römer, welche nicht gewohnet waren, auf dieſe Art zu ſtreiten; Aber in der andern Schlacht war von beyden Theilen der Vortheil gleich; In dem dritten erfochten die Römer einen völligen Sieg. Ihr wurdet genöthiget, wieder nach Epirus zurück zu kehren, und ſtarbt endlich von der Hand eines Weibes.

Pyrrhus. Ich ſtarb im Streit; Aber was euch betrift, ſo weiß ich wohl, was euch ins Grab gebracht, ſolches waren eure Schwelgereyen und Uppigkeiten. Ihr habt harte Kriege geführet, ich bekenne es, und habt auch geſieget; Aber mitten in euren Kriegen hattet ihr einen ganzen Schwarm Huren um euch, die euch beſtändig, wie die Lämmer ihrem Hirten, nachfolgten. Ich habe mich allezeit ſtandhaftig in allen Gelegenheiten, auch ſelbſt in meinen Widerwärtigkeiten erwieſen, und ich glaube, daß ich darinn den Alexander noch übertroffen habe.

Demetrius. Ja wohl, ſeine Thaten haben die deinigen weit übertroffen. Auf Bocks-Häuten über die Donau ſetzen, den Paß von Granitza mit wenig Mannſchaft gegen eine ungeheure Menge Kriegs-Völcker behaupten, immer die

Perſia-

Perſianer ſowohl im ofnen Feld, als in enge Päſſen, überwinden, ihre Städte erobern, und bis in Indien eindringen: Kurz, ganz Aſien bezwingen: Dieſes alles will weit mehr ſagen, als in Italien eindringen, und ſich genöthiget ſehen, mit Schanden wieder nach Haus zurück zu gehen.

Pyrrhus. Alexander erwarb durch dieſe groſe Siege den Tod, denn man ſagt für gewiß, daß Anti-Pater, den er in Macedonien gelaſſen, ihn zu Babylon mit Gift hätte umbringen laſſen, um alle deſſen Länder zu überkommen.

Demetrius. Seine Hofnung war vergebens, und mein Vater zeigte ihm, daß er es mit einem Stärckern zu thun hatte.

Pyrrhus. Es iſt wahr, daß ich dem Alexander ein böſes Exempel gab; dann ich hatte im Sinn, Italien zu erobern. Er aber wolte ſich zum König von der ganzen Welt machen, und er würde viel glücklicher geweſen ſeyn, wann er wär König in Macedonien geblieben, als da er wie ein Unſinniger in ganz Aſien herum ſtrich.

Das XXIX. Geſpräch.

Demoſthenes und Cicero.

Vergleichnis zwiſchen dieſen beyden Rednern, wo man die Eigenſchaft einer wahren Beredtſamkeit entworfen findet.

Cicero.

WIe! hältſt du mich für einen mittelmäßigen Redner?

Demoſthenes. Nicht mittelmäßig, dann ich maſſe mir über keine mittelmäßige Perſon den Vorzug an. Du biſt ſonder Zweifel ein berühmter Redner geweſen. Du hatteſt groſſe Parthien; aber du giengeſt öfters von demjenigen ab, worinn die Vollkomenheit beſtehet.

Cicero. Hatteſt du dann keine Fehler?

Demoſthenes. Ich glaube daß man mir keine kan aufbürden, in Anſehung der Beredtſamkeit.

Cicero. Kanſt du wohl die Gaben deines Geiſtes mit denen meinigen vergleichen? du, der du ſo trocken, ohne Zierlichkeit biſt; der du ſtets dich in ſo engen Schrancken eingeſchloſſen hältſt; du, der du dich über nichts haſt wiſſen auszulaſſen; du, dem man nichts konte von ſeinen Reden wegnehmen; ſo ſehr iſt die Art, damit du eine Sache vorträgſt, gleichſam ausgehungert, wo ich anders dieſer Redens-Art mich bedienen darf. Dargegen wußte ich meinen Sachen einen ſolchen Umſchweif zu geben, daß man daraus den Uberfluß und die Fruchtbarkeit meines Geiſtes dermaſſen erkennen konte, daß man zu ſagen pflegte: Man könte meinen Schriften nichts mehr hinzuſetzen.

Demo-

Demoſthenes. Derjenige, dem man von ſeinen Reden nichts wegnehmen kan, hat nichts geſagt, als was vollkommen iſt.

Cicero. Derjenige, dem man in ſeinen Reden nichts hinzufügen kan, hat nichts ausgelaſſen, was dazu dienet, ſein Werck recht auszuzieren.

Demoſthenes. Findeſt du in deinen Reden nicht mehr Geiſt, als in den meinigen? Sprich mir aufrichtig, iſt nicht dieſes die Urſach, warum du dich über mich erhebeſt:

Cicero. Ich will dir ſolches wohl geſtehen, weil du mir alſo ſprichſt. Meine Reden ſind unendlich mehr ausgezieret, als die deinige. Sie zeigen weit mehr Verſtand, Artigkeit, Kunſt und Deutlichkeit. Ich weiß eine und dieſelbe Sache wohl auf mehr, als zwanzigerley Art vorzutragen. Man konte nicht unterlaſſen, meinen Witz zu bewundern, wenn man mich reden hörte; ja man war ſo entzückt über meine Kunſt, daß ich durch das ſtete Zuruffen, und durch die Lob-Sprüche, die man mir gab, öfters ganz unterbrochen wurde. Dir wird man ſehr ruhig zugehört haben, und vermuthlich werden auch deine Zuhörer deine Reden nicht unterbrochen haben.

Demoſthenes. Was du hier von uns beyden ſagſt, iſt wahr. Du betrügſt dich nur in dem Schluß, den du daraus zieheſt. Du unterhielſt die Verſamlung mit dir ſelbſt, und ich unterhielt ſie nur mit der Sache, davon ich zu reden hatte. Man bewunderte dich, und mich vergaſſen meine Zuhörer, weil ſie nur auf die Sache merckten, zu welcher ich ſie bereden wolte. Du vergnügteſt die Zuhörer mit denen Artigkeiten deines Ver-

ſtandes; ich hingegen rührte, entwafnete und ſchlug darnieder, wie der Blitz, der aus den Wolcken fähret. Du machteſt, daß man bey deinen Reden ausrief: O wie ſchöne ſpricht er! Und ich machte ſagen: Friſch auf! laſſet uns dem Philippus entgegen ziehen. Man war zu viel auſſer ſich, als daß man ſich ſolte damit aufgehalten haben, um mich zu loben. Wann du eine Rede hielteſt, ſo ſchien alles ausgezieret; Bey mir entdeckte man keine Auszierungen. Man fand in meinen Vorträgen nichts, als deutliche, ſtarcke, und zur Sache dienliche Bewegungs-Gründe; Die Würckungen zeigten ſich darauf mit einer ſichern Gewalt, welcher man nicht zu widerſtehen vermochte. Du wareſt ein vollkommener Redner; wann du, wie ich, einfältig, ernſthaft, und ohne Kunſt ſchieneſt. Mit einem Wort, wann du Demoſtheniſch wareſt. Fande man aber in deinen Reden Witz, Feinigkeit und Kunſt, ſo wareſt du nur Cicero, und ſo weit von der Vollkommenheit entfernet, als du von mir abgiengeſt.

Das

Das XXX Geſpräch.

Demoſthenes und Cicero.

Unterſcheid zwiſchen einem Redner und einem wahrhaften Weltweiſen.

Cicero.

Für einen Menſchen, der zu denen Zeiten des Plato gelebet hat, und der ſo gar deſſen Schüler geweſen iſt, habt ihr, wie mich dünckert, von dieſem Vortheil wenig Nutzen gehabt.

Demoſthenes. Beobachtet ihr dann in meinen Reden, die ihr ſo fleißig geleſen habt, nichts von denen Regeln des Plato, und ſeiner Art, die Leut zu bereden.

Cicero. Ich will dieſes nicht ſagen; Ihr ſeyd der gröſte Redner unter den Griechen geweſen. Aber ihr waret auch nichts, als ein Redner. Ich im Gegentheil, der ich nie den Plato anders, als aus ſeinen Schriften gekannt, und bey nahe drey hundert Jahr nach ihm gelebet habe, bin nichts deſto weniger äuſſerſt befliſſen geweſen, ſeiner Philoſophie zu folgen; Ich habe ſolche denen Römern bekannt gemacht, und habe bey ihnen zum erſtenmal deſſen Art zu ſchreiben eingeführet, dergeſtalt, daß ich, ſo viel ich konte, die Beredtſamkeit und die Philoſophie zuſammen in einer Perſon vereiniget habe.

Demoſthenes. Und ihr bildet euch ein, ihr wäret ein groſer Weltweiſer geweſen.

Cicero. Iſt es nicht genug, um ſolches zu ſeyn, wenn man die Weisheit liebet, und wenn

man ſich befleißiget, Wiſſenſchaft und Tugend zu erwerben; Ich glaube, daß ich mich deſſen, ohne ſtolze Einbildung, rühmen kan.

Demoſthenes. Was den Redner betrift, ſo geb ich ſolches zu; Ihr waret der erſte unter euren Lands-Leuten; und die Griechen ſelbſt, die zu eurer Zeit lebten, haben euch bewundert; Allein, in Anſehung des Weltweiſen, kan ich ſo leicht nicht damit übereinſtimmen; Es gehöret mehr dazu.

Cicero. Ihr wiſſet nicht, was es mich gekoſtet; Mein Wachen, mein Fleiß, meine Nachforſchungen; die Bücher, die ich geleſen; die Lehrmeiſter, die ich gehöret; die Schriften, die ich geſchrieben habe.

Demoſthenes. Alles dieſes iſt noch keine Philoſophie.

Cicero. Was iſt ſie dann?

Demoſthenes. Man muß dasjenige thun, was ihr Spott-weiſe vom Cato geſagt habt. Die Philoſophie ſtudiren, nicht, um diejenige Wahrheiten zu entdecken, die ſie lehret, um darüber zu urtheilen, wie die meiſte Menſchen thun; ſondern, um ſie auszuüben.

Cicero. Hab ich dann ſolches nicht gethan? Hab ich nicht meine Lebens-Art nach denen angenommenen Lehren des Plato und des Ariſtoteles eingerichtet?

Demoſthenes. Laſſet uns den Ariſtoteles bey Seiten ſetzen; ich dürfte ihm vielleicht die Eigenſchaft eines Philoſophen ſtrittig machen, und ich kan keine groſe Meynung von einem Griechen haben, der es mit einem König, und noch darzu mit dem Philippus gehalten; Was aber den

Plato

Plato anlangt, ſo behaupte ich, daß ihr nie ſeinen Lehren ſeyd nachgekommen.

Cicero. Ich kan nicht läugnen, daß ich in meiner Jugend, und auch in dem gröſten Theil meines Lebens, mich in die Geſchäften und Bewegungen derjenigen eingelaſſen habe, welche Plato Politicos nennet; Da ich aber ſah, daß mein Vaterland die Geſtalt veränderte, und daß ich demſelben nicht mehr in groſen Aemtern konte nützlich ſeyn, ſo ſuchte ich demſelben durch Wiſſenſchaften zu dienen, und ich begab mich zu dem Ende auf meine Land-Güter, um mich auf die Betrachtungen und Erkäntniſſe der Wahrheit zu legen.

Demoſthenes. Das will ſo viel ſagen, ihr leget euch auf die Philoſophie, da ihr nicht beſſer wußtet; und da ihr keinen Antheil mehr am Regiment hattet, ſo ſuchtet ihr euch durch eure Wiſſenſchaft hervorzuthun; dann in der That ſuchtet ihr darinn mehr die Ehre, als die Wahrheit.

Cicero. Ich darf hier nicht läugnen. Ich habe jederzeit die Ehre als eine Folge der Tugend geliebt.

Demoſthenes. Saget beſſer; Ihr habt ſehr viel die Ehre, und ſehr wenig die Tugend geliebt.

Cicero. Warum urtheilet ihr ſo übel von mir?

Demoſthenes. Mein Urtheil gründet ſich auf eure eigene Reden. Habt ihr nicht zu gleicher Zeit, da ihr ein Philoſoph ſeyn woltet, die ſchöne Rede gehalten, worinn ihr dem Ceſar, eurem Tyrannen, noch mit mehrer Niederträchtigkeit geſchmeichelt, als dem Philippus nicht von

ſeinen Sclaven wiederfuhr; Gleichwohl wuſte man wohl, wie gut ihr es mit ihm meyntet: es äuſſerte ſich ſolches gleich nach ſeinem Tod; ja ihr ſchontet ſeiner ſo gar auch nicht, da er noch lebte, wie ſolches die Briefe bezeugen, die ihr dem Atticus geſchrieben habt.

Cicero. Ich mußte mich wohl nach der Zeit richten, und den Tyrannen ſuchen in der Gelindigkeit zu erhalten, um nicht das Ubel ärger zu machen?

Demoſthenes. Ihr ſprecht als ein guter Redner, aber als ein ſchlechter Philoſophus. Was wurde aber aus eurer Philoſophie nach ſeinem Tod? was nöthigte euch, daß ihr von neuem euch in die Staats-Händel einlieſſet.

Cicero. Das Römiſche Volck, welches mich wie deſſen einzige Stütze betrachtete.

Demoſthenes. Euer Hochmuth machte euch ſolches glauben, und überlieferte euch einem jungen Menſchen, der euch betrog. Doch laßt uns wieder auf den Haupt-Punct kommen: Ihr waret ſtets ein guter Redner, aber niemals kein Philoſof.

Cicero. Ihr aber ſelbſt, waret ihr dann etwas anders?

Demoſthenes. Nein, ich bekenne ſolches, dargegen hab ich auch niemals mein Werck aus etwas anders gemacht. Ich habe niemand nicht betrogen; ich hatte bey guter Zeit es eingeſehen, daß ich eines von beyden wählen müßte: entweder die Rhetoric, oder die Philoſophie; weil jedes einen ganzen Mann erfordert. Das Verlangen nach Ehre war mir empfindlich, ich glaubte,

te, daß es ſchön ließ, ein Volck durch meine Beredtſamkeit zu beherrſchen, und der Macht des Philippus ſich zu widerſetzen; zumahl, da ich nur ein gemeiner Burger und eines Handwercks-Mannes Sohn war; Ich liebte das gemeine Beſte und die Freyheit von Griechenland; aber ich bekenne es jetzo: Ich liebte mich noch weit mehr ſelber; und ich empfand ein ungemeines Vergnügen, da ich auf dem ofnen Schau-Platz die Crone empfieng, und da man mir eine Ehren-Säule mit einer ſchönen Aufſchrift auf dem Marckt errichtete. Nun ſehe ich die Sache auf eine ganz andere Art ein, und ich verſtehe, daß Socrates recht hatte, da er gegen den Gorgias behauptete: Daß die Beredtſamkeit keine ſo ſchöne Sache ſey, als er ſich einbildete; ſolte ſie auch ihren Zweck erreichen, und einen Menſchen zum völligen Meiſter einer Republic machen. Wir haben es ſo weit gebracht, ihr und ich: bekennet, daß wir deswegen nicht glücklicher geweſen ſind.

Cicero. Es iſt wahr; unſer Leben war mit nichts, als Müh und Gefahr umgeben. Ich hatte nicht ſobald den Roſcius vertheidiget, ſo muſt ich nach Griechenland fliehen, um des Sylla Zorn zu entgehen. Die Anklage des Verres zog mir viel Feinde über den Hals. Mein Burgermeiſter-Amt, die Zeit meiner gröſten Ehre, war auch zugleich die Zeit meiner gröſten Unruhe und meiner gröſten Gefährlichkeiten. Ich war zu verſchiedenen mahlen in Lebens-Gefahr, und der Haß, den ich mir damahls zuzog, brach nachgehends aus, indem ich von Rom verwieſen wur-

de. Kurz, meine Beredtſamkeit iſt einzig und allein Schuld an meinem Tod; und wenn ich weniger auf den Antonius losgezogen hätte, ſo wär ich noch im Leben. Ich ſage nichts von euren Unglücks-Fällen, es wär vergebens, euch daran zu erinnern; allein, wir müſſen, ſowohl der eine, als der andere, ſolches dem Verhängniß beymeſſen, oder wenn ihr wolt dem Glück, welches uns zu einer ſo verdorbenen Zeit hat laſſen gebohren werden, daß es unmöglich war, unſere Republiquen zu verbeſſern, noch vielweniger ſie von ihrem Untergang zu retten.

Demoſthenes. Darinn haben wir nicht klug gehandelt, daß wir etwas Unmögliches unternahmen; dann das Volck hat uns nicht gezwungen, uns der gemeinen Noth anzunehmen; auch hat uns unſere Geburt nicht darzu verpflichtet. Ich verzeih einem Fürſten, der in dem Purpur gebohren iſt, wann er ſo wenig übel, als es möglich iſt, denjenigen Staat zu beherrſchen ſucht, den ihm die Götter anvertrauet haben, indem ſie ihn von einem gewiſſen Geſchlecht haben laſſen gebohren werden. (*) Dann es beruhet nicht in ſeinem freyen Willen, den Staat, in einem ſo böſen Zuſtand auch derſelbe ſich befindet, zu verlaſſen. Seinem Vaterland aufzuhelfen, wenn es die Nothdurft erfodert, und die Umſtände leiden,

(*) Hiervon weiß die Natur und die Vernunſt nichts; GOTT hat dergleichen Fürſten, die kein ander Recht haben, die Völcker zu beherrſchen, als weil ſie im Purpur gebohren ſind, der Welt nur zur Züchtigung und zur Strafe gegeben.

den, iſt die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, der dazu die Fähigkeit hat. Die Geburt will hier nichts ſagen; dann die vortreflichſte Geburt iſt diejenige, die mit einem erhabenen und edelmüthigen Geiſt begabet iſt. Allein, eine geringe Privat-Perſon ſoll nur dahin trachten, um ſich ſelbſt wohl vorzuſtehen, und ſein Haus-Weſen wohl zu regieren; Er ſoll niemal öffentliche Aemter verlangen, noch vielweniger ſolche ſuchen; wenn man ihn nöthiget, ſolche anzunehmen, ſo kan er ſolches thun, aus Liebe zu ſeinem Vaterland. So bald er aber nicht die Freyheit hat, Gutes zu ſtiften, und daß ſeine Mitbürger ſeine Geſetze nicht mehr anhören wollen, ſo ſoll er ſich wieder in ſeinen Privat-Stand begeben, und ſich damit begnügen, die allgemeine Noth zu beſeufzen, die er nicht zu heben vermag.

Cicero. Nach eurer Ausſage, iſt alſo mein Freund, der Pomponius Atticus, klüger geweſen, als ich, und als Cato ſelbſt, den wir doch ſo ſehr gerühmet haben.

Demoſthenes. Ja, unfehlbar Atticus war ein rechter Philoſof. Cato war zur Unzeit allzueigenſinnig, daß er durchaus ein Volck zurecht bringen wolte, ſo nicht mehr in Freyheit leben wolte; ihr wicht im Gegentheil allzu hurtig dem Glück des Ceſars; zum wenigſten hieltet ihr nicht genug auf eure Würde.

Cicero. Iſt aber deswegen die Beredtſamkeit nicht eine ſchöne Sache, und eine groſe Gabe des Himmels?

Demoſthenes. Sie iſt in ſich ſelbſt allerdings etwas gutes, ſie iſt nur böſe, wo man ſie übel anwendet,

wendet; nemlich, wenn man ſie gebrauchet, denen Begierden des Volcks zu ſchmeicheln, oder unſre eigene zu befriedigen. Was thaten wir anders in unſern heftigen Reden, welche wir gegen unſere Feinde ausſtieſſen? Ich gegen den Midias, oder den Eſchin; ihr, gegen den Piſo, Vatinius, oder Antonius. Wie ſehr haben uns nicht unſere feindſelige Regungen verleitet gegen die Wahrheit und gegen die Gerechtigkeit anzugehen? Der eigentliche Nutzen der Beredtſamkeit beſtehet alſo darinn, die Wahrheit in ein rechtes Licht zu ſetzen, und andere zu demjenigen zu bereden, was ihnen in der That heilſam iſt: nemlich die Gerechtigkeit und die andere Tugenden; Dieſes iſt der Gebrauch, zu welchen Plato ſich derſelben bedienet, dem weder ihr, noch ich, darinn nachgefolget ſind.

Das XXXI. Geſpräch.

Coriolanus und Camillus.

Die Menſchen werden nicht frey gebohren, ſondern ſtehen unter denen Geſetzen ihres Vaterlandes, in welchem ſie gezeuget, erzogen und beſchützet werden.

Coriolanus.

Endlich habt ihr die Undanckbarkeit des Vaterlands empfunden, wie ich. Iſt es nicht eine wunderliche Sache, einem unſinnigen Volck zu dienen? Geſtehet es mir aufrichtig, und entſchuldiget ein wenig diejenige, welche darüber die Gedult verliehren.

Camillus. Ich, für mein Theil, finde, daß diejenige nicht zu entſchuldigen ſind, die ſich gegen ihr Vaterland empören. Man kan weichen, um der Ungerechtigkeit aus dem Weg zu gehen, und einer bequemern Zeit abzuwarten; Allein, es iſt gottlos, die Waffen gegen eine Mutter zu führen, die uns gebohren hat.

Coriolanus. Die groſe Namen von Mutter und vom Vaterland ſind nichts, als bloſe Namen. Die Menſchen werden frey gebohren, ohne von jemand abzuhangen. Die bürgerliche Geſellſchaften, mit allen ihren Anſtalten und politiſchen Verfaſſungen ſind nur menſchliche Erfindungen, die niemals einem Menſchen die wahrhafte Freyheit benehmen können. Wann die menſchliche Geſellſchaft, in welcher wir gebohren ſind, der Gerechtigkeit und Redlichkeit widerſtrebet, ſo ſind wir ihr nichts ſchuldig; Wir treten in die natürliche Rechte unſerer Freyheit, und wir können uns in eine andere Geſellſchaft begeben, die uns vernünftiger ſcheinet, um daſelbſt in Ruhe zu leben; wie ein Reiſender, der nach ſeiner Neigung und nach ſeiner Gemächlichkeit von einer Stadt in die andere ſich begiebt. Alle dieſe ſchöne Ideen von dem Vaterland haben uns nur liſtige, und mit Ehrſucht erfüllte Köpfe beygebracht, um über uns zu herrſchen. Die Geſetzgeber haben uns darüber vieles weis gemacht; Allein, man muß immer auf das natürliche Recht zurück gehen, vermög deſſen ein jeder frey und ungebunden iſt. Jeder Menſch, der, in Anſehung anderer, unabhänglich gebohren iſt, verpfändet dadurch nicht ſeine Freyheit, wann er ſich mit dieſer Bedingung

in die Geſellſchaft eines Volcks begiebt, daß man darinn nach der Billigkeit mit ihm verfahre: So bald die Geſellſchaft dieſe Bedingung aus den Augen ſetzt, ſo tritt man wieder in ſeine natürliche Rechte, und die ganze Welt gehöret ihm ſowohl zu, als einem andern. Er darf ſich nur gegen ſie mit einer höhern Gewalt wafnen, und ſolchergeſtalt ſeiner Freyheit genieſſen.

Camillus. Sehet da, wie ſeyd ihr hie ein ſo feiner Weltweiſer worden? Man ſagt, ihr wäret unter denen Lebendigen denen Uberlegungen nicht ſo zugethan geweſen. Sehet ihr aber nicht euren Irrthum. Dieſe Bedingung mit einer Geſellſchaft hat etwas wahrſcheinliches in ſo weit, als ein Menſch ſich ein Land erwählet, um darinn zu leben, und doch iſt man berechtiget, ihn nach denen Geſetzen der Natur zu beſtrafen, wann er ſich darinn aufhält, und nicht nach denen Sitten und Gewohnheiten eines ſolchen Staats ſich aufführet. Allein die Kinder, die in einem Land gebohren werden, wählen nicht ihr Vaterland. Die Götter geben ihnen ſolches, oder vielmehr, ſie geben ſolche ſelbſten derjenigen Geſellſchaft von Menſchen, die ihr Vaterland ausmachen, damit dieſes Vaterland ſie beſitze, ſie regiere, ſie belohne, ſie beſtrafe, wie ihre Kinder. Es geſchiehet nicht durch Wahl, durch Policey, durch Kunſt, oder durch willkührliche Einrichtung, daß die Kinder einem Vater unterthänig ſind; die Natur hat ſolches alſo mit ſich gebracht. Die Väter zuſammen machen das Vaterland aus, und haben eine vollkomene Macht über ihre Kinder. Soltet ihr euch wohl unterſtehen, daran zu zweifeln?

Coriolanus. Ja, allerdings unterſtehe ich mich deſſen; Obgleich ein Menſch mein Vater iſt, ſo bin ich doch ein Menſch, wie er, und vermög der Grund-Regel der Menſchlichkeit ſo frey, wie er. Ich bin ihm mit Erkäntlichkeit und Ehrerbietung verbunden; im übrigen, ſo hat mich die Natur ihm nicht unterworfen.

Camillus. Ihr bringet da ſchöne Tugend-Lehren auf die Bahn. Ein jeder wird ſich auf ſolche Weiſe berechtiget glauben, nach eigener Willkühr zu leben, und es würde ſodann in der Welt weder Policey, noch Sicherheit, noch Ordnung, noch die Verfaſſung eines gemeinen Weſens, und guter Sitten weiter ſtatt finden.

Coriolanus. Die Vernunft und die Tugend werden doch allezeit in denen Gemüthern der Menſchen ihren Eindruck behalten. Mißbrauchen ſie ihrer Freyheit, ſo iſt dieſes deſto ſchlimmer für ſie. Deswegen folgt noch nicht, daß, wann ſie ihre Freyheit zur Frechheit und Leichtfertigkeit anwenden, daß ſie ihrer Natur nach nicht frey ſeyn ſolten.

Camillus. Ich ſtimme damit überein. Man muß aber auch bekennen, daß in Betrachtung dieſer Freyheit, die zu ſo vielem Unheil Anlaß geben könte, und daraus ſo viele verſchiedene wunderliche Regiments-Verfaſſungen entſtehen würden, als man unrichtige Köpfe findet, die klügſte Leute ihre Rathſchläge dahin gegeben haben, daß man die Menge an einem jeden Ort, durch gewiſſe Geſetze, binden mögte, welche fähig wären, das menſchliche Geſchlecht in Ruh und Ordnung zu erhalten. Iſt es nicht wahr, daß kluge Leute eine

ſolche Verfaſſung aller Orten zum Grund der ganzen Geſellſchaft geleget haben?

Coriolanus. Es iſt wahr.

Camillus. Dieſe Verfaſſung war nöthig.

Coriolanus. Dieſes iſt auch wahr.

Camillus. Sie iſt nicht allein klug, gerecht, und für ſich ſelbſt, ſondern ſie iſt auch befeſtiget durch den Beyfall aller, oder doch der meiſten Völcker. Iſt ſolche für das menſchliche Leben nöthig, ſo ſind diejenige Menſchen widerſpänſtig und unvernünftig, die ſolche verwerfen.

Coriolanus. Ich geb es zu, aber es iſt nur willkührlich.

Camillus. Dasjenige, was den Grund der menſchlichen Geſellſchaft ausmacht, und zum Frieden und zur Sicherheit unumgänglich erfordert wird, ziehet ſeinen Urſprung aus der vernünftigen Natur ſelbſt, und iſt mit nichten willkührlich; Alſo iſt dieſe Ordnung keine Erfindung, nur ſchwache Gemüther zu lencken; ſie iſt vielmehr ein nöthiges Band, die Menſchen in einer guten Verfaſſung und in der Eintracht unter ſich zu erhalten. Es iſt alſo wahr, daß die Vernunft, welche die weſentliche Natur der vernünftigen Geſchöpfe ausmacht, ihnen auflegt, daß ſie ſich denen Geſetzen und gewiſſen Menſchen, welche die Stelle der erſten Geſetzgebern vertreten, unterwerfen ſollen: Mit einem Wort, daß ſie gehorſamen, daß ſie alleſamt zum gemeinen Beſten ſich vereinigen, daß ſie ihrer Freyheit nicht anders ſich bedienen, als nach der Vernunft, um die Geſellſchaft dadurch zu beſtärcken, und vollkommener zu machen. Sehet, dieſes nenn ich einen

guten Bürger abgeben, das Vaterland lieben, und dem gemeinen Weſen vorſtehen.

Coriolanus. Ihr, der ihr mich beſchuldiget, daß ich ſo fein mich heraus gelaſſen hätte, ſeyd noch viel feiner, als ich.

Camillus. Mit nichten! Laßt uns, wenn es euch beliebt, die Sache nur Stück-weis betrachten: Durch welchen Satz hab ich euch ein Blendwerck vorgemacht? Iſt nicht die Vernunft die Natur eines Menſchen? iſt ſie nicht wahrhaftig?

Coriolanus. Ja, ohne Zweifel.

Camillus. Der Menſch iſt nicht frey, wieder die Vernunft anzugehen. Was ſagt ihr mir hierauf?

Coriolanus. Ich ſehe kein Mittel, wie man ſich ihr widerſetzen kan.

Camillus. Die Vernunft will, daß man geſellig lebe, und folglich nach einer gewiſſen Ordnung. Antwortet!

Coriolanus. Ich glaube ſolches, wie ihr.

Camillus. Es müſſen alſo gewiſſe unverletzbare Regeln in der menſchlichen Geſellſchaft gelten, welche der Menſch Geſetze nennet; und gewiſſe Leute, welche Handhaber der Geſetze ſind, die man Obrigkeiten nennet, um diejenige, welche ſolche verletzen, zu beſtrafen: dann ſonſt würden ſo viele Regierungs-Arten ſich äuſſern, als es Köpfe geben, und die ungeſchickteſte Köpfe würden diejenige ſeyn, die am erſten trachten würden, Sitten und Geſetze übern Hauffen zu ſchmeiſſen, um, wo nicht zu herrſchen, doch nach ihrem Eigendünckel zu leben.

Coriolanus. Alles dieſes iſt klar.

Camillus. Die vernünftige Natur bringt es alſo mit ſich, ſeine Freyheit denen Geſetzen und Obrigkeiten derjenigen Geſellſchaft zu unterwerfen, in welcher man lebet.

Coriolanus. Dieſes iſt auch wahr; allein, man hat die Freyheit ſolche Geſellſchaft zu verlaſſen.

Camillus. Wo jeder die Freyheit hat, die ſeinige, darinnen er gebohren iſt, zu verlaſſen, ſo würde gar bald keine ordentliche Geſellſchaft mehr in der Welt ſeyn.

Coriolanus. Wie ſo?

Camillus. Sehet hier! weil die Anzahl der übelgeſinnten Köpfe die gröſte iſt, ſo würden alle dieſe übelgeſinnte Köpfe glauben, ſie könten das Joch ihres Vaterlandes von ſich ablegen, und ſich anderswo hinbegeben, um, nach ihrem Gutdüncken, ohne Regel und ohne Joch zu leben. Dieſe gröſere Menge wird alſo Meiſter-los werden, und bald aller Orten die Obrigkeitliche Macht gar übern Hauffen werfen. Sie werden endlich gar anderswo Waffen ſuchen, und ſolche gegen ihr eigen Vaterland gebrauchen. Von dieſem Augenblick iſt keine bürgerliche Geſellſchaft mehr, die ſicher und beſtändig ſeyn mag; Auch würdet ihr die Geſetze und die Verfaſſung des gemeinen Weſens, welche, nach eurer eigenen Geſtändniß, die Vernunft für nöthig hält, niederreiſſen, um einer wilden Freyheit, oder vielmehr dem frechen Muthwillen der thörigſten und böſeſten Menſchen den Ziegel ſchieſſen zu laſſen, als welche ihre Freyheit nur darinn beſtehen machen, wann ſie ungeſtraft alle Vernunft und Geſetze verſpotten können.

Coriolanus. Ich ſehe nun wohl die ganze Folge von euren Sätzen ein, und ich beginne ihnen Beyfall zu geben.

Camillus. Füget hinzu, daß, nachdem dieſe Verfaſſung der Republicken und Geſetzen, durch die Zuſammenſtimmung und durch die allgemeine Gewohnheit des menſchlichen Geſchlechts, einige viehiſche und wilde Völcker ausgenommen, iſt beſtätiget worden; ſo hat ſich von undencklichen Zeiten her, gleichſam die ganze menſchliche Natur, durch eine unumgängliche Nothwendigkeit, denen Geſetzen unterworfen: die Thoren und böſe Menſchen ſelbſt, wann ſie nicht ganz und gar alle Vernunft verlohren haben, ſpüren und erkennen dieſe Nothwendigkeit eines geſelligen Lebens und denen Geſetzen unterworfen zu ſeyn.

Coriolanus. Ich verſtehe es wohl, und ihr wollet, daß man gegen das Vaterland, indem es ein ſolches heiliges und unverletzbares Recht hat, nicht die Waffen ergreiffen dürfte.

Camillus. Ich will ſolches nicht allein, ſondern es will ſolches auch die Natur. Als Volumnia, eure Mutter, und Vetturia, eure Frau, euch für Rom ſprachen, was ſagten ſie euch, was empfandet ihr im Grund eures Herzens?

Coriolanus. Die Natur, es iſt wahr, redete mir für meine Mutter; aber ſie redete mir nicht auf gleiche Art für Rom.

Camillus. Nun wohl, eure Mutter ſprach euch für Rom, und die Natur ſprach euch durch den Mund eurer Mutter; Sehet hier die natürliche Banden, die uns an das Vaterland heften. Kontet ihr eine Stadt angreiffen, darinn eure

Mütter, alle eure Verwandte, und alle eure Freund waren, ohne die Rechte der Natur zu verletzen? Ich verlange darüber keinen Vernunft-Schluß, ich beruffe mich auf eure bloſe Empfindung, ohne euren Verſtand zu Rath zu ziehen.

Coriolanus. Es iſt wahr; Man handelt wider die Natur, ſo oft man wider ſein Vaterland ſtreitet; allein, wenn es nicht erlaubt iſt, daſſelbe anzugreifen, ſo werdet ihr mir doch zugeben, daß es erlaubet ſey, daſſelbe zu verlaſſen, wann es ungerecht und undanckbar iſt.

Camillus. Nein, ich werde ſolches niemal zugeben; Wenn es euch vertreibet, oder euch verwirft, ſo könnet ihr anderwärts eure Sicherheit ſuchen. Man gehorſamet, indem man ſich wegbegiebt, wann es uns verjaget; Nichts deſtoweniger muß man auch entfernt von demſelben, ſolches verehren, deſſen Wohlfahrt wünſchen, und bereit ſeyn, wieder nach demſelben zurück zu kehren, um ſolches zu vertheidigen, und für daſſelbe ſein Leben zu laſſen.

Coriolanus. Woher nehmet ihr doch alle dieſe ſchöne Ideen des Heldenthums? Als mein Vaterland mich verläugnete, und mir in nichts verpflichtet ſeyn wolte, war zwiſchen uns das Band zerriſſen. Ich verläugnete es meines Orts wieder, und fande mich ihm auch weiter nicht mehr verpflichtet.

Camillus. Ihr habt ſchon vergeſſen, daß wir das Vaterland an die Stelle unſerer Eltern geſetzt haben, und daß es über uns die Macht der Geſetze hat; Wo dieſes nicht wäre, ſo würde

keine

keine beſtändige, noch ordentliche Geſellſchaft ſich auf Erden finden.

Coriolanus. Es iſt wahr; ich verſtehe, daß man diejenige Geſellſchaft, darunter wir ſind gebohren, erzogen und genähret worden, als eine wahrhaftige Mutter betrachten ſoll, und daß ſolche ſo groſe Rechte über uns erlanget, durch unſere Verwandte und Freunde, die ſie in ihrem Schooſe nähret. Ich will wohl, daß man ihm dasjenige ſchuldig ſey, was man einer Mutter ſchuldig iſt, aber ....

Camillus. Wann meine Mutter mich verlaſſen, und übel gehalten hätte, könte ich ſie erkennen, und gegen ſie ſtreiten?

Coriolanus. Nein, aber ihr würdet ...

Camillus. Kont ich ſie verachten, und ſie verlaſſen, wenn ſie zu mir käme, und mir zeigte, wie leid es ihr wäre, daß ſie mich übel gehalten hätte?

Coriolanus. Nein.

Camillus. Man muß alſo jederzeit bereit ſeyn, die Empfindungen der Natur für ſein Vaterland wieder anzunehmen, oder vielmehr, man muß ſie nie verliehren, und immer zu deſſen Dienſten ſich bereit halten, wann ſich darzu ein Weg eröfnet.

Coriolanus. Ich bekenne, daß dieſe Parthie mir die beſte ſcheinet; allein, der Hochmuth und der Verdruß eines Menſchen, den man auf das äuſerſte gebracht hat, laſſen ihm nicht ſo viele Uberlegungen machen.

Das Römiſche Volck trat in ſeinem Ubermuth die edle Geſchlechter mit Füſſen. Ich konte eine ſolche unwürdige Auffũhrung nicht dulten, der raſen-

de Pöbel zwang mich, zu denen Volſciern mich zu begeben. Als ich da war, bewegte mich ſowohl die Rache, als die Begierde, mich bey denen Feinden der Römer in Anſehen zu bringen, die Waffen gegen meine Lands-Leute zu führen: du haſt mich erkennen machen, mein lieber Fabius, daß ich hätte meine Widerwärtigkeit gedultig ertragen ſollen.

Camillus. Wir haben hierunten verſchiedene Schatten von groſen Männern, die dasjenige, was ich euch ſage, gethan haben. Themiſtocles, nachdem er den Fehler begangen hatte, nach Perſien zu gehen, wolte lieber ſterben, und ſich durch das Blut der Stiere, welches er tranck, und damit ſich vergiftete, umbringen, als dem König von Perſien wider die Athenienſer dienen. Scipio, als ein Uberwinder von Africa, da man ihm zu Rom wegen ſeinem Bruder, den man beſchuldigte, er hätte in dem Krieg gegen den Antiochus Geld genommen, verächtlich begegnete, verfügte ſich nach Linternum, wo er ſeine übrige Tage in der Einſamkeit zubrachte; weil er ſich nicht entſchlieſſen konte, weder mitten unter einem undanckbaren Volck in ſeinem Vaterland zu leben, noch diejenige Treue zu brechen, mit welcher er demſelben verbunden war. Sehet, was wir von ihm vernommen haben, ſeit dem er hier unten in des Pluto Reich ankommen iſt.

Coriolanus. Ihr führet die Exempel von andern an, und ſaget nichts von eurem eigenen, welches das ſchönſte von allen iſt.

Camillus. Es iſt wahr; die Ungerechtigkeit, die man mir angethan hat, machte mich unnützlich. Die andre Hauptleute haben ſogar all ihr Anſehen

hen verlohren: man thate nichts, als dem Pöbel ſchmeicheln, und ihr wiſſet, wie traurig es um das gemeine Weſen ſtehet, wo diejenige, welche regieren, ſich mit allerhand hochmüthigen und eiteln Hofnungen weiden. Die Gallier, denen man das gegebene Wort nicht gehalten hatte, gewannen auf einmal die Schlacht bey Alia; Hätten ſie ihren Sieg zu verfolgen gewußt, ſo wär es um Rom gethan geweſen. Ihr wißt, daß unſere Jugend ſich ins Capitolium ſchloß, und daß die Raths-Herren ſich auf ihre Stühle ſaſſen, auf welchen ſie getödtet wurden. Es iſt nicht nöthig, euch das übrige zu erzehlen, ihr habt es hundertmal vernommen. Hätte ich nicht meine Rache erſtickt, um mein Vaterland zu retten, ſo wär alles ohne Hofnung verlohren geweſen. Ich war zu Ardea, da ich von Roms Gefahr die Nachricht erhielt; ich ſezte deswegen die Ardeaner in Waffen; Ich erfuhr durch Spionen, daß die Gallier, welche ſchon den Meiſter ſpielten, in dem Wein und der Schwelgerey erſoffen waren. Ich überfiel ſie die Nacht, ſie erlitten eine groſe Niederlage: darüber erwachten die Römer, wie Leute, die aus dem Grabe erwecket werden, und erſuchten mich, ihr Oberhaupt zu ſeyn. Ich gab ihnen zur Antwort: Daß ſie nicht das Vaterland vorſtellen könten, daß ich ſie auch mit nichten erkennete, und daß ich darüber den Entſchluß der jungen Patricien erwarten müſte, welche im Capitolio wären, indem dieſe noch den wahren Cörper von der Republic ausmachten; ja daß ſie nur diejenige noch alleine wären, denen ich zu gehorſamen hätte, um mich an

die Spitze ihrer Trouppen zu ſtellen. Dieſe erwählten mich darauf zu ihrem Dictator: die Gallier wurden indeſſen durch Seuch und Kranckheiten aufgerieben, nachdeme ſie ſieben Monat lang das Capitolium belagert hatten. Der Friede wurde darauf gemacht, und mittlerweile, daß man das Geld wog, um ihren Abzug zu befördern, erſchien ich, und gab den Römern ihr Geld wieder. Wir erhalten unſere Stadt nicht mit Gold, ſprach ich zu den Galliern, ſondern mit Waffen: alſo macht euch fort! Sie, ganz erſchrocken, packten den andern Tag auf; Ich fiel ihnen in den Rücken, und lieferte ihnen eine groſe Niederlage.

Das XXXII. Geſpräch.

Camillus
und
Fabius Maximus.

Die Grosmuth und Aufrichtigkeit ſind in der Politic nützlicher, als Verſchlagenheit und liſtige Griffe.

Fabius.

Die drey Richter mögen uns die Stelle anweiſen, weil ihr mir nicht weichen wollet; ſie mögen urtheilen, und ich halte ſie für ſattſam gerecht, die groſe Thaten im Puniſchen Krieg, wo die Republic ſchon mächtig, und von allen fremden Völckern bewundert wurde, denen

kleinen

kleinen Kriegen der Stadt Rom, da man ſich nur vor ihren Thoren herum ſchlug, vorzuziehen.

Camillus. Sie werden nicht viel Mühe haben, den Unterſcheid zwiſchen einem Römer, der fünfmal Dictator, obgleich niemals Burgermeiſter geweſen iſt, der viermal triumphiret, und der den Titul des zweyten Stifters verdienet hat; und zwiſchen einem andern Mitbürger zu machen, der nichts gethan hat, als liſtig zaudern, und für dem Hannibal fliehen.

Fabius M. Ich habe mehr als den Titel des zweyten Stifters von Rom verdienet; denn Hannibal und die ganze Macht der Carthaginenſer hatte weit mehr zu ſagen, als der Einbruch barbariſcher Völcker, die ihr zerſtreuet habt. Ihr würdet zimlich Mühe haben, wenn ihr Vejes, ſo nur ein Dorf war, mit der prächtigen und kriegeriſchen Stadt Tarent vergleichen woltet, die ein andres Lacedemon, und von dieſer die Pflanz-Städte geweſen war.

Camillus. Die Belagerung von Vejes war denen Römern wichtiger, als diejenige von Tarent. Es komt nicht auf die Gröſe des Orts an, ſondern auf den Schaden, ſo dadurch Rom zuwuchſe. Vejes war damals nach ſeiner Beſchaffenheit für das wachſende Rom mächtiger, als Tarente, nachdem Rom in der Folge der Zeit an Macht und Reichthum zugenommen hatte.

Fabius M. Aber Vejes, das kleine Städtgen, koſtete euch gleichwohl zehen Jahr, um es einzunehmen. Die Belagerung dauerte ſo lang, als die von Troja; Auch hieltet ihr nach dieſer Eroberung euren Einzug in Rom auf einem

Triumph-

Triumph-Wagen, der von vier weiſſen Pferden gezogen wurde; Ihr mußtet ſogar Gelübde thun, um zu eurem ſo groſen Zweck zu gelangen; Ihr verſprachet denen Göttern den zehenden Theil von der Beute. Auf dieſes Wort lieſſen ſie euch die Stadt einnehmen; ſo bald ihr aber davon Meiſter waret, vergaſſet ihr eure Wohlthäter, und gabet alles denen Soldaten preiß, da doch billig die Götter den Vorzug hätten haben ſollen.

Camillus. Man begehet dergleichen Fehler ohne böſen Vorſatz, indem man von der Hitze des Sieges mit fortgeriſſen wird; dargegen bezahlte das Römiſche Frauenzimmer meine Gelübde: dann ſie gaben alles Gold von ihren Jubelen, und lieſſen davon einen goldenen Becher machen, der acht Talente wog, welcher dem Tempel zu Delphis geopfert und geweyhet wurde: Der Rath befahl deßwegen, daß man einer jeden von dieſen grosmüthigen Frauen nach ihrem Tod eine Lob-Rede halten ſolte.

Fabius Maxim. Ich billige dieſes ihr Lob; aber nicht das eurige. Ihr habt gegen euer Gelübde gehandelt, und ſie haben ſolches erfüllet.

Camillus. Man kan mich ſonſt nicht beſchuldigen, daß ich jemals vorſetzlicher Weiſe etwas gegen Treu und Redlichkeit ſolte gethan haben. Ich habe davon ein gutes Kennzeichen gegeben.

Fabius M. Ich ſehe ſchon wieder von ferne unſern Schulmeiſter ankommen.

Camillus. Laßt euch dieſes nicht zum Geſpötte dienen; der Schulmeiſter macht mir viel Ehre. Die Phalerianer hielten, nach Art der Griechen, einen gelehrten Mann, um ihre Kinder gemeinſchaftlich

ſchaftlich zu unterweiſen, damit die Geſellſchaft, der Eifer nnd die Lehren, die zm Beſten des gemeinen Weſens dienen, ſie noch mehr zu Kindern der Republic, als ihrer Eltern, machen mögten. Der Verräther komt, und überliefert mir die ganze Jugend der Phalerianer. Es kam alſo nur auf mich an, dieſes Volck unter mein Joch zu bringen, da ich ſo koſtbare Geiſel in Händen hatte; allein ich hatte einen Abſcheu, beydes an dem Verräther und an der Verrätherey. Ich machte es nicht, wie diejenige, die nur halb ehrlich ſind, und welche die Verrätherey lieben, ob ſie gleich die Verräther ſelbſt verfluchen; Ich bebefahl dem Profoſen, dem Schulmeiſter die Kleider zu zerreiſſen, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden, und hieß die Kinder ihn mit Ruthen in dieſer Geſtalt wieder in ihre Stadt zurückpeitſchen. Heißt dieſes redlich ſeyn? ſaget mir, was haltet ihr davon, Fabius?

Fabius. M. Ich halte dieſe That für ſchön, und ſie macht euch mehr Ruhm, als die Eroberung Vejes.

Camillus. Wiſſet ihr aber, was darauf folgte? Solches zeiget, welche Würckung die Tugend nach ſich ziehet, und wie weit die Grosmuth in der Politic ſelbſt der Liſt vorzügehen pfleget.

Fabius M. Iſt es nicht, daß die Phalerianer, durch eure Redlichkeit gerühret, euch Geſandten ſchickten, um ſich und ihre Stadt euch zu übergeben, ſagende: daß ſie für ihr Vaterland nichts beſſer zu thun wüßten, als ſolches einem ſo gerechten Mann, der die Laſter verabſcheuet, zu unterwerfen.

Camillus.

Camillus. Es iſt wahr; allein ich ſchickte ihre Geſandten nach Rom, damit der Rath und das Volck darüber erkennen mögten.

Fabius M. Ihr fürchtetet den Neid und die Eiferſucht eurer Mitbürger.

Camillus. Hatte ich ſolches nicht Urſach? Je mehr man ſich der Tugend vor andern befleiſſet, je mehr hat man ihre Eiferſucht zu befürchten: Uberdem, ſo war ich auch dieſe Ehrerbietung der Republic ſchuldig; allein, man wolte nicht darüber ſprechen; man verwies mich wieder an die Geſandten, und ich brachte die Sache zu Ende, wie ich ſie angefangen hatte, nemlich mit Grosmüthigkeit. Ich ließ die Phalerianer in Freyheit, ſich ſelbſt nach ihren Geſetzen zu regieren, und machte mit ihnen einen billigen Frieden, der noch überdem ihrer Stadt Ehre brachte.

Fabius M. Wie ich vernommen habe, ſo waren eure Soldaten auf dieſen Frieden ſehr übel zu ſprechen, dann ſie hatten ſich auf eine gute Beute Hofnung gemacht.

Camillus. Solt ich nicht Roms und meine eigene Ehre der Gierigkeit der Soldaten vorziehen?

Fabius M. Ich habe nichts dargegen. Aber laßt uns wieder auf unſere Frage kommen! Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich ſolche Kennzeichen von Redlichkeit gegeben habe, die noch diejenige, wegen eures Schulmeiſters, übertreffen.

Camillus. Nein, mir ſind ſolche nicht bewußt, und ich kan mir ſolche auch nicht einbilden.

Fabius Max. Ich hatte mit dem Hannibal verabredet, daß man die Gefangene beyderſeits

gegen einander auswechſeln ſolte, und daß diejenige, die könten ausgewechſelt werden, ſolten mit zwey hundert und funfzig Dragma, Mann für Mann, gelöſet werden. Da die Auswechſelung vorbey war, fande man, daß noch 250. Römer über die Zahl der Carthaginenſer übrig waren, welche muſten mit Geld gelöſet werden. Der Rath mißbilligte meinen gemachten Vergleich, und wolte nicht zahlen; Ich ſandte darauf meinen Sohn nach Rom, ließ mein Guth verkauffen, und zahlte alſo das Löſe-Geld, welches der Rath nicht geben wolte, aus meinem eigenen Vermögen. Ihr waret nur auf Unkoſten der Republic freygebig; ich aber war es auf meine eigene Koſten. Ihr waret es nur mit Ubereinſtimmung des Raths; ich aber war es gegen den Rath ſelbſten.

Camillus. Es komt einem wackern Mann nicht ſchwer an, ein wenig Geld aufzuopfern, um damit ſich eine groſe Ehre zu erwerben; Was mich anlangt, ſo hatte ich meine Großmuth darinn bewieſen, daß ich mein undanckbares Vaterland gerettet habe: ohne mich würden die Gallier euch keine Stadt Rom zu vertheidigen übrig gelaſſen haben. Komt, laſſet uns zum Minos gehen, damit ſich unſer Rang-Streit endigen möge.

Das XXXIII. Geſpräch.

Fabius Maximus und Hannibal.

Ein General muß ſeinen Ruhm dem gemeinen Beſten aufopfern.

Hannibal.

Ich habe euch manche böſe Täge, und manche böſe Nächte gemacht. Iſt es nicht wahr?

Fabius Maximus. Es iſt wahr; ich habe aber mich zu rächen gewußt.

Hannibal. Nicht ſonderlich; Ihr thatet nichts, als euch vor mir zurück ziehen, und unzugängliche Lagerſtätten in den Gebürgen ſuchen; Ihr waret gleichſam immerfort in den Wolcken. Dieſes hieß die Ehre der Römer ſchlecht empor bringen, da ihr euch ſo furchtſam erwieſet.

Fabius Maximus. Man muß die Nothdurft beſorgen. Nach ſo vielen verlohrnen Schlachten, würde der Untergang von Rom darauf geſtanden ſeyn, wo ich mich in mehrere würde eingelaſſen haben. Ich muſte unſeren Soldaten Zeit laſſen, wieder Herz zu faſſen; ſie an eure Waffen, an eure Elephanten, an eure Hinterliſtigkeiten, an eure Schlacht-Ordnungen gewöhnen; Ich muſte euch in denen Wohllüſten von Capua verzärteln laſſen, und darauf paſ-

ſen, bis ihr eure Kräfte würdet erſchöpfet haben. (*)

Hannibal. Unterdeſſen aber hattet ihr doch wenig Ehre davon, daß ihr euch ſo furchtſam erweiſet. Schlechte Hülfe für das Vaterland, da ein Feld-Oberſter ſich ſo zaghaft bezeigte, daß, er ſich nichts zu unternehmen getrauet; der, wie ein Haſe, für ſeinem eigenen Schatten erſchrickt; der keinen Felſen nicht hoch genug findet, um ſolchen mit ſeinen für Furcht zitternden Truppen zu erklettern. Dieſes unterhielte die Zaghaftigkeit in eurem Lager, und vermehrte die Herzhaftigkeit in dem meinigen.

Fabius M. Es war gleichwohl beſſer auf dieſe Weiſe ſeiner Ehre etwas zu vergeben, als wie Terentius Varro in der Schlacht bey Cannes das edelſte Blut der Römer aufopfern. Was zur Rettung des Vaterlandes dienet, und die Siege der Feinde kan unnützlich machen, iſt der Ehre eines Feld-Oberſten mit nichten nachtheilig: Man ſiehet, daß er die gemeine Wohlfahrt ſeinem eigenen Ruhm hat vorgezogen, welche ihm lieber iſt, als ſein Leben, und dieſe Aufopferung ſeines eigenen Ruhms ſoll ihm einen noch weit gröſeren zuwegen bringen. Auch iſt hier nicht die Frage von Ruhm

(*) Im Krieg wird insgemein mehr mit dem Kopf, als mit der Fauſt ausgerichtet. Das Exempel der Römer beweiſet ſolches zur Genüge. Wir Teutſchen müſſen ein gleiches von unſern gefährlichen Nachbarn, denen Franzoſen, bekennen. Wenn wir mit unſern Waffen auch noch ſo viel erhielten, ſo gieng doch zulezt der ganze Proceß, mit ſamt denen Unkoſten, verlohren.

und Ehre; es betrift nur allein die unbeſonnene Nachreden gewiſſer tadelſüchtigen Leute, die keine zulängliche Begriffe haben, wie man auf ſolche langſame Art, dem Feind die gröſte Vortheile abgewinnen kan. Man muß die Leute reden laſſen, welche nur auf das gegenwärtige, und was in die Augen leuchtet, ſehen. Wann ihr durch eure Gedult die Sache habt gut gemacht, ſo werden diejenige Leute, die euch am meiſten geſcholten haben, die Erſten ſeyn, um euch zu loben. Man urtheilet nur, nachdem die Sachen ausfallen; ſinnet nur darauf, wie ihr wolt glücklich ſeyn: erlangt ihr dieſen Zweck, ſo werden ſie euch mit Ruhm überhäuffen.

Hannibal. Was woltet ihr aber, daß eure Bundsgenoſſen von euch dencken ſolten?

Fabius M. Ich ließ ſie dencken, was ſie wolten; Wenn ich nur Rom errettete, ſo kont ich mir leicht die Rechnung machen, daß alle ihre Beſchuldigungen wegfallen würden, ſo bald ich von euch Meiſter ſeyn würde.

Hannibal. Von mir? Ihr habt nicht ein einzig mal dieſe Ehre gehabt. Ich zeigte, wie ich alle eure Kriegs-Wiſſenſchaft verlachen konte; dann ich machte euch mit dem Feuer, ſo ich an die Hörner einer groſen Menge Ochſen binden ließ, ein ſchönes Gegenſpiel, und brach des Nachts auf, da ihr euch einbildetet, ich ſtünde vor eurem Lager.

Fabius M. Dergleichen Liſt verurſachet wohl in der Welt einige Bewunderung; allein, damit wurde die Sache unter uns noch nicht entſchieden. Mit einem Wort, ihr könnet nicht läugnen, daß

daß ich euch geſchwächt; daß ich Plätze erobert; daß ich die Römiſche Völcker erhalten, und daß, wo nicht der Jüngſte von denen Scipionen dieſe Ehre mir weggenommen hätte, ich euch aus Italien würde vertrieben haben. Scipio würde damit nicht zu Stand gekommen ſeyn, wenn nicht Rom durch die Weisheit eines Fabius wäre gerettet worden. Höret demnach auf eines Menſchen zu ſpotten, der, indem er ſich vor euch ein wenig zurückzog, die Urſach war, daß ihr ganz Italien räumen, und den Untergang vor Carthago befördern mußtet. Es komt nicht darauf an, wenn man durch einen glücklichen Anfang ſich bewundern macht. Die Haupt-Sache iſt, wohl endigen.

Das XXXIV. Geſpräch.

Radamantes, Cato, der Cenſor, und Scipio, der Africaner.

Die gröſte Tugenden werden durch ein verdrießliches und ſtörriſches Weſen verdorben.

Radamantes.

WEr biſt du dann, du alter Römer? Sage mir deinen Namen. Du haſt ein böſes Geſicht, du ſieheſt ſehr murriſch und widerwärtig aus: du gleichſt einem häßlichen Rothbart. Ich glaube wenigſtens, daß du ein

ſolcher in deiner Jugend geweſen biſt. Du biſt, wann ich mich anders nicht betrüge, wohl hundert Jahr alt geweſen, da du ſtarbſt.

Cato. Nein, ich hatte nicht mehr, als neunzig, und ich finde, daß mein Leben ſehr kurz war: dann ich lebte ſehr gern, und ich genoß einer vollkommenen Geſundheit. Ich nenne mich Cato. Haſt du dann nichts von mir reden gehöret? von meiner Weisheit, von meiner Herzhaftigkeit gegen die Böſen?

Radamantes. O! ich erkenne dich ohne Müh, nach der Beſchreibung, die man mir von dir gemacht hat. Ja, ja, du biſt derſelbe. Ein Mann, der immer gewohnt war, ſich zu rühmen, und andere mit einer beiſſenden Anzüglichkeit durchzulaſſen. Aber ich habe einen Zwiſpalt, unter dir und dem groſen Scipio, der den Hannibal überwunden hat, auszumachen. Hola! Scipio, komt hurtig hieher! Cato iſt endlich ankommen. Ich will alſobald über euren alten Zwiſt das Urtheil fällen. Komt, daß ein jeder ſeine Sache vorbringe.

Scipio. Meines Orts hab ich mich über die boshafte Eiferſucht des Cato zu beſchweren: ſie hatte etwas ungemein niederträchtiges für einen ſo berühmten Mann. Er vereinigte ſich mit dem Fabius Maximus, und wurde nur deswegen ſein Freund, um wider mich anzugehen. Er wolte meinen Zug nach Africa hintertreiben: ſie waren beyde furchtſam in ihrer Politic: zudem, ſo verſtunde Fabius nichts beſſer, als ſeine alte Schliche, im Krieg zu zaudern, Schlachten zu vermeiden, in denen Wolcken ſich zu lagern, und ſo

lange

lange zu trändlen, bis die Feinde ſich ſelber aufzehreten. Cato, der aus Schulfuchſerey die alte Leute liebte, verband ſich mit dem Fabius, und war deswegen eiferſüchtig über mich, weil ich jung und herzhaftig war. Aber die Haupt-Urſach ſeines Eigenſinnes war ſein Geitz. Er wolte, daß man den Krieg mit ſolcher Sparſamkeit führen ſolte, als er ſein Kraut und ſeine Zwibeln pflanzte. Ich, für mein Theil, war der Meynung, den Krieg mit Ernſt zu führen, um ihn deſto hurtiger mit Vortheil zu endigen, und daß man nicht ſowohl die Koſten, als meine Thaten, betrachten ſolte. Der arme Cato war ganz troſtlos, dann er wolte immer den Staat, wie ſein kleines Rauch-Neſt regieren, und die Schlachten fein wohlfeil gewinnen. Er ſahe nicht, daß die Anſchläge des Fabius keinen Fortgang haben konten. Niemals hätte er den Hannibal wieder aus Italien getrieben. Hannibal war ſo ſchlau, daß er auf Unkoſten des Landes darinn zu zehren, und dabey ſeine Bundsgenoſſen zu erhalten wußte. Er würde auch noch immer friſche Truppen über Meer aus Africa haben kommen laſſen. Hätte Nero nicht den Asdrubal geſchlagen, bevor er zu ſeinem Bruder hätte ſtoſſen können, ſo wäre alles verlohren geweſen. Fabius, der Trändler, hätte weiter ſich nicht zu helfen gewußt; Rom würde endlich auch durch die Nähe eines ſolchen Feindes zu Grunde gegangen ſeyn. Cato fand es unterdeſſen doch nicht nöthig, mit einer Heers-Macht den Krieg, welchen Hannibal in Italien führte, nach Carthago hinüber zu ſpielen. Ich begehre alſo, daß man mir, in Anſehung desje-

nigen, worinn Cato gegen mich Unrecht hat, und wegen ſeinen Verfolgungen gegen meine Familie, Gerechtigkeit wolle angedeyen laſſen.

Cato. Jch aber, begehre eine Vergeltung, daß ich die Gerechtigkeit und die gemeine Wohlfahrt gegen deinen Bruder geſchützet habe, der ein Rauber war. Laſſet uns den Krieg in Africa beyſeit geſetzt ſeyn, wo du mehr glücklich, als weiſe wareſt; und ſage mir, ob es nicht eine unwürdige Sache war, daß du deinem Bruder das Amt eines Heerführers in der Republic zuwegen brachteſt, der darzu doch ganz und gar untüchtig war? Du verſpracheſt ihm zu folgen, und unter ihm zu dienen. Du wareſt deſſen Lehrmeiſter in dem Krieg gegen Antiochus. Dein Bruder begieng alle Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten. Du thateſt darüber die Augen zu, um ſolche nicht zu ſehen. Die brüderliche Liebe hatte dich blind gemacht.

Scipio. Wie ſo! wurde dieſer Krieg dann nicht mit Ruhm zu Ende gebracht? Der groſe Antiochus wurde geſchlagen, verjaget, und von denen Küſten von Aſien abgetrieben. Dieſer war der lezte Feind, der uns noch die höchſte Gewalt konte ſtrittig machen. Nach ihm fielen alle Königreiche, eines nach dem andern, zu der Römer Füſſen.

Cato. Es iſt wahr, daß Antiochus uns hätte können vieles in Weg legen, wenn er denen Rathſchlägen des Hannibals gefolget wär; Aber er thate nichts, als ſich luſtig machen, und mit ſchändlichen Wohllüſten ſich entehren. Er heyrathete in ſeinen hohen Jahren eine junge Grie-

chin. Philopomenes ſagte damals, daß, wenn er wär das Haupt der Achåer geweſen, ſo hätte er ohne Müh das ganze Heer des Antiochus wollen zunichte machen, indem er ſolches in denen Weinſchencken würde überfallen haben. Dein Bruder, und du ſelbſt, Scipio, hatten alſo eine leichte Sache, Feinde zu überwinden, die ſich ſelbſt durch ihre Schwelgerey euch preiß gaben.

Scipio. Antiochus hatte doch gleichwohl eine fürchterliche Macht auf den Beinen.

Cato. Doch laßt uns wieder auf unſere Haupt-Sache kommen! Lucius, dein Bruder, hat er nicht geraubet, geplündert, und das Land verwüſtet? Kanſt du wohl ſagen, daß er wie ein redlicher Mann ſeiner Würde vorgeſtanden habe?

Scipio. Du hatteſt gegen ihn, nach meinem Tod, die Härtigkeit, ihn zu einer Geld-Strafe zu verdammen, und haſt ihn gar wollen durch die Häſcher laſſen aufheben.

Cato. Er hatte ſolches verdienet. Und hatteſt du nicht . . . .

Scipio. Was mich anlangt, ſo ergriff ich beherzt meine Parthie, da ich ſah, daß das Volck ſich gegen mir wendete. An ſtatt, auf die Anklage zu antworten, ſagte ich: Laſſet uns auf das Capitolium gehen, und denen Göttern Danck ſagen, daß ich an einem ſolchen Tag, wie dieſer, den Hannibal und die Carthaginenſer überwunden habe. Hierauf traute ich dem Glück nicht mehr. Ich verfügte mich nach Linternum in eine ruhige Einſamkeit, entfernt von einem ſo undanckbaren Vaterland, verehret und werthgeſchätzt von allen rechtſchaffenen Leuten, und er

wartete daſelbſt den Tod als ein Philoſophus. Sehet, was Cato, der gehäßige Cenſor, mich zu thun genöthiget hatte. Sehet, warum ich hier Recht verlange.

Cato. Du verweiſeſt mir eine Sache, die mir ſo viel Ehre macht. In Anſehung der Gerechtigkeit verſchonte ich niemand. Ich machte die vornehmſte Römer zittern. Ich ſah wie die böſe Sitten durch Hochmuth und Uppigkeit täglich überhand nahmen. Zum Exempel: Kan man mir ein unſterbliches Lob verſagen, da ich den Lucius Quintus aus dem Rath ſtieß, der zum Burgermeiſter war gemacht worden, und der ein Bruder des T. Q. Flammius war, welcher den Macedoniſchen König Philippus überwunden hatte, und welcher die Grauſamkeit begieng, einen Menſchen für einen jungen Knaben tödten zu laſſen, den er liebte, nur um deſſen Curioſität durch ein ſo abſcheuliches Schauſpiel zu vergnügen?

Scipio. Ich bekenne, daß dieſe Handlung gerecht war, und daß du öfters das Laſter geſtraft haſt. Allein du wareſt gar zu heftig gegen jedermann; und wann du etwas gutes verrichtet haſt, ſo rühmteſt du dich deſſen allzu grob. Erinnerſt du dich noch, daß du ehemalen ſagteſt: Dir wäre Rom noch mehr ſchuldig, als du ihm? Dieſe Worte lauten ſehr lächerlich in dem Munde eines ernſthaften Mannes.

Radamantes. Was antworteſt du, Cato, auf dasjenige, was er dir verweiſet.

Cato. Daß ich in der That die Römiſche Republic gegen die Weichlichkeit und den Pracht der

der Weiber, welche die gute Sitten verdarben, erhalten habe: daß ich die Groſen genöthiget habe, ſich denen Geſetzen zu unterwerfen: daß ich ſelber thate, was ich andern lehrte, und daß die Republic mich nicht, wie ſie ſolte, gegen diejenige Leute ſchützete, welche nur deswegen mir feind waren, weil ich ſie, zum Beſten des Vaterlandes angegriffen hatte. Weil mein Land-Gut in der Nachbarſchaft desjenigen, welches dem Manlius Curius zugehörte, gelegen war, ſo nahm ich mir von Jugend auf vor, dieſem groſen Mann in ſeiner Einfalt nachzuahmen, mittlerweile daß ich von der andern Seiten den Demoſthenes mir zum Muſter in der Beredtſamkeit vorlegte. Man nante mich auch den lateiniſchen Demoſthenes. Man ſah mich täglich mit meinen Sclaven mit bloſen Füſen gehen, um mein Feld zu bauen; Glaubet aber nicht, daß, da ich mich ſolchergeſtalt auf den Feld-Bau und die Beredtſamkeit legte, ich deswegen die Kriegs-Wiſſenſchaft hintan ſetzte. Von dem ſiebenzehenden Jahr meines Alters an, bewies ich mich beherzt in den Kriegen gegen Hannibal. Mein Leib war ganz mit Wunden bedeckt. Da ich als Statthalter in Sardinien geſchickt wurde, verwarf ich alle Uppigkeit, welche die vorige Statthalter vor mir eingeführet hatten. Ich dachte nur allein darauf, wie ich das Volck mögte ſchonen, gute Ordnung halten, und alle Geſchencke von mir abweiſen. Da ich darauf Burgermeiſter wurde, gewann ich in Spanien hinter Bortis eine Schlacht gegen die Barbaren. Nach dieſem Sieg nahm ich mehr Städte in Spanien ein, als ich Tage darinnen zubrachte.

Scipio. Noch eine ganz unleidliche Grosſprecherey. Aber wir kennen ſolche ſchon, dann es iſt dieſes deine Art: verſchiedene Todten, welche ſeit zwanzig Jahren hier angekommen ſind, haben mir ſolches erzehlet, um mich lachen zu machen. Allein, mein lieber Cato, du muſt nicht alſo vor mir reden, dann ich kenne Spanien ſowohl, als deine Thaten.

Cato. Es iſt doch gewiß, daß vier hundert Städte zu gleicher Zeit ſich ergaben; Haſt du jemals ſo viel gethan?

Scipio. Das einzige Carthago will mehr ſagen, als deine vier hundert Dörfer.

Cato. Was aber ſagſt du dann von meinen Thaten unter Manius Acilius, da ich durch lauter felſigte Berge drang, um den Antiochus in dem Gebürge zwiſchen Macedonien und Theſſalien zu fangen.

Scipio. Ich billige dieſe Verrichtung, und es wäre unrecht, wenn man ſolche nicht loben wolte. Du verdieneſt auch gleichen Ruhm, daß du dich denen Böſen widerſetzet haſt. Aber ich finde deinen garſtigen Geitz nicht zu entſchuldigen.

Cato. Du redeſt nur deswegen ſo, weil du die Soldaten gewöhnet haſt, köſtlich zu leben. Allein, man muß ſich vorſtellen, daß ich in einer Republic gelebet, die täglich ärger wurde. Die Ausgaben vermehrten ſich ohne Ende. Ein Fiſch koſtete damals, da ich zu denen öffentlichen Geſchäften kam, ſo viel, als ein ganzer Ochs. Es iſt wahr, daß die wohlfeilſte Sachen mir doch noch zu theuer ſchienen, wann ſie unnützlich waren. Ich ſagte zu denen Römern: Was nutzet

es euch, daß ihr die Völcker beherrſchet, wann eure Weiber, die ſo eitel und verdorben ſind, euch wieder beherrſchen? Hatte ich Unrecht, ſo zu reden? Man lebte ohne alle Scham; Ein jeder ſtürzte ſich ſelber ins Verderben, und lebte ganz ehrlos, ohne Treu und ohne Glauben; nur, um ſeine närriſche Verpraſſungen fortzuſetzen. Ich war Sitten-Richter: mein Alter ſowohl, als meine Tugend, machte mich ehren: wie hätt ich ſchweigen ſollen?

Scipio. Warum wareſt du aber auch zugleich der allgemeine Anbringer in deinem achtzigſten Jahr? war dieſes nicht ein feines Amt für einen ſolchen Greiſen?

Cato. Dieſes Amt ſchicket ſich ganz wohl für einen Menſchen, der in ſeinem achtzigſten Jahr, weder an ſeinen Kräften, noch an ſeinem Eifer, dem gemeinen Weſen zu dienen, etwas verlohren hatte, und der aus Liebe für daſſelbe, ſich dem Haß der Groſen aufopfert, welche ungeſtraft in denen Laſtern leben wollen.

Scipio. Du aber biſt ja ſchier ſo oft ſelbſt angeklagt worden, als du andere angeklaget haſt. Wo ich mich nicht betrüge, ſo widerfuhr dir ſolches bey ſiebenzig mal, und noch, da du bereits achtzig Jahr alt wareſt.

Cato. Es iſt wahr, ich rühme mich deſſen. Es war unmöglich, daß die Böſen durch ihre Verläumdungen einen Menſchen ſolten in Ruhe laſſen, der ihnen niemals nichts zu gut halten wolte.

Scipio. Gleichwol hatteſt du Müh, dich gegen die leztere Anklagen zu vertheidigen.

Cato.

Cato. Ich bekenne es; Allein, muß man ſich auch darüber wundern? Es ſchicket ſich viel übler, vor denen Menſchen Rechenſchaft von ſeinem ganzen Leben zu geben, zu einer andern Zeit, als in derſelben, darinnen man gelebet hat. Ich war ein armer alter Greiß, mit dem die Jugend ihr Geſpött triebe, weil ſie mich für einen Gecken hielt, und alles für Fabeln achtete, was ich ehemals gethan hatte. Wann ich ſie damit unterhielt, ſo gähnten ſie für langer Weile, oder belachten mich, wie einen Menſchen, der ſich immer ſelbſt lobte.

Scipio. Sie hatten nicht ganz Unrecht; warum aber hatteſt du eine ſolche Freude, andere zu ſchelten? Du wareſt wie ein Hund, der alle Vorbeygehende anbellet.

Cato. Ich ſahe wohl in meinem ganzen Leben, daß ich vielmehr dadurch lernete, wann ich die Thoren beſtrafte, als wenn ich nur mit weiſen Leuten umgieng: die Weiſen ſind ſolches ſelten mehr, als bis zur Helfte, und geben nur ſchwache Lehren; Die Thoren aber ſind ganz thörigt, und man darf ſie nur ſehen, um zu wiſſen, was man vermeiden ſoll.

Scipio. Ich geb es zu; Alleine du, der du ſo weiſe wareſt, warum wareſt du gleichwohl ein ſolcher Feind der Griechen?

Cato. Weil ich befürchtete, ſie mögten uns mehr ihre Künſte, als ihre Weisheit, und mehr ihre ausgelaſſene Sitten, als ihre Wiſſenſchaften, mittheilen. Ich liebte nicht ſo viele Spielleute, Muſicanten, Poeten, Mahler, Bildhauer: alle dieſe dienten nur zur Neugierigkeit, und zu einem

üppigen

üppigen Leben. Ich fande, daß es beſſer ſey, unſere bäueriſche Einfalt und mühſames armes Acker-Weſen beyzubehalten: lieber grob zu ſeyn, und beſſer zu leben: weniger von der Tugend zu reden, und ſie deſto mehr auszuüben.

Scipio. Warum gabſt du dir dann in deinem Alter noch ſo viele Mühe, die Griechiſche Sprache zu lernen?

Cato. Ich ließ mich zulezt von denen Syrenen bezaubern, wie andere. Ich gab denen Griechiſchen Muſen Gehör; aber ich befürchtete, daß alle dieſe kleine Griechiſche Sophiſten, die ſo verhungert nach Rom kommen, um ihr Glück zu machen, nicht endlich die Römiſche Sitten gar verderben mögten.

Scipio. Du fürchteteſt ſolches nicht ohne Urſach; allein du hätteſt auch fürchten ſollen, die Römiſche Sitten durch deinen Geitz zu verderben.

Cato. Ich, geitzig? Ich war nur ein guter Haushalter. Ich wolte nichts zu ſchanden gehen laſſen; aber ich gab, dem ungeacht, doch noch allzuviel aus.

Radamantes. O! ſehet da die Sprache der Geitzhälſe, welche ſich immer einbilden, verſchwenderiſch zu ſeyn.

Scipio. War es nicht ſchändlich, daß du den Acker-Bau aufgabeſt, um den allerſchamloſeſten Wucher zu treiben? Du fandeſt in denen alten Tagen, wie ich mir hab ſagen laſſen, daß der Feld-Bau und die Vieh-Zucht nicht mehr viel auswürfen. Du thateſt alſo dein Geld auf Wucher aus: ziemet ſich dann ein ſolches Handwerck für einen Sitten-Richter, der die Stadt reformiren wolte? Was antworteſt du hierauf? Ra-

Radamantes. Du getraueſt dir nicht zu ſprechen, und ich ſehe wohl, daß du ſchuldig biſt. Sehet hier eine Sache, die ſchwer zu ſchlichten iſt. Ich muß, mein lieber Cato, dich zugleich ſtrafen und belohnen. Du ſetzteſt mich in Verwirrung. Sehe hier meinen Spruch. Ich finde mich gerühret von deinen Tugenden und von deinen groſen Thaten, welche du, zum Beſten der Republic unternommen haſt; wie ſoll ich aber einen Wucherer in die Eliſäiſche Felder bringen? Dieſes würde darinn allzuviel Aergerniß geben. Du wirſt dir alſo gefallen laſſen, an der Thür zu bleiben; wo dieſes dein Vergnügen ſeyn wird, daß du die andern hinderſt, hinein zu kommen. Du wirſt alle diejenigen, die ſich da einfinden, zur Rede ſtellen. Du wirſt hier unten Cenſor ſeyn, wie du ſolches zu Rom wareſt. Du wirſt dir dieſes zu deiner Ergötzlichkeit dienen laſſen, alle Tugenden des menſchlichen Geſchlechts durchzuziehen. Ich überliefere dir den L. Scipio und L. Quintius, und alle andere, um über ſie deine Galle auszuſchütten: du kanſt ſie auch über alle andere Todte auslaſſen, welche in der Menge aus der Welt hier ankommen: Römiſche Bürger, groſe Helden, barbariſche Könige der Völcker, alle ſollen deinem Unmuth und deiner Satyre unterworfen ſeyn; Nehme dich aber in Acht vor dem Lucius Scipio, dann ich beſtelle ſolchen, dich wieder, nach ſeiner Art, ohne alle Nachſicht durchzulaſſen. Sehe da, hier haſt du Geld, um ſolches denenjenigen vorzuleihen, die nichts im Munde haben, um ſich von dem Caron überfahren zu laſſen. Wenn du einem auf Wucher leiheſt,

heſt, ſo wird Lucius nicht ermangeln, mich davon zu benachrichtigen, und ich werde dich ſodann wie die ehrloſeſte Diebe beſtrafen.

Das XXXV. Geſpräch.

Scipio und Hannibal.

Die Tugend iſt ſich ſelbſt zu ihrer eigenen Vergeltung genug, durch das reine Vergnügen, welches ſie stets zu begleiten pfleget.

Hannibal.

SEhet uns hier beyde zuſammen, wie wir ſolches in Africa kurz vor der Schlacht von Zama waren.

Scipio. Das iſt wahr; aber unſere heutige Zuſammenkunft iſt von jener ſehr unterſchieden. Wir haben mehr keine Ehre zu erwerben, noch Schlachten zu gewinnen. Es iſt uns von dem, was wir geweſen ſind, nichts mehr übrig, als ein eitler und leichter Schatten, benebſt der Erinnerung unſerer Begebenheiten, welche einem Traum ähnlich ſind. Sehet, was Hannibal und Scipio einander gleich macht: Dieſelbige Götter, welche Carthago in Staub gelegt haben, die haben auch den Uberwinder von Carthago, welchen ihr vor euch ſehet, zu Aſche gemacht.

Hannibal. Ohne Zweifel habt ihr dieſe ſchöne Philoſophie in eurer Einſamkeit zu Linternum gelernet.

Scipio. Wann ichs nicht in meiner Einſamkeit gelernet hätte, ſo würde ich ſolches hier ler-

nen: dann der Tod giebt groſen Unterricht, um uns zu belehren, wie betrüglich alles dasjenige ſey, was wir auf der Welt für vortreflich gehalten haben.

Hannibal. Das widrige Glück und die Einſamkeit ſind euch alſo nicht unnützlich geweſen, ſolche weiſe Betrachtungen anzuſtellen.

Scipio. So iſt es. Ihr habt aber nicht weniger, als ich, dergleichen Unterweiſungen von Seiten des Glücks gehabt. Ihr habt den Untergang von Carthago geſehen, und ihr habt müſſen euer Vaterland verlaſſen: und nachdem ihr Rom habt zittern gemacht, ſeyd ihr gezwungen worden, euch ſeiner Rache zu entziehen, und von einem Land in das andere herum zu irren.

Hannibal. Das iſt wahr; alleine ich verließ mein Vaterland nicht ehender, als da mich ſolches nicht mehr beſchützen, uoch mich daſſelbe weiter mehr retten konte. Ich verließ ſolches, um deſſen gänzlichen Umſturz zu verhüten, und um deſſen Dienſtbarkeit nicht mit anzuſehen. Ihr im Gegentheil ſahet euch gezwungen, euer Vaterland in ſeiner gröſten Herrlichkeit zu verlaſſen, welche es euch doch zu dancken hatte. Kan auch etwas härteres ſeyn? Welche Undanckbarkeit!

Scipio. Wenn man denen Menſchen aufs beſte dienet, hat man von ihnen nichts anders zu erwarten. Diejenige, ſo das Gute nur aus Ehrſucht verrichten, ſind immer mißvergnügt. Uber kurz oder lang verräth ſie das Glück, und die Menſchen ſind undanckbar gegen ſie; thut man aber das Gute aus Liebe zu dem Guten ſelbſt, ſo führet die Tugend, die man liebet, jederzeit

ihre Vergeltung mit ſich, in dem man ein wahres Vergnügen empfindet, ihr zu folgen: ja ſie macht uns alle andere Vergeltungen verachten, deren man ſich beraubet ſiehet.

Das XXXVI. Geſpräch.

Scipio und Hannibal.

Die Ehrſucht hat keine Gränzen.

Scipio.

Mich düncket, ich ſey noch in unſerer Verſamlung vor der Schlacht bey Zama; wir ſind aber nicht mehr in gleichen Umſtänden. Wir haben keinen Zwiſt mehr auszumachen. Alle unſere Kriege ſind in denen Waſſern des Fluſſes der Vergeſſenheit untergangen. Nachdem wir beyde ſo viel Provinzen erobert haben, iſt ein Krüglein genug geweſen, unſere Aſche zu ſamlen.

Hannibal. Alles dieſes iſt wahr. Unſere vergangene Ehre iſt, wie ein Traum, wir haben hier nichts mehr zu erobern; Was mich anlangt, ſo verurſacht mir dieſes lange Weile.

Scipio. Man muß bekennen, ihr waret auch ſehr unruhig, und faſt nicht zu erſättigen.

Hannibal. Wie? ich bilde mir ein, ich hätte mich noch ſo ſehr zu mäßigen gewußt.

Scipio. Zu mäßigen? Welche Mäßigung! Anfangs ſuchten die Carthaginenſer, nur in dem mitternächtigen Theil von Sicilien Fuß zu faſſen.

Der weiſe König Gelon, und nach ihm der Tyrann Dionyſius, hatte ihnen genug zu thun gemacht.

Hannibal. Es iſt wahr; wir dachten aber ſchon damals, alle die herrliche Städte, die ſich als freye Staaten regierten, unter unſere Botmäßigkeit zu bringen, als Leontium, Agrigent, Seliment.

Scipio. Aber die Römer und Carthaginenſer, die einander gegen über waren, das Meer zwiſchen beyden, betrachteten, eine die andere, mit eiferſüchtigen Augen, und ſtritten um die Inſel Sicilien, ſo zwiſchen ihnen beyden lag. Dieſes waren die Gränzen von eurem Ehrgeitz.

Hannibal. Ganz und gar nicht: wir hatten noch unſere Anfoderungen auf Spanien. Das neue Carthago gab uns in demſelben Land ſchier eine gleiche Herrſchaft, als das alte, biß mitten in Africa.

Scipio. Alles dieſes iſt wahr; es geſchah aber durch einige Höfe, wohin ihr eure Kaufmanns-Waaren hinbrachtet, daß ihr beguntet, euch auf den Spaniſchen Ufern niederzulaſſen. Weil euch ſolche wenig Mühe koſtete, ſo kamet ihr auf die Gedancken, dieſe weite Länder gar unter eure Botmäßigkeit zu bringen.

Hannibal. Seit der Zeit unſers erſten Kriegs gegen die Römer, waren wir mächtig in Spanien, und ohne eure Republic würden wir bald davon Meiſter geworden ſeyn.

Scipio. Gleichwol war der Friedens-Schluß, welchen wir mit denen Carthaginenſern machten, dahin gerichtet, daß ſie auf alle Länder, die zwi-

ſchen

ſchen dem Ebro und denen Pyrenäiſchen Gebürgen lagen, Verzicht thun mußten.

Hannibal. Die Gewalt nöthigte uns zu dieſem ſchändlichen Frieden. Wir hatten zu Waſſer und zu Land unzehligen Verluſt gelitten. Mein Vater war nur darauf bedacht, wie er uns nach dieſem Verfall mögte wieder empor bringen; Er nöthigte mich im neunten Jahr meines Alters, daß ich ſchwören mußte, der Römer Feind zu ſterben. Ich ſchwur es, und kam ihm auch nach. Ich gieng mit meinem Vater in Spanien; nach ſeinem Tod commandirte ich die Carthaginenſiſche Armee, und ihr wiſſet, was hernach weiter geſchehen iſt.

Scipio. Ja, ich weiß es, und ihr wiſſet ſolches auch mit eurem Schaden. Ihr hattet Anfangs gut fortgehen, weil ihr allenthalben die Wege offen fandet, und das Glück nöthigte ihm zu folgen. Die Hofnung, euch mit den Galliern, unſern Feinden, zu vereinigen, machte euch über die Pyrenäiſche Gebürge gehen. Der Sieg, den ihr über uns auf den Ufern der Rhone erfochtet, ermunterte euch, auch die Alpen zu überſteigen. Ihr büſſetet dabey viele Mannſchaft, Pferde und Elephanten ein. Da ihr das flache Feld erreichet hattet, ſchluget ihr unſere geſchreckte Völcker, welche ihr zu Ticinum überfielet, ohne Müh. Ein Sieg ziehet den andern nach ſich, indem er die Uberwundene muthlos machet, und indem er dem Uberwinder viele Bunds-Verwandten zuwegen bringet: denn alle Völcker im Land fügen ſich in der Menge zu denen, welche andern überlegen ſind.

Hannibal. Was haltet ihr aber von der Schlacht bey Terbi?

Scipio. Sie koſtete euch nicht viel, weil ſie auf die andern folgte. Ihr ſpieltet darauf den Meiſter in Italien. Tranſimenes und Cannes hielten mehr ein Niedermetzeln, als eine Feld-Schlacht. Ihr durchdranget ganz Italien. Sagt die Wahrheit! Ihr hattet anfänglich ſolche groſe Fortgänge nicht gehoft.

Hannibal. Ich wußte nicht eigentlich, wie weit ich kommen könte; allein, ich wolte mein Glück probiren. Ich verwirrte die Römer durch einen ſo verwegenen und unverſehenen Streich. Da ich das Glück für mich ſo günſtig fand, ſo dachte ich, mich deſſen zu bedienen. Der Fortgang gab mir ſolche Anſchläge an die Hand, an welche ich zuvor mich nicht unterſtanden hatte zu dencken.

Scipio. Wohl; Iſt dieſes nicht das, was ich ſagte? Sicilien, Spanien, Italien, waren für euch ſo viel, wie nichts. Die Griechen, die eure Bundsgenoſſen waren, würden ſich ſelbſt in kurzer Zeit unter euer Joch begeben haben.

Hannibal. Allein, ihr, der ihr ſo redet, habt ihr nicht eben dasjenige gethan, was ihr uns verweiſet, daß wir im Stand geweſen wären zu thun?

Spanien, Sicilien, Carthago ſelbſt, und Africa, waren ſo viel als nichts. Ganz Griechenland, Macedonien, alle Inſuln, Egypten, Aſien, fielen zu euren Füſſen, und ihr kontet kaum noch leiden, daß die Parther und Araber ſolten frey bleiben. Die ganze Welt war denen Römern noch

noch zu klein, welche vormals binnen fünf hundert Jahren ſich damit begnügten, die Volſer, die Sabiner und die Samniten, welche um ihre Stadt herum wohneten, zu überwinden.

Das XXXVII. Geſpräch.

Sylla, Catilina, und Ceſar.

Die unglückliche Folgen des Laſters bringen die Menſchen, die dadurch ſind verdorben worden, nicht wieder zurecht.

Sylla.

Jch komme eilends, Ceſar, um euch eine Nachricht zu bringen, und ich führe mit mir einen guten Beyſtand, um euch zu überreden. Es iſt Catilina: Jhr kennet ihn, und ihr habt es nur allzuviel mit ihm gehalten. Fürchtet euch nur nicht vor uns; die Schatten können einem kein Leid zufügen.

Ceſar. Jch kan eures Zuſpruchs wohl entrathen. Eure Geſichter ſind traurig, und eure Rathſchläge werden ſolches vielleicht noch mehr ſeyn. Was habt ihr dann ſo eilfertig mir zu hinterbringen?

Sylla. Daß ihr nicht ſolt als ein Tyrann nach der Ober-Herrſchaft trachten.

Ceſar. Warum? Habt ihr nicht ſelber darnach geſtrebet?

Sylla. Ohne Zweifel: und eben deswegen kan man uns deſto ehender Glauben beymeſſen, wann wir euch den Rath geben, ſolche Anſchläge fahren zu laſſen.

Ceſar. Meines Orts, ſo will ich euch in allem nachfolgen, die Ober-Herrſchaft ſuchen, wie ihr ſie geſucht habt, und hernach, wie ihr, wenn ich todt bin, aus der andern Welt zurückkehren, um denen Tyrannen, die an meine Stelle kommen ſind, ihren Irrthum zu zeigen.

Sylla. Es iſt hier die Frage nicht, von ſolchen artigen und ſinnreichen Einfällen. Wir andere Schatten, wir wollen nichts, als was ernſtlich iſt. Laßt uns zur Sache ſchreiten! Ich habe freywillig die Ober-Herrſchaft verlohren, und habe mich dabey wohl befunden. Catilina hat mit Gewalt darzu gelangen wollen, und hat dabey unglücklich unterliegen müſſen. Sehet hier zwey ſehr lehrreiche Exempel für euch.

Ceſar. Ich verſtehe alle dieſe ſchöne Exempel nicht recht. Ihr habt die Republic in Ketten und Banden gelegt; und ihr ſeyd ſo unverſtändig geweſen, euch ſelbſt abzuſetzen. Nachdem ihr die höchſte Gewalt verlaſſen habt, ſeyd ihr verächtlich, verdunckelt, unnützlich und niedergeſchlagen geblieben. Der beglückte Menſch wurde von dem Glück verlaſſen. Sehet hier ſchon eines von euren Exempeln, welches ich nicht begreife; Das andere, was den Catilina betrift, ſo hat derſelbe ſich wollen zum Meiſter machen, und hat ſich bis dahin wohl aufgeführet. Allein, er hat nicht gewußt,

wußt, Maas und Ziel zu gebrauchen. Meines Orts werde ich nichts wagen, ohne meine Sachen klug darnach einzurichten.

Catilina. Ich hatte eben ſowohl, wie ihr, meine Sachen klug angeſtellet. Ich ſchmeichelte der Jugend, ich ließ ſie in denen Wohllüſten verderben, in allerhand Laſter ſich verwilden, und ſie endlich durch ihre Verſchwendungen und Schulden völlig aufreiben. Ich ſuchte die Weiber, die einen ſchlauen Verſtand hatten, und durch ihren unruhigen Geiſt alles in einander zu verwirren wußten, auf meine Seiten zu bekommen. Wie kontet ihr eure Sachen beſſer anſtellen?

Ceſar. Ihr ſagt mir Dinge, davon ich nichts weiß. Ein jeder machts, ſo gut er kan.

Catilina. Ihr könt das Ubel noch vermeiden, worinn ich gerathen bin, und ich komme, euch deswegen zu warnen.

Sylla. Meines Orts, ſag ich es euch noch einmal, ich habe mich wohl befunden, als ich mich noch der Geſchäften entſchlug, ehe ich ſtarb.

Ceſar. Sich der Geſchäften entſchlagen! Soll man die Republic in ihren Nöthen verlaſſen?

Catilina. Ey! das iſt nicht dasjenige, was ich euch ſage. Es iſt ein groſer Unterſcheid, der Republic dienen, und ſie tyranniſiren.

Ceſar. Ey! warum habt ihr dann, ihr zu dienen, unterlaſſen?

Sylla. O ich ſehe wohl, ihr wollt mich nicht verſtehen. Ich ſage, man muß dem Vaterland dienen, ſo lange man lebet; aber man muß nicht darin, nach einer unumſchränckten Gewalt trachten,

:en, (*) noch ſich dabey erhalten, wann man einmal ſolche erlanget hat.

Das XXXVIII. Geſpräch.

Ceſar und Cato.

Ein eigenmächtiges und tyranniſches Regiment dienet zu nichts weniger, als die Ruhe und das Anſehen der Fürſten zu erhalten; ſie macht ſie vielmehr unglückſelig, und ſtürzet ſie in ein unvermeidliches Verderben.

Ceſar.

Ach mein werther Cato! in welchem elenden Zuſtand find ich dich? Welche grauſame Wunde!

Cato. Ich durchſtieß mich ſelbſt zu Utica, nach der Schlacht bey Topſe, um die Freyheit nicht zu überleben. Du aber, der du mich ſo mitleidig beklageſt, wie komts, daß du mir ſo bald nachgefolget biſt? Wie, was ſehe ich? wie viele Wunden haſt du an deinem Leib! Verziehe, laß mich ſie zehlen! Es ſind drey und zwanzig.

Ceſar. Es wird dich Wunder nehmen, wann du hören wirſt, daß ich durch ſo viele Stiche, mitten in dem Rath, durch meine beſte Freunde bin umgebracht worden. O welche Verrätherey!

Cato.

(*) Im Franzöſiſchen ſtehet hier mehrmalen das Wort, Tyrannie, welches wir bald die Ober-Herrſchaft, bald die höchſte Gewalt/ überſetzet haben. Sonſt nennt man dieſes Wort im argen Sinn, für eine grauſame und barbariſche Regierung.

Cato. Nein, ſolches nimt mich kein Wunder. Wareſt du nicht der Tyrann deiner beſten Freunde ſowohl, als der übrigen Bürger? Mußten ſie nicht ihren Arm ausſtrecken, ihr unterdrucktes Vaterland zu rächen? Man mußte nicht nur ſeinen Freund, ſondern auch ſeinen eigenen Bruder, nach dem Exempel des Timoleon, aufopfern; ja ſeine eigene Kinder, wie der alte Brutus that.

Ceſar. Einer von ſeinen Nachkommen hat dieſer ſchönen Lection nur allzuſehr gefolget. Es war eben dieſer Brutus, den ich ſo ſehr liebte, und der für meinen eignen Sohn gehalten wurde, welcher das Haupt der Zuſammen-Verſchwörung war, und mich umbrachte.

Cato. O glückſeliger Brutus! der Rom wieder in Freyheit geſetzet, und der alſo ſeine Hände in dem Blut eines neuen Tarquins geheiliget hat, welcher noch hochmüthiger war, als derjenige, den Junius geſtürzet hat.

Ceſar. Du biſt immer gegen mich eingenommen, und in deinen Sitten-Lehren allzu gezwungen geweſen.

Cato. Was hat mich gegen dich eingenommen? Dein liederliches Leben, deine Schwelgereyen, deine Betrüglichkeiten, dein weibiſches Weſen, deine Schulden, deine Praticken, deine Vermeſſenheit; Sehet, dieſes hat den Cato gegen einen Menſchen eingenommen, deſſen Gürtel, ſchweiffender Rock und weichliches Anſehen nichts verſprachen, ſo der alten Römer Sitten würdig war. Du haſt mich nicht betrogen; Ich habe dich von deiner Jugend an, gekannt. O wenn man mir geglaubet hätte . . .

Ceſar. Du hatteſt mich in der Verſchwörung des Catilina mit verwickelt, um mich in Unglück zu ſtürzen.

Cato. Du lebteſt damal als ein Weib; und wareſt nur ein Mann gegen dein Vaterland. Was that ich nicht, um dich zu überzeugen? Alleine, Rom rannte in ſein Verderben, dann es wolte ſeine Feinde nicht kennen.

Ceſar. Deine Beredtſamkeit machte mich furchtſam, ich bekenne es; aber du kanſt nicht läugnen, daß ich mich, als ein geſchickter Kopf, wußte aus der Schlinge zu ziehen.

Cato. Sag, als ein geſchickter Böſewicht, du verblendeteſt die Klugen durch deine ſanftmüthige und ſchmeichelhafte Reden. Du ſtundeſt denen Verſchwornen bey, unter dem Schein, die Schärfe nicht zu weit zu treiben. Ich allein, ich widerſtunde, aber vergebens: ſeit der Zeit waren die Götter auf Rom erzürnet.

Ceſar. Sag mir die Wahrheit! Du furchteſt, nach der Schlacht bey Topſe, in meine Hände zu fallen. Du wäreſt ſehr verwirrt geweſen, vor mir zu erſcheinen. Alleine: wußteſt du nicht, daß ich gewohnt war, zu überwinden und zu vergeben.

Cato. Dieſes iſt die Vergebung eines Tyrannen; das iſt ſo viel, als das Leben ſelbſt. Ja, es iſt das Leben eines Cato, welches ich fürchtete dem Ceſar ſchuldig zu ſeyn; Lieber wolte ich ſterben, als dich ſehen.

Ceſar. Ich wär grosmüthig mit dir umgegangen, wie ich mich gegen deinen Sohn erwieſen hatte. Wär es nicht beſſer geweſen, der Republic beyzuſtehen?

Cato. Wo die Freyheit ein Ende hat, da iſt keine Republic mehr.

Ceſar. Aber wie, muß man dann deswegen gegen ſich ſelbſt raſen?

Cato. Meine eigene Hände haben mich zum Troz des Tyrannen in Freyheit geſezt. Ich verachtete ein Leben, das ich von ihm zum Geſchenck erhalten hätte; Dich aber haben deine eigene Freunde als eine Mißgeburt erwürgen müſſen.

Ceſar. Wenn aber das Leben einem Römer nach meinem Sieg ſo ſchändlich war, warum ſandeſt du mir dann deinen Sohn? wolteſt du, daß er niederträchtig aus der Art ſchlagen ſolte?

Cato. Ein jeder ergreift ſeine Parthie nach ſeines Herzens Neigung, entweder zu leben, oder zu ſterben. Cato konte weiter nichts mehr thun, als ſterben. Sein Sohn, weniger erhaben, als er, konte noch das Leben ertragen, und, in Anſehung ſeiner Jugend, freyere und glücklichere Zeiten hoffen. Ach! was litte ich nicht, da ich meinen Sohn zum Tyrannen übergehen ließ!

Ceſar. Warum aber nenneſt du mich einen Tyrannen? Hab ich doch niemals den Namen eines Königs angenommen?

Cato. Es gilt um die Sache, und nicht um den Namen. Uberdem, wie viel Räncke gebrauchteſt du nicht den Rath und das Volck an deine Königliche Aufführung zu gewöhnen? Antonius ſelbſt war auf dem Feſt der Lupercalien ſo unverſchämt, daß er dir, gleichſam aus Scherz, eine Crone um das Haupt flochte. Allein, der Scherz war gar zu ernſtlich, und wurde verabſcheut. Du ſpürteſt wohl, wie verächtlich ſolches

von dem Volck angeſehen wurde: du verwieſeſt deswegen an den Jupiter eine Ehre, welche du dir nicht getrauteſt anzunehmen. Dieſes machte, daß die Verſchwornen deinen Untergang beſchloſſen. Sieheſt du wohl, daß wir hier unten auch gute Nachrichten haben?

Ceſar. Nur allzu gute; Aber du läſſeſt mir nicht Recht wiederfahren. Meine Regierung war gelinde. Ich habe mich als ein wahrer Vater des Vaterlandes aufgeführet; Man kan ſolches aus der groſen Betrübniß urtheilen, welchen das Volck über meinen Tod bezeigt. Zu einer ſolchen Zeit, weißt du wohl, findet die Schmeichelen nicht mehr ſtatt. Ach! die arme Leute, da man ihnen meinen blutigen Rock wies, wolten mich rächen. Wie vieles Wehklagen! Welcher Pracht bey meiner Leiche auf dem Mars-Feld! Was haſt du hierauf zu antworten?

Cato. Daß der Pöbel allzeit Pöbel iſt, leichtglaubig, grob, eigenſinnig, blind und unwiſſend, in Anſehung ſeiner wahren Wohlfahrt. Was hat dieſes Volck nicht ſchon gelitten, weil es die Nachfolger der Tyrannen geſchützt, und im Gegentheil ſeine Befreyer verfolget hat. Man hat das reinſte Blut der Bürger durch unzehlige Verbannungen riſſeln ſehen. Die Männer des Triumfirats ſind barbariſcher geweſen, als ſelbſten die Gallier, welche Rom eingenommen hatten. Glückſellig! wer dieſe betrübte Zeiten nicht erlebet hat! Doch ſage mir noch zulezt, O Tyrann! warum wüteteſt du in dem Eingeweide von Rom, deiner Mutter? Was nutzt es dir, daß du dein Vaterland in die Feſſel geſchlagen haſt?

War es, um Ehre zu erlangen? ſo wäre ſolche viel reiner und vortreflicher geweſen, wenn du die Freyheit und die Hoheit derjenigen Stadt erhalten hätteſt, welche die Königin der ganzen Welt war, wie ſolches die Fabier, die Fabricier, die Marceller, und die Scipier gethan haben. Suchteſt du ein ruhiges und glückſeliges Leben? ſo fandeſt du ſolches am wenigſten in denen Grauſamkeiten, welche von der Tyranney unzertrennlich ſind? Ein jeder Tag deines Lebens war für dich ſo gefährlich, als derjenige, wo ſo viele redliche Bürger dadurch ihre Tugend unſterblich machten, daß ſie dich umbrachten. Du saheſt keinen einzigen wahren Römer, deſſen Muth dich nicht für Schrecken ſolte zittern machen. Iſt dieſes dasjenige ruhige und glückſelige Leben, welches du mit ſo vieler Mühſeligkeit und mit ſo vielen Laſtern erkauffet haſt? Aber was ſag ich, du haſt nicht einmal die Zeit gehabt, die Frucht deiner Gottloſigkeit zu genieſſen? Rede, Tyrann, rede! Du haſt jezt ſo viel Verdruß, meinen Anblick zu ertragen, als ich würde gehabt haben, wenn ich deine verhaßte Gegenwart hätte ertragen müſſen, da ich mir zu Utica das Leben nahm. Sage nun, wann du das Herz haſt, ſage, du ſeyeſt glücklich geweſen.

Ceſar. Ich bekenne, daß ich ſolches nicht geweſen bin; aber ſolches Leute machten ſolche Leute, die mich in meinem Glücke ſtöhrten.

Cato. Sage vielmehr, daß du dich ſelbſt darinn ſtöhrteſt. Hätteſt du das Vaterland geliebet, ſo hätte dich dieſes auch geliebet. Derjenige, den das Vaterland liebet, brauchet keine

Leib-

Leib-Wachen: das ganze Vaterland wacht um ihn. Die wahre Sicherheit iſt, recht zu thun, und ſich ſo aufzuführen, daß der ganzen Welt an unſerer Erhaltung gelegen iſt. Du haſt wollen herrſchen, und dich fürchten machen. Wohlan, du haſt geherrſcht, und man hat dich gefürchtet; Allein die Menſchen haben ſich bald, ſowohl von dem Tyrannen, als ihrer Furcht befreyet. So werden diejenige geſtürzet, die, indem ſie von allen Menſchen wollen gefürchtet ſeyn, auch alles von denen Menſchen wieder zu fürchten haben, weil ihnen daran gelegen iſt, ſolchen zuvor zu kommen, und ſich von ihrer Tyranney frey zu machen.

Ceſar. Allein, diejenige Macht, welche du tyranniſch nenneſt, war endlich nöthig. Rom konte ſeine Freyheit nicht mehr ertragen, es mußte einen Herrn haben. Pompejus fieng an, ein ſolcher zu ſeyn: ich konte nicht leiden, daß er ſolches, zu meinem Nachtheil, ſeyn ſolte.

Cato. Man mußte den Tyrannen ſtürzen, ohne zu trachten, ſelbſt einer zu werden. Uberdem, wann Rom begunte, ſo niederträchtig zu werden, daß es nicht mehr ohne einen Herrn ſeyn konte, ſo hätte man ein ſolches Laſter lieber einem andern überlaſſen ſollen. Wann ein Reiſender unter die Hände der Räuber fällt, die ihn plündern wollen, muß man deswegen eilen, ihnen zuvor zu kommen, um ſelbſt eine ſo abſcheuliche That zu begehen? Allein, das allzu groſe Anſehen des Pompejus hat dir zum Vorwand gedienet. Weiß man nicht, was du ſagteſt, als du in Spanien nach einer kleinen Stadt dich begabeſt, wo verſchiedene

ſchiedene Bürger ſich ſuchten in den Rath zu bringen? Meyneſt du, man hätte die Griechiſche Verſe vergeſſen, die du ſo oft pflegteſt im Munde zu führen? Zudem, wann du das Elend und die Schändlichkeit der Tyranney wußteſt, warum gabſt du dann ſolche nicht auf?

Ceſar. Wie will man ſolche aufgeben? Der Pfad, welcher hinauf führet, iſt mühſam und abklitſchend; aber es iſt kein Weg, um herab zu ſteigen: man komt nicht herunter, oder man ſtürzet ſich in den Abgrund.

Cato. Unglückſeliger, warum trachtet man darnach? warum reiſſet man alles nieder, um darzu zu gelangen? warum vergieſet man ſo viel Blut, ohne deines eigenen dabey zu ſchonen, welches doch viel zu ſpat vergoſſen wurde? Du ſuchſt leere Ausflüchte.

Ceſar. Und du, du antworteſt mir nicht. Ich frage dich: Wie kan man, ohne ſich in Gefahr zu ſtürzen, die Tyranney aufgeben?

Cato. Gehe, frag den Sylla, und ſchweig! Frag dieſes nach Blut dürſtige Ungeheuer um Rath: ſein Exempel wird dich ſchamroth machen. Gehab dich wohl! Ich fürchte, daß der Schatten des Brutus nicht verächtlich auf mich blicke, wenn er mich ſo lange mit dir reden ſiehet.

Das XXXIX. Geſpräch.

Cato und Cicero.

Caracter dieſer beyden Weltweiſen mit einem unvergleichlichen Zuſammenzug, was die Tugend des einen zu wildes und zu ſtrenges, und diejenige des andern zu ſchwaches hatte.

Cato.

Ich habe euch, groſer Redner, ſchon lange hier erwartet. Ihr hättet ſchon vor längſt hier ankommen ſollen; ihr habt ſolches aber ſo lang verzögert, als es euch möglich war.

Cicero. Ich bin, nach einen Tod, voller Muth und Herzhaftigkeit hier angelangt. Ich bin das Opfer der Republic geweſen; dann ſeit der Zeit der Catiliniſchen Verſchwörung, wo ich Rom errettet hatte, konte kein Menſch mehr ein Feind der Republic ſeyn, ohne mir den Krieg anzukündigen.

Cato. Ich habe doch gleichwohl erfahren, daß ihr durch eure Unterwirſigkeit euch bey dem Ceſar in Gunſt gebracht, daß ihr gegen ihn die prächtigſte Lobſprüche verſchwendet, daß ihr in der genaueſten Freundſchaft mit allen verächtlichen Favoriten geſtanden, und daß ihr ſogar in euren Briefen die Leute zu berden ſuchtet, ſie ſolten ſich der Gnade des Ceſars ergeben, und im Frieden mitten in Rom unter der Knechtſchaft leben. Sehet, worzu die Beredſamkeit dienet!

Cicero. Es iſt wahr, ich habe ſolche bey dem Ceſar gebrauchet, um die Gnade des Marcellus und des Legarius zu erhalten.

Cato.

Cato. Ey! iſt es dann nicht beſſer, ſchweigen, als ſeine Beredtſamkeit dazu gebrauchen, um einem Tyrannen zu ſchmeicheln? O Cicero! ich habe mehr gewußt, als ihr. Ich konte ſchweigen und ſterben.

Cicero. Ihr habt nicht die ſchöne Anmerckung geleſen, die ich in meinem Buch von denen menſchlichen Pflichten gemacht habe; nemlich, daß ein jeder der natürlichen Eigenſchaft ſeines Gemüths folgen müſſe. Es ſind Menſchen, die von einem ſo ſtolzen und eigenſinnigen Weſen ſind, daß ſie eine ſo rauhe und wilde Tugend bis in den Tod fortſetzen müſſen. Es iſt ihnen nicht erlaubt, das Angeſicht eines Tyrannen zu vertragen; ſie haben kein anderes Mittel ſich zu helfen, als den Tod. Es giebt hingegen eine andere Tugend, die angenehm und geſellig iſt, die man bey gewiſſen ſanftmüthigen Leuten findet, welche die Republic noch höher, als ihre eigene Ehre ſchätzen. Dieſe müſſen zum gemeinen Beſten mit dem Tyrannen leben, und denſelben ſchonen. Sie ſind ſich ihren Mitbürgern ſchuldig, und es iſt ihnen keineswegs erlaubt, durch einen übereilten Tod den Untergang ihres Vaterlandes zu befördern.

Cato. Ihr habt dieſer Pflicht wohl nachgelebet, und wenn man von eurer Liebe für Rom, nach eurer Furcht vor dem Tod urtheilen ſoll, ſo muß man bekennen, daß Rom euch vieles ſchuldig iſt. Allein, die Leute, welche ſo wohl zu reden wiſſen, ſolten alle ihre Worte mit ſolcher Kunſt einrichten, daß ſie ſich nicht ſelbſten widerſprechen mögten. Dieſer Cicero, welcher den Ceſar bis in den Himmel erhoben, und der ſich nicht geſchämt hat, die Göt-

ter zu bitten, daß ſie ein ſo groſes Gut den Menſchen nicht mißgönnen mögten; Mit welcher Stirn hat er hernach die Mörder des Ceſars, Erretter des Vaterlandes nennen können? Welch ein grober Widerſpruch! welche ſchändliche ehrloſe Niederträchtigkeit! Kan man ſich auf die Redlichkeit eines Mannes verlaſſen, der nur redet, wie es die Zeit mit ſich bringet?

Cicero. Man mußte ſich wohl nach denen Umſtänden der nothleidenden Republic richten. Dieſes Nachgeben war beſſer, als der Krieg in Africa, welchen ihr und Scipio gegen die Regeln der Klugheit unternommen habt. Ich, für mein Theil, habe es wohl voraus geſagt, wie ſolches meine Briefe bezeigen, daß ihr würdet unten liegen. Aber euer unbeugſames rauhes Weſen konte keine Mäßigung dulten; euer Natur fiel immer auf das äuſſerſte.

Cato. Ihr, im Gegentheil, wie ihr ſolches oft ſelber bekennet, waret nur allein geſchickt, die Schwierigkeiten voraus zu ſehen. Diejenige, welche die Oberhand hatten, zogen euch allezeit mit zu ihrer Parthey, und machten euch eure erſte Meynungen verändern. Hat man euch nicht ſehen den Pompejus bewundern, und alle eure Freunde ermahnen, ſich ihm zu ergeben? Habt ihr hernach nicht ſelbſt dafür gehalten, daß Pompejus Rom in Knechtſchaft ſetzen würde, wann er über den Ceſar die Oberhand haben ſolte. Wie! ſagtet ihr, wird er redlichen Leuten trauen, wenn er Herr iſt, da er keinem von uns trauet, wo er doch unſerer vonnöthen hat? Kurz! habt ihr nicht den Ceſar bewundert? Habt ihr nicht den Octavius hervorgeſucht, und gelobet?

Cicero. Ich habe aber den Antonius angegriffen. Was kan heftiger ſeyn, als meine Reden, die ich gegen ihn gehalten habe? Waren ſie nicht gleich denenjenigen des Demoſthenes wider den Philippus?

Cato. Sie ſind vortreflich; allein, Demoſthenes wußte beſſer, als ihr, wie er ſterben ſolte. Anti-Pater konte ihm weder den Tod, noch das Leben geben. Mußte man fliehen, wie ihr thatet, ohne zu wiſſen, wohin, und den Tod von den Händen des Popilius erwarten? Ich habe es beſſer gemacht, und mir ſolchen ſelbſt gegeben.

Cicero. Ich, im Gegenthtil, habe lieber, ſo lang ich lebte, wegen der Republic nicht gar verzeifeln wollen, und deswegen für beſſer gehalten, ſolche mit mäßigen Rathſchlägen noch zu unterſtützen, als einen unmächtigen und thörigten Krieg anzufangen, und ſolchen mit Verzweifiung zu endigen.

Cato. Eure Friedens-Unterhandlungen taugten nicht mehr, als mein Krieg in Africa: dann Octavius, ſo jung er auch war, hat mit dem groſen Cicero, der ein Licht zu Rom war, nur ſein Spiel getrieben. Er hat ſich eurer bedienet, um ſich in Anſeheu zu bringen; darauf hat er euch dem Antonius überliefert. Ihr aber, der ihr vom Krieg redet, habt ihr jemals verſtanden, wie man ſolchen führet. Ich habe eure ſchöne Eroberung von Pindeniß, einer kleinen Stadt in denen Päſſen von Cilicien, noch nicht vergeſſen. Ein Schaf Pferg iſt nicht viel leichter einzunehmen. Dieſe trefliche Helden-That hätte, eurer Meynung nach, einen Triumph verdienet. Die

Gebete, die der Rath deswegen angeordnet hatte, waren dazu nicht genug. Sehet, was ich euch damals auf euer Anſuchen, ſo ihr darüber an mich gelangen lieſſet, zur Antwort gab: Ihr ſolt mehr zufrieden ſeyn, ſagte ich, mit dem Lob, welches der Rath euch ertheilet, und welches ihr durch eure gute Aufführung verdienet habt, als mit einem Triumf: dann der Triumf wäre nicht ſowohl ein Kennzeichen der Tugend des Triumfirers, als desjenigen Glücks, damit die Götter ſeine Unternehmungen begleitet hätten, geweſen. Alſo pfleget man, ſo gut man kan, denen Leuten etwas vorzuſagen, die wegen ihrem Hochmuth nicht fähig ſind, ſich ſelbſten Recht widerfahren zu laſſen.

Cicero. Ich erkenne, daß ich allezeit ſehr ruhmbegierig geweſen bin; Allein, iſt ſolches auch verwunderns werth? Hab ich nicht groſe Lobſprüche bey meinem Bürgermeiſter-Amt, wie auch durch meine Liebe für die Republic, imgleichen durch meine Beredtſamkeit; und endlich durch meine Erkäntniß in der Welt-Weisheit verdienet? Als ich kein Mittel mehr vor mir ſah, Rom in ſeinem Unglück zu dienen, vergnügte ich mich, damit in einer erlaubten Ruhe meinen Gedancken nachzuhängen, und von der Tugend zu ſchreiben.

Cato. Es wär beſſer geweſen, ſolche in der Gefahr auszuüben, als darüber zu ſchreiben. Bekennet es, ihr waret nur ein ſchlechter Copiſte der Griechen; Ihr vermengtet Plato und Epicur, die alte Schule mit der neuen; und nachdem ihr uns eine Nachricht von ihren Lehr-Sätzen in Geſprächen gegeben, wo ein Menſch ſchier immer

alleine ſpricht, kontet ihr doch ſelbſt darüber kein ächtes Urtheil fällen. Ihr waret immer ein Fremdling in der Welt-Weisheit, und eure Gedancken waren nur dahin gericht, euren Verſtand mit demjenigen auszuzieren, was ſie ſchönes hat. Kurz! ihr waret immer wanckelmüthig, ſowohl in der Politic, als in der Philoſophie.

Cicero. Gehabt euch wohl, Cato. Euer unfreundliches Weſen gehet allzuweit. Wenn man euch ſo mißvergnügt ſiehet, ſolte man glauben, ihr bedauret das Leben. Was mich betrift, ſo bin ich froh, daß ich ſolches verlohren, ob ich mich gleich nicht ſo braf aufgeführet habe, wie ihr. Ihr macht euch damit allzugros, daß ihr im Sterben dasjenige gethan habt, was viele Sclaven mit ſo vieler Herzhaftigkeit- als ihr, gethan haben.

Das XL. Geſpräch.

Ceſar und Alexander.

Eigenſchaften eines Tyrannen und eines Fürſten, der mit den ſchönſten Tugenden iſt gebohren worden, ſich aber ſeiner Ehrſucht und ſeiner Begierden überläßt. Beyde ſind Geiſſel des menſchlichen Geſchlechts: der eine zwar iſt zu beklagen, den andern aber verabſcheuet die Menſchlichkeit.

Alexander.

Wer iſt dann dieſer neu- angekommene Römer? Er iſt mit vielen Wunden durchſtochen. Ach! ich höre, daß man ſagt,

es ſey Ceſar; Ich grüſe dich, Groſer Römer; Man ſagte, du würdeſt die Parther überwinden, und ganz Morgenland unter deine Botmäſſigkeit bringen: wie komt es, daß wir dich hier ſehen?

Ceſar. Meine Freunde haben mich im Rath umgebracht.

Alexander. Warum biſt du ihr Tyrann geworden, du, der du nur ein Burger von Rom wareſt?

Ceſar. Es ſchicket ſich wohl für dich, mit mir alſo zu reden. Haſt du nicht Aſien mit Ungerechtigkeit erobert? Haſt du nicht Griechenland in Dienbarkeit gebracht?

Alexander Ja, aber die Griechen waren fremde Völcker, und Feinde von Macedonien. Ich habe nicht, wie du, meinem eigenen Vaterland Feſſeln angelegt; Vielmehr hab ich Macedonien, durch die Herrſchaft über ganz Morgenland, einen unſterblichen Ruhm erworben.

Ceſar. Du haſt weibiſche Menſchen überwunden, du biſt ſo weibiſch worden, wie ſie; Du haſt denen Perſianern ihre Schätze geraubet, und dieſe Schätze der Perſianer haben dich überwunden, indem ſie dich verdarben. Haſt du noch bis in die unterirrdiſche Reiche den unvernünftigen Hochmuth mitgebracht, der dich für einen Gott halten ließ?

Alexander. Ich bekenne meine Fehler und meine Irrhümer. Schicket es ſich aber für dich, mir meine Weichlichkeit vorzuwerfen? weiß man nicht dein ſchändliches Leben in Bythinien? deine Laſter zu Rom, wo du nur allein die Ehren-Stellen durch unehrliche Praticken erlangteſt?

Ohne

Ohne deine Schand-Thaten wäreſt du in deiner Republic niemals nichts anders, als ein Bürger geweſen; In welchem Stand du auch dein Leben würdeſt erhalten haben.

Ceſar. Das Gift zu Babylon thate dasjenige gegen dich, was der Stahl zu Rom gegen mich verrichtet hat.

Alexander. Meine Kriegs-Oberſten haben mich ohne ſchändliche Miſſethat nicht mit Gift hinrichten können; Deine Mitbürger aber ſind die Erretter der Freyheit ihres Vaterlandes. Alſo iſt unſerer beyden Todes-Art ſehr unterſchieden; unſere Jugend aber war einander noch ungleicher, die meinige war keuſch, edel und aufrichtig; die deinige war ohne Scham und ohne Redlichkeit.

Ceſar. Dein Schatten hat noch nichts von deinem Hochmuth und von deinem Zorn verlohren, welche in deinem Leben dir eigen waren.

Alexander. Ich war (ich muß es bekennen) durch meinen Hochmuth aufgebracht. Deine Aufführung war beſſer eingericht, als die meinige; Allein, du haſt meine Redlichkeit und mein frey-offenherziges Weſen nicht nachgeahmet. Man muß zuvor ein ehrlicher Mann ſeyn, bevor man den Ruhm eines groſen Mannes erlangen kan. Ich bin öfters ſchwach und hochmüthig geweſen, aber ich war beſſer für mein Vaterland, und weniger ungerecht, als du.

Ceſar. Du ſprichſt viel von Gerechtigkeit, da du ihr doch nicht gefolget biſt. Was mich anlangt, ſo glaube ich, daß der tüchtigſte Mann ſich ſoll ſuchen zum Herrn zu machen, und hernach die Herrſchaft glücklich führen.

Aleeander. Ich hab es, wie du, nur allzuſehr geglaubt. Eacus, Radamant und Minos, haben mir ſolches ſcharf verwieſen, und meine Eroberungen verdammet. Gleichwohl bin ich bey meinen Ausſchweifungen niemals der Meynung geweſen, daß man die Gerechtigkeit bey Seite ſetzen ſolte. Du biſt übel daran, daß du ſolche verletzet haſt.

Ceſar. Die Römer haben viel verlohren, weil ſie mich umgebracht haben. Ich hatte auf Mittel gedacht, ſie recht glücklich zn machen.

Alexander. Das beſte Mittel darzu wär geweſen, dem Sylla nachzufolgen, der, nachdem er, wie du, der Tyrann ſeines Vaterlandes geweſen, ihm ſeine Freyheit wieder ſchenckte. Du hätteſt dein Leben ſo ruhig geendet, wie er. Aber du kanſt mir nicht glauben. Ich verlaſſe dich, und will gehen, dich vor denen dreyen Richtern zu erwarten, die dir das Urtheil ſprechen werden.

* *

Das XLI. Geſpräch.

Pompejus und Ceſar.

Nichts iſt gefährlicher für einen freyen Staat, als die Leichtfertigkeit der Weiber, und die Verſchwendung derjenigen, welche nach der höchſten Gewalt trachten.

Pompejus.

Ich erſchöpfte mich durch meine Ausgaben, um denen Römern zu gefallen, und gleichwohl koſtete es mich ſehr viele Müh, darzu gelangen. Im fünf und zwanzigſten Jahr meines

meines Alters hatte ich ſchon triumphiret; Ich habe den den Sertorius, den Mithridates, die See-Räuber von Celicien überwunden. Dieſe drey Triumphe haben mir tauſend Neider zuwegen gebracht. Ich mache noch immerfort einen groſen Aufwand; Ich gebe Schauſpiele, ich mache mir durch meine Wohlthaten einen unzehligen Anhang. Alles dieſes befriediget nicht den Neid. Cato iſt ſo voll Verdruß, daß er auch ſo gar meine Verbindniß ausſchlägt. Tauſend andere ſtellen ſich meinen Abſichten in Weg. Was dencket ihr davon, mein Schwieger-Vater? Ihr ſaget nichts.

Ceſar. Ich dencke, daß ihr ſehr üble Anſtalten macht, die Republic zu beherrſchen.

Pompejus. Wie ſo? Was wolt ihr damit ſagen? Wiſſet ihr beſſere, als das Geld mit vollen Händen auszugeben, um der Bürger ihre Stimmen zu gewinnen, und die Gunſt des Pöbels ſich durch Klopffechter, durch Hetzen wilder Thiere, durch Austheilung von Korn und Wein, zuwegen zu bringen? und endlich, daß man ſich viele eifrige Clienten für die Sporteln mache, die ich gebe? Marius, Cinna, Fimbria, Sylla, ja die allerklügſte Leute, haben ſie nicht alle dieſen Weg eingeſchlagen?

Ceſar. Alles dieſes erreichet nicht den Zweck, und ihr verſtehet davon nichts. Catilina war witziger, als alle dieſe Leute.

Pompejus. Worinn? ihr ſetzet mich in Verwunderung: redet ihr ernſtlich?

Ceſar. Ja! ich bin niemals ernſtlicher geweſen.

Pompejus.

Pompejus. Was iſt denn das für ein Geheimniß, um den Neid zu befriedigen, um dem Argwohn zu begegnen, um ſowohl dem Adel, als dem Volck zu gefallen?

Ceſar. Wollt ihr es wiſſen? thut wie ich. Ich rathe euch nur das, was ich ſelber practicire.

Pompejus. Wie? dem Volck, unter dem Schein der Gerechtigkeit und der Freyheit ſchmeicheln? Ein hitziger Zunftmeiſter und ein eifriger Grachus ſeyn?

Ceſar. Dieſes iſt etwas, aber nicht alles. Es iſt noch etwas viel ſicherers.

Pompejus. Was iſt es dann? Iſt es etwas von der ſchwarzen Kunſt, iſt es eine Beſchwörung der Geiſter? oder die Wiſſenſchaft der Geſtirne?

Ceſar. Gut! alles dieſes iſt nichts. Mährgens von alten Weibern.

Pompejus. Ho! ihr ſeyd ſehr ſpöttiſch. Ihr habt alſo einen Umgang mit denen Göttern, wie Numa, Scipio, und andere mehr?

Ceſar. Nein, alle dieſe Künſteleyen ſind altväteriſch.

Pompejus. Was iſt es dann endlich? Haltet mich nicht länger im Zweifel.

Ceſar. Sehet hier die zwey Grund-Sätze von meiner Lehre. Erſtlich muß man alle Weiber beſtechen, um durch ſie die gröſte Geheimniſſe in denen Familien zu erforſchen; Zweytens, Geld borgen, und ſolches ohne Maaß verſchwenden, aber nicht wieder bezahlen; dann ſo iſt einem jeden Glaubiger daran gelegen, euer Glück befördern zu helfen, um das Geld nicht zu verlieren, welches ihr ihnen ſchuldig ſeyd. Sie geben euch ihre Stimmen;

Sie regen Him̃el und Erden, um euch auch diejenigen von ihren Freunden zuwegen zu bringen. Je mehr ihr Schuld-Leute habt, je mehr Anhang habt ihr auch. Um mich zum Herrn von Rom zu machen, ſuchte ich der ganzen Stadt ihr Schuldner zu werden. Je mehr ich verdorben war, deſto mächtiger war ich auch; Man darf nur wacker drauf loszehren, ſo kom̃t das Geld mit Hauffen.

Das XLII. Geſpräch.

Cicero und Auguſt.

Undanckbare Menſchen verpflichten, heißt ſoviel, als ſich ſelber ins Verderben ſtürzen.

Auguſt.

Guten Tag, groſer Redner: es iſt mir lieb, daß ich euch wieder ſehe, dann ich habe noch nicht alles vergeſſen, was ich euch ſchuldig bin.

Cicero. Ihr könt euch deſſen hier errinnern; allein in der Welt dachtet ihr wenig daran.

Auguſt. Nach eurem Tod ſelbſt fand ich einsmals einen von meinen Enckeln, der eure Schriften las; er befürchtete, ich möate ſolches nicht gut heiſſen, und war darüber in Verwirrung; allein, ich ſtellte ihn ſicher, und ſagte von euch, ihr wäret ein groſer Mann geweſen, der ſein Vaterland ſehr geliebet hätte. Ihr ſehet alſo, daß ich nicht das Ende meiner Lebens erwartet habe, um von euch gutes zu ſprechen.

Cicero. Eine feine Vergeltung für alles, was ich gethan habe, euch zu erheben! Da ihr nach dem Tod des Ceſars jung und ohne Anſehen waret, ſo gab ich euch meine Rathſchläge, meine Freunde, meinen Credit. Au-

Auguſt. Ihr thatet ſolches weniger aus Liebe zu mir, als, um das Anſehen des Antonius zu hemmen, vor deſſen Macht ihr in Furchten waret.

Cicero. Es iſt wahr, ich fürchtete mich als ein Kind, vor dieſem gewaltigen und zornigen Mann. Allein, ich betrog mich hierinnen, dann ihr waret weit gefährlicher, als er. Inzwiſchen hattet ihr mir gleichwohl euer Glück zu dancken. Was ſagte ich nicht vor dem Rath; mittlerweile, daß ihr in der Belagerung von Modena euch befandet, wo die beyde Bürgermeiſter, Hirlius und Panſa, über ihren Sieg zu Grunde giengen? Ihr Sieg machte, daß man euch vor die Spitze des Heeres ſtellte. Ich war derjenige, der durch ſeine Reden, die man die philippiſche nante, verurſachte, daß die Republic ſich dem Antonius widerſetzte. An ſtatt vor diejenige zu ſtreiten, die euch die Waffen in die Hände gegeben, hattet ihr euch mit eurem Feind, dem Antonius, und mit Lepidus, dem nichtswürdigſten Menſchen von der Welt, auf eine niederträchtige Art eingelaſſen, um Rom die Feſſeln anzulegen. Als dieſes geheiligte Triumvirat aufgerichtet war, verlangtet ihr, einer von dem andern, gewiſſe Köpfe. Ein jeder, der von ſeinem Mitgeſellen Böſes verlangte, wurde dadurch auch zugleich verpflichtet, ſelber Böſes zu thun. Antonius ſahe ſich gezwungen, eurer Rache den L. Ceſar, ſeinen eignen Vetter, aufzuopfern, um von euch meinen Kopf zu erlangen, und ihr überlieſſet mich ſchändlich ſeiner Wuth.

Auguſt. Es iſt wahr, ich konte nicht einem Menſchen widerſtehen, den ich nöthig hatte, um mich zum Herrn der Welt zu machen. Dieſe Verſuchung iſt ſtarck, und man muß ſie entſchuldigen.

Cicero. Eine ſo grauſame Undanckbarkeit kan mit nichts entſchuldiget werden. Ohne mich wäret ihr nie zu der Regierung der Republic hervor gezogen worden. O wie ſehr bereu ich die Lobſprüche, die ich euch gegeben habe. Ihr ſeyd ein abſcheulicher Tyrann worden, ihr waret nur ein betrügeriſcher und falſcher Freund.

August. Sehet hier eine Menge Schimpfwörter. Ich glaube, ihr wollet gegen mich eine noch heftigere Philippica machen, als diejenige waren, die ihr gegen den Antonius gehalten habt.

Cicero. Nein, ich habe meine Beredtſamkeit zurück gelaſſen, da ich über die Wellen des Styx gekommen bin. Aber die Nachwelt wird wiſſen, daß ich euch zu demjenigen gemacht habe, der ihr waret, und daß ihr derjenige geweſen ſeyd, der mich hat umbringen laſſen, um den Haß des Antonius zu vergnügen. Was mich aber am meiſten verdrießt, iſt, daß eure ſchändliche Furcht, welche euch bey allen künftigen Zeiten verächtlich macht, mich ebenfals bey Leuten, die Einſicht haben, um meinen Ruhm wird bringen können. Sie werden ſagen, ich hätte mich von einem jungen Menſchen hinter das Licht führen laſſen, um deſſen Ehrſucht zu vergnügen. Leute ſich verbindlich machen wollen, die von einer böſen Gemüths-Art ſind, heißt, ſich ſelber Verdruß und Schande machen.

Das XLIII. Geſpräch.

Sertorius und Mercurius.

Die Fabeln und Mährgens wircken mehr bey dem leichtglaubigen Volck, als die Wahrheit.

Mercurius.

Ich muß eilends wieder nach dem Olympus zurückkehren. Es iſt mir leid, dann ich ſterbe für Verlangen, zu wiſſen, wie du dein Leben geendiget haſt.

Sertorius. Ich will dir ſolches mit zwey Worten ſagen: Der junge Lehrling, und die gute Alte konten mich nicht überwinden. Perpenna, der Verräther, ließ mich umbringen. Ohne ihn würde ich meinen Feinden noch ein weites Feld gewieſen haben.

Mercurius. Wen nenneſt du den jungen Lehrling und die gute Alte?

Sertorius. Ey! wußt du das nicht? Es waren Pompejus und Metellus. Metellus war weichlich und träg, dabey wanckelmüthig, alt und erſchöpft. Er verſäumte die Gelegenheiten, die der Sache einen Ausſchlag geben konten, durch ſein langweiliges Zaudern. Pompejus im Gegentheil, hatte keine Erfahrung. Mit denen Barbaren, die ich zuſammen zog, ſpottete ich dieſer beyden Feld-Oberſten und ihrer Legionen.

Mercurius. Es wundert mich nicht. Man ſagt, du wäreſt ein Schwartzkünſtler geweſen, und hätteſt eine Hündin gehabt, welche zu dir ins Lager gekommen wär, dir alle Anſchläge deiner Feinde, und alles, was du gegen ſie unternehmen ſolteſt, zu entdecken.

Sertorius.

Sertorius. So lang ich meiner Hindin vonnöthen hatte, offenbahrte ich niemand dieſes Geheimniß. Nun aber, da ich mich deſſen nicht weiter bedienen kan, will ich dir ſolches auslegen.

Mercur. Wohlan, war es eine Bezauberung?

Sertorius. Ganz und gar nicht. Es war eine Narrheit, die mir mehr genutzet hat, als mein Geld, mein Volck, und die Zerrüttung der Parthey des Marius gegen Sylla, die ich in die Enge der Gebürge, zwiſchen Spanien und Luſitanien, getrieben hatte. Ein liſtiger Betrug, wann er zu rechter Zeit gebrauchet wird, führet ein abergläubiſches Volck ſehr weit.

Mercurius. War aber dieſer Betrug nicht zimlich grob?

Sertorius. Sonder Zweifel; allein das Volck, welches damit hintergangen wurde, war noch gröber.

Mercur. Wie, dieſe Barbaren glaubten alles, was du von deiner Hindin ihnen vorſagteſt?

Sertorius. Alles: wenn ich gewolt, ſo hätten ſie noch mehr geglaubt. Hatt ich durch Uberläuffer, oder durch Kundſchafter den Marſch der Feinde entdecket, ſo war es meine Hindin, die mir ſolches ins Ohr geſagt hatte. Wurd ich geſchlagen, ſo verkündigte mir die Hindin, daß die Götter mir wieder aufhelfen würden. Die Hindin befahl denen Einwohnern des Landes, daß ſie mit aller Macht mir ſolten beyſtehen, wo ſie anders nicht von Seuche und Hunger wolten aufgerieben ſeyn. Hatte ſich meine Hindin einige Tage verlohren, und wurde hernach wieder gefunden, ſo hielt ich ſie ſehr verborgen, und verkündigte darauf durch eine Art von Vorahndung oder Prophezeyung, daß ſie würde wieder kommen,

da ich ſie alsdann ließ ins Lager lauffen, wo ſie mir neue Botſchaft von denen Göttern brachte. Kurz, meine Hindin that alles; ſie allein half mir in meinen Widerwärtigkeiten.

Mercurius. Dieſes Thier hat dir wohl gedienet; du aber dienteſt uns übel: dann dergleichen Betrügereyen machen die Unſterblichen verächtlich, und entehren überaus alle unſere Geheimniſſe. Du warſt in der That ein gottloſer Menſch.

Sertorius. Ich war nicht gottloſer, als Numa mit ſeiner Nymphe Egeria; als Lycurgus und Solon mit ihrem geheimen Umgang mit ſeinem vertrauten Geiſt; und endlich als Scipio mit ſeiner geheimen Art, mit welcher er auf das Capitolium gieng, um den Jupiter um Rath zu fragen, der ihm alle ſeine Kriegs-Unternehmungen gegen Carthago einflöſete. Alle dieſe Leute ſind ſowohl Betrüger geweſen, wie ich.

Mercurius. Sie waren es, aber nur, um gute Geſetze einzuführen, oder, um das Vaterland ſiegreich zu machen.

Sertorius. Und ich war es, um mich gegen den Anhang des Tyrannen Sylla zu vertheidigen, der Rom unterdrückt, und einige Bürger, die wie Sclaven verkleidet waren, zu mir geſandt hatte, mich als die lezte Stütze der Freyheit ums Leben zu bringen.

Mercurius. Wie! du betrachteteſt die ganze Republic, als einen Anhang des Sylla? Du wareſt noch allein redlich gegen alle Römer geblieben, und gleichwohl betrogeſt du die arme Barbaren mit denen Geheimniſſen der Religion.

Sertorius. Es iſt war; wie ſolte man es aber mit denen Thoren anfangen? Man muß ſie wohl

mit

mit Thorheiten herumführen, will man anders zu ſeinem Zweck kommen. Wolte man ihnen nur lauter gründliche Wahrheiten ſagen, ſo würden ſie ſolchen keinen Glauben beymeſſen. Erzehlet Mährgens, ſchmeichelt und redet ſo etwas daher, ſo wird groß und klein euch nachlauffen und bewundern.

Das XLIV. Geſpräch.

Der junge Pompejus, und Menas, der Freygelaſſene.

Eigenſchaft eines Menſchen, der, weil er nicht die Tugend um ihrer ſelbſt willen liebet, nicht ſo gut iſt, daß er nicht gern ſolte der Laſter genieſſen wollen; noch ſo bös, daß er ſie ſolte begehen.

Menas.

WOlt ihr, daß ich ſoll einen ſchönen Streich machen?

Pompejus. Wie ſo? rede, du biſt ganz verſtöhrt, du ſieheſt aus, wie eine Sybille in ihrer Gruft, welche ſchnauffet, ſchäumet, und bezaubert iſt

Menas. Es iſt für Freude. O glückſelige Gelegenheit! weñ es meine Sache wär, ſo wär ſchon alles gethan: wollt ihrs haben? Ein Wort, ja, oder nein.

Pompejus. Wie, du ſagſt mir nicht, was, und verlangeſt doch eine Antwort. Sprich, was wilt du? Rede deutlich.

Menas. Ihr habt da den Antonius und den Octavius in eurem Schif an der Tafel, ſie dencken nur allein ſich recht luſtig zu machen.

Pomp. Meyneſt du, ich hätte keine Augen, es zu ſehen?

Menas. Allein, habt ihr Ohren, mich zu hören? O ſchönes Netz, ſie zu erhaſchen!

Pompejus. Wie, meyneſt du, ich ſolte ſie verrathen? Ich, ich ſolte mein gegebenes Wort nicht meinen Feinden halten? Der Sohn des groſen Pompejus ſoll ein Schelmenſtück begehen. Ey, Menas, kennſt du mich nicht beſſer!

Menas. Ihr verſtehet mich noch übler: ihr ſolt den Streich nicht thun: ſehet hier die Hand, die ſich darzu bereit macht; Haltet euer Wort, als ein groſer Mann, und laſſet den Menas machen, der nichts verſprochen hat.

Pompejus. Aber du wilſt, daß ich dich machen laſſe: ich, dem man ſich hat anvertrauet? du wilſt, daß ich es wiſſen und zugeben ſoll? Ach! Menas, mein lieber Menas, warum haſt du es mir geſagt? Man hätte ſolches thun ſollen, ohne mir es zu ſagen.

Menas. Allein, ihr wiſſet ja nichts, ich will das Ancker-Seil entzwey hauen; wir ſtoſſen damit ins offene Meer: die beyden Tyrannen von Rom ſind in euren Händen. Das Blut eures Vaters wird gerochen an denen beyden Erben des Ceſars. Pompejus hält getreulich ſein Wort, grosmüthig, voller Ruhm und Ehre; Menas, der Freygelaſſene, Menas begehet das Laſter, und der tugendhafte Pompejus macht ſich ſolches zu Nutzen.

Pompejus. Pompejus aber kan dieſe ſchändliche That nicht voraus wiſſen, und ſolche zulaſſen, ohne mit Theil daran zu nehmen. Ach Unglückſeliger! du haſt alles verdorben, da du mir davon geſagt haſt. Wie ſehr bedauere ich, was du hätteſt thun können.

Menas. Wenn ihr es bedauret, warum erlaubet ihr es nicht? Und wenn ihr es nicht erlauben könt,

warum bekümmert ihr euch darüber? Iſt die Sache gut, ſo muß man ſie herzhaft wollen, und ſich deswegen nicht viel zieren; Iſt ſie böſe, warum wünſchet ihr, daß ſie geſchehen wär. Ihr ſeyd euch ſelbſt entgegen. Ein Geſpenſt der Tugend macht euch furchtſam, und ihr macht mir die Wahrheit erkennen, wenn man ſagt: Es gehöre ein ſtarcker Geiſt darzu, um groſe Laſter zu unternehmen.

Pompejus. Es iſt wahr, Menas, ich bin weder ſo gut, daß ich mir nicht die Laſter wolte zu Nutze machen; noch ſo böſe, daß ich das Laſter ſelbſt begehen mögte. Ich ſehe mich zwiſchen beyden, welches weder Tugend, noch Laſter iſt. Es iſt nicht die wahre Ehre, ſondern eine böſe Schande, die mich zurück hält. Ich kan einem Verräther nicht beypflichten; gleichwol aber würde ich keinen Abſcheu an der Verrätherey haben, um mich zum Herrn der Welt zu machen.

Das XLV. Geſpräch.

Caligula und Nero.

Gefahr bey der höchſten Gewalt, wenn ein Fürſt einen ſchwachen Verſtand hat.

Caligula.

Ich bin erfreut, dich zu ſehen: du biſt eine Rarität. Man hat meine Eiferſucht gegen dich aufbringen wollen, indem man mich verſichert, du hätteſt mich an wunderbaren Thaten noch übertroffen.

Nero. Schöne Vergleichniß! du wareſt ein Narr. Ich aber habe mit den Menſchen nur mein Spiel getrieben, und habe ihnen Sachen gewieſen,

die ſie nie geſehen hatten. Ich habe meine Mutter, meine Frau, meinen Hofmeiſter, und meinen Lehrmeiſter laſſen umbringen. Ich habe mein Vaterland in die Aſche geleget. Sehet, das ſind Streiche von einer rechten Herzhaftigkeit, welche ſich über die menſchliche Schwachheit empor ſchwinget. Der gemeine Mann nennet es Grauſamkeit; ich nenne ſolches eine Verachtung der ganzen Natur, und eine wahre Grosmuth der Seelen.

Caligula. Du prahleſt nur. Haſt du, wie ich, deinen ſterbenden Vater erſtickt? Haſt du deiner Frauen, wie ich der meinigen, geliebkoſet, und ihr geſagt: Du artiger kleiner Kopf, ich werde dich laſſen herunter hauen, wenn es mir gefallen wird?

Nero. Das waren in der That rechte Artigkeiten. Ich, für mein Theil, ſage nichts, als was Grund hat. Ey wahrhaftig, ich habe noch eine der ſchönſten Stellen von meinem Lebens-Lauf ausgelaſſen; dieſe iſt, daß ich auch meinen Bruder, den Britannicus habe umbringen laſſen.

Caligula. Das iſt etwas, ich muß es bekennen. Ohne Zweifel thateſt du ſolches, um der Tugend des erſten Stifters von Rom nachzuahmen, der aus Liebe zum gemeinen Beſten, auch das Blut ſeines Bruders nicht verſchonete. Aber du wareſt ja nur ein Muſicant.

Nero. O ja; was dich betrift, ſo hatteſt du weit höhere Anſprüche: du wolteſt ein Gott ſeyn, und alle diejenige, die daran zweifelten, niedermetzeln laſſen.

Caligula. Warum das nicht? Konte man das Leben der Menſchen auch beſſer anwenden, als ſolches meiner Gottheit aufopfern? Das waren ſoviel Schlacht-Opfer auf meinen Altären. Ne-

Nero. Ich verfiel nicht auf ſolche Grillen; allein, ich war der gröſte Muſicant und der vollkommenſte Comödien-Spieler im Reich. Ich war dabey auch ein guter Poete.

Caligula. Zum wenigſten glaubteſt du ſolches; andere aber glaubten es nicht; man lachte ſowohl über deine Stimme, als über deine Verſe.

Nero. Man lachte nicht darüber, ohne meine Rache zu fühlen. Lucanus hatte bald Urſach, es zu bereuen, daß er mich übertreffen wolte.

Caligula. Dieſes war wohl eine feine Ehre für einen Römiſchen Kayſer, ſich auf der Schau-Bühne wie ein Pickelhäring zu zeigen, mit denen Poeten um den Vorzug zu eifern, und ſich dem öffentlichen Gelächter auszuſtellen.

Nero. Daran iſt die Reiſe ſchuld, welche ich in Griechenland thate, ſolche erhizte mir den Kopf für die Schau-Spiele, und für alles, was auf dergleichen Vorſtellungen hinaus lief.

Caligula. Du hätteſt in Griechenland bleiben ſollen, um einen Comödien-Spieler abzugeben, und einem andern die Stelle eines Kayſers zu Rom überlaſſen ſollen, der ſolche mit mehrer Majeſtät hätte begleiten können.

Nero. Wie! hatte ich nicht mein Haus zu Rom von Gold, welches gröſer, als die gröſte Städte seyn ſolte? O fürwahr, ich verſtunde mich auf Herrlichkeit und Pracht.

Calig. Wenn dieſes Haus wäre fertig worden, ſo hätten die Römer auſſerhalb Rom wohnen müſſen. Dieſes Haus ſchickte ſich für den Coloſſus, welcher dich vorſtellte, und nicht für dich, indem du ja nicht gröſſer wareſt, als wie ein andrer Menſch.

Nero. Ich hatte aber nichts als groſes im Sinn.

Caligula. Nein, du hatteſt nur Rieſen und Ungeheuer im Kopf. Allein, durch alle dieſe ſchöne Anſchläge machte Vindex einen Strich.

Nero. Und durch die deinige, Chereas, wie du auf die Schau-Bühne giengeſt.

Caligula. Es iſt nicht zu läugnen, wir nahmen beyde kein gar glückliches Ende, und zwar in der Blüte unſrer Jugend.

Nero. Man muß die Wahrheit ſagen; wenig Leute waren uns geneigt, um uns ein langes Leben zu wünſchen. Man bringt die Zeit mit ſchlechtem Vergnügen zu, wenn man ſich immer zwiſchen Schwerdter und Dolgen ſehen muß.

.Caligula. Auf die Art, wie du redeſt, würdeſt du einem Glauben machen, daß du dein Leben ändern wolteſt, wann du wieder auf die Welt kämeſt?

Nero. Nein, mit nichten, ich könte ſo viel nicht über mich gewinnen, um mich zu mäßigen. Sieheſt du wohl, mein lieber Freund, und du haſt es ſowohl geſpüret, als ich, daß es eine wunderliche Sache iſt, wenn man alles vermag, und dabey ein wenig einen ſchwachen Kopf hat; er wird einem bey einer ſolchen Macht, die keine Gränzen hat, bald ſchwindlicht. Mancher, der geſcheit iſt, ſo lang er in einem mittelmäßigen Stand bleibet, wird unſinnig, ſo bald er Herr in der Welt wird.

Caligula. Dieſe Narrheit wär recht artig, wann ſie nichts zu befürchten hätte; allein, die Zuſammen-Verſchwörungen, die Aufwiegelungen, ſamt denen vielen Verdrießlichkeiten und Verwirrungen in einem groſen Reich, verderben das Handwerck. Zudem, ſo dauret auch die Kurzweil nicht lange; oder

vielmehr,

vielmehr, ſie iſt ein entſetzliches Trauer-Spiel, das auf einmal zu Ende geht. Man muß hieher kommen, um mit denen dreyen verdrießlichen und störriſchen alten Männern abzurechnen, die keinen Scherz verſtehen, und welche diejenige als Böſewichter beſtrafen, die ſich auf Erden haben anbeten laſſen. Ich ſehe den Domitian, den Commodus, den Caracalla, den Heliogabalus, alleſamt in Ketten und in Banden: wir werden wohl unſre Zeit nicht beſſer zubringen, als ſie.

Das XLVI. Geſpräch.

Antoninus Pius und Marcus Aurelius.

Man muß ſein Vaterland mehr lieben, als ſeine Familie.

Marcus Aurelius.

Mein Vater! wie iſt mir euer Troſt ſo nöthig! Ich hätte mir wohl niemals eingebildet, daß ich einen ſo lebhaften Schmerzen empfinden würde, da ich, nach der Lehre der Stoicker, in der Fühlloſigkeit der Tugend bin genähret worden, und jetzo mich in den beglückten Gegenden befinde, wo alles ruhig iſt.

Antoninus. Ach mein lieber Sohn! welches Unglück ſetzet dich in ſolche Verwirrung? Deine Thränen ſind ſehr ungeziemend für einen Stoicker. Was iſt dann zu thun?

Marcus Aurelius. Ach! es iſt mein Sohn, der Commodus, den ich ſehe: er hat meinen Namen entehret, der von dem Volck ſo werth geachtet wur-

de. Ein liederliches Weibsbild hat ihn umbringen laſſen, um dieſem Unglückſeligen zuvor zu kommen, weil er ſie mit auf die Liſte ſolcher Leute hatte ſetzen laſſen, welche ſterben ſolten.

Antoninus. Ich weiß, das er ein ſchändliches Leben geführet hat. Warum aber haſt du ihn in der Auferziehung verſäumet? Du biſt Urſach an ſeinem Unglück. Er hat noch mehr Urſach, ſich über deine Unachtſamkeit, die ihn verlohren hat, als du dich über ſeine Unordnungen, zu beklagen.

Marcus Aurelius. Ich hatte nicht Zeit, meine Gedancken auf ein Kind zu wenden. Die Menge der Geſchäften, die in einem ſo groſen Reich vorkommen, und die ausländiſche Kriege machten mir allzu viel zu thun. Doch unterließ ich nicht, für ihn einige Sorgfalt zu haben. Ach wär ich doch nur ein gemeiner Mann geweſen, ſo hätte ich ſelbſt meinen Sohn unterrichten und anführen wollen, damit er ein ehrlicher Mann worden wär; ſo aber hab ich ihm allzu viele Macht gelaſſen, um ſich in denen Schrancken zu halten, und der Tugend zu folgen.

Antoninus. Wann du voraus ſaheſt, daß der Thron ihn verderben würde, ſo hätte man ihn nicht ſollen zum Kayſerthum gelangen laſſen, ſowohl in Anſehung des Reichs, welches einen tüchtigen Regenten vonnöthen hatte, als aus Liebe zu deinem Sohn, der ſich beſſer in einen mittelmäßigen Stand geſchickt hätte.

Marcus Aurelius. Ich hatte niemals vorher geſehen, daß er würde liederlich werden.

Antoninus. Solteſt du es aber nicht vorher ſehen? Hatte dich nicht die väterliche Zärtlichkeit verblendet? Ich wählte deswegen in dir einen Fremdling,

ling, und ließ mich von dem Eigennutz meiner Familie nicht einnehmen. Hättest du es auch ſo gemacht, ſo hätteſt du jetzo nicht ſo viel Misvergnügen.

Marcus Aurelius. Ich ſahe wohl, daß er groſe Fehler hatte; ich hofte aber, daß er ſich beſſern würde.

Antoninus. Das will ſoviel ſagen, du haſt, auf Unkoſten des Reichs, die Probe davon machen wollen. Hätteſt du aufrichtig das Vaterland mehr, als deine Familie, geliebet, ſo hätteſt du die gemeine Wohlfahrt in Gefahr geſezt, um die Hoheit deines eignen Hauſes zu unterſtützen.

Marcus Aurelius. Offenherzig von der Sache zu reden, ſo dachte ich jederzeit, das Reich meinem Sohn vorzuziehen; Allein, die Liebe, die ich für mein Kind hatte, verhinderte mich, ihn genauer zu beobachten. Im Zweifel hab ich mir geſchmeichelt, nnd die Hofnung hat mein Herz verführet.

Antoninus. O welches Unglück! daß doch die beſte Menſchen noch ſo unvollkomen ſind; und daß, da ihnen das Gute ſo viele Mühe koſtet, ſie öfters auch wider ihrem Willen unheilbare Ubel ſtiften.

Marcus Aurelius. Ich ſah, daß er wohl gewachſen, und geſchickt zu allen Leibes-Ubungen war. Ich hatte ihm kluge Rathgeber zugeſellet, zu denen ich ein Vertrauen hatte, und welche ſeine Jugend formiren ſolten. Allein, er war von Natur leichtſinnig, heftig, und der Wohlluſt ergeben.

Antoninus. Kanteſt du dann in Rom keinen einzigen Menſchen, der des Kayſerthums würdiger geweſen wär?

Marcus Aurelius. Ich bekenne, daß deren verſchiedene waren; ich glaubte aber, ich konte meinen Sohn vorziehen, wenn er nur einige gute Eigenſchaften hätte.

An-

Antoninus. Was bedeutete dann dieſe ſo heldenmäßige Sprache von der Tugend, wann du an die Fauſtina ſchriebſt, daß, wofern Avidius Coßius des Reichs würdiger wär, als du und deine Familie, ſo müſte man ihm den Vorzug gönnen, und ſolte deine Familie mit dir ausgehen? Warum folgteſt du nicht dieſen groſen Lehren, da es darauf ankam, einen Nachfolger zu wählen? Wareſt du ſo viel nicht dem Vaterland ſchuldig, den Würdigſten vorzuziehen?

Marcus Aurelius. Ich bekenne meinen Fehler; allein das Weib, das du mir mit dem Reich gegeben haſt, und deren Unordnungen ich deinetwegen ertrug, hat mir niemalen erlaubet, der Reinigkeit ſolcher Lehren zu folgen. Indem du mir deine Tochter mit dem Reich gabeſt, begiengſt du den erſten Fehler, daraus der meinige geſloſſen iſt. Du gabſt mir zwey Geſchencke, davon das eine das andere verdorben, und mich gehindert hat, es nützlich anzuwenden. Es iſt mir leid, daß, um mich zu entſchuldigen, ich dich ſelber anklagen muß; allein, du dringeſt gar zu ſcharf in mich. Haſt du nicht dasjenige für deine Tochter gethan, was du mir hier meines Sohns halber vorwirfſt.

Antoninus. Indem ich dir deinen Fehler verweiſe, bin ich gar nicht in Abrede wegen dem meinigen; allein, ich hatte dir eine Frau gegeben, die gar keine Gewalte hatte; ſie hatte nur den Namen einer Kayſerin: du hätteſt dich können und ſollen nach denen Geſetzen von ihr ſcheiden laſſen, wann ſie ſich übel aufgeführet. Kurz, du hätteſt zum wenigſten dich über die Frechheiten eines Weibes empor ſetzen ſollen. Uberdem, ſo war ſie ja damals ſchon todt, als du deinem Sohn das Reich lieſſeſt. Du haſt das leicht-

leichtſinnige und ungeſtümme Weſen deines Sohnes erkant; er machte ſich nur Geſchäfte, um Schau-Spiele zu geben, mit dem Bogen zu ſchieſſen, wilde Thiere zu ſpieſſen, ſich ſelbſt ſo wild, als ſie waren, zumachen, einen Klopffechter abzugeben, ſeine Sinnen recht ausſchweiffen zu laſſen, indem er ganz nackend lief, und nichts, als eine Löwen-Haut um ſich hatte, gleich, als ob er Hercules geweſen wäre; ſich in alle Laſter zu ſtürzen, welche einen Abſcheu erwecken, und allem Argwohn mit einer ungeheuren Grauſamkeit ſich zu ergeben. O mein Sohn, höre auf, dich zu entſchuldigen. Ein ſo unſinniger und böſer Menſch hätte einen ſo klugen Mann, wie du biſt, nicht betrügen können, wo deine Liebe zu ihm nicht deinen Verſtand und deine Tugend geſchwächet hätte.

Das XLVII. Geſpräch.

Horatius und Virgilius.

Eigenſchaften dieſer beyden Poeten.

Virgilius.

WJe ſind wir ſo ruhig und glückſelig auf dieſen immer grünenden Wieſen bey dieſen klaren Bächen, wo die ſchattigte Wälder bis an das Ufer reichen, und einen lieblichen Geruch ausdämpfen.

Horatius. Wenn ihr euch nicht vorſehet, ſo werdet ihr bald eine Eccloga machen. Die Schatten müſſen keine mehr machen. Sehet den Homerus, Heſiodus, Theocritus, deren Häupter mit Lorbeer umwunden ſind, ſie hören ihre Gedichte ſingen; aber ſie machen keine mehr.

Virgil.

Virgilius. Ich vernehme mit Vergnügen, daß die eurige nach ſo vieler Zeiten Lauf noch die zärtlichſte Ergötzung gelehrter Leute ausmachen. Ihr betroget euch nicht, wann ihr in euren Liedern mit einem ſo gewiſſen Thon ausſagtet, daß ihr nicht gar ſterben würdet.

Horatius. Meine Schriften haben der Zeit widerſtanden, es iſt wahr; aber ich muß euch ſo ſehr lieben, als ich es thue, um nicht eiferſüchtig über euren groſen Ruhm zu ſeyn. Man ſetzet euch gleich nach dem Homerus.

Virgilius. Unſere Muſen müſſen auf einander nicht eiferſüchtig ſeyn; ſie ſind, ihrer Art nach, unterſchieden. Was ihr Bewunderns-würdiges habt, iſt die artige Abwechſelung. Eure Lieder ſind zärtlich, annehmlich und ſcharfſinnig; Zuweilen begleitet ſie auch eine ungemeine Stärcke. Eure Satyren ſind einfältig, natürlich, kurz, und voller Geiſt. Man findet darinn eine tiefe Erkäntniß des Menſchen, eine ſehr ernſtliche Philoſophie mit einer luſtigen Art vorgetragen, welche die Sitten der Menſchen beſtrafen, und ſie gleichſam ſcherzend unterweiſet. Eure Dichtkunſt zeiget einen weiten Umfang aller nur möglichen Wiſſenſchaften, alle Stärcke des Witzes, die zu den gröſten Wercken erfordert wird, es ſey ſowohl in der Epiſchen, als Tragiſchen Schreib-Art.

Horatius. Ihr mögt wohl von Abwechſelungen ſprechen, in euren Ecclogen findet man die natürliche Zärtlichkeit des Theocritus. Eure Georgica ſind voll der anmuthigſten Schildereyen. Ihr wiſſet die ganze Natur entzückend und liebreizend zu machen. Was ſage ich von eurer Eneide? das Ordentliche,

das Prächtige, das Starcke, und das Scharffſinnige von Homerus glänzet allenthalben hervor.

Virgilius. Ich thue nichts, als ihm Schritt vor Schritt folgen.

Horatius. Ihr ſeyd aber dem Homerus nicht gefolget, wann ihr von der Liebe der Dido redet. Dieſes Vierdte Buch iſt ganz original. Man kan euch auch ſogar das Lob nicht abſprechen, daß ihr des Eneas Eintrit in die Hölle noch ſchöner gemacht habt, als die Vorforderung der Seelen in der Odiſſee.

Virgilius. Meine lezte Bücher ſind nachläßig geſchrieben. Ich wolte ſie nicht ſo unvollkommen laſſen. Ihr wiſſet, daß ich ſie habe verbreñen wollen.

Horatius. O Schade, wann ihr es gethan hättet. Dieſe Zärtlichkeit gieng allzu weit. Man ſiehet wohl, daß der Verfaſſer der Georgicorum die Eneide mit gleichem Fleiß hätte endigen können. Ich ſehe weniger auf dieſe leztere Ausarbeitung, als auf den erhabnen Geiſt, auf die Einrichtung des ganzen Wercks, auf die Stärcke und Verwegenheit der Schildereyen. Offenherzig zu reden, wann eine Sache euch hindert, dem Homerus zu gleichen, ſo iſt es, daß ihr mehr nett, rein und ausführlich ſeyd; aber dabey auch weniger einfältig, weniger ſtarck, weniger ſcharffſinnig: dann mit einem einzigen Strich mahlet er die Natur ganz, wie ſie iſt, vor Augen.

Virgilius. Ich bekenne, daß ich etwas der einfältigen Natur entzogen habe, um mich nach dem Geſchmack eines prächtigen Volcks zu richten, welches nur allein von Sachen, welche ſinnreich und artig waren, gerühret wurde. Homerus ſchien gleichſam, nicht an den Leſer zu gedencken, um nur allein die Natur in ihrer wahren Geſtalt zu entwerfen. In dieſem Stück hat er mir es zuvor gethan.

Ho-

Horatius. Ihr ſeyd noch allezeit der beſcheidene Virgilius, dem es ſo viel Mühe koſtete, ſich an dem Hof des Auguſt zu zeigen. Ich habe euch frey meine Meynung über eure Schriften entdeckt; ſagt mir nun auch die Fehler in denen meinigen, oder urtheilet ihr mich nicht fähig genug, ſolche zu erkennen.

Virgilius. Es finden ſich, wie mich dünckt, einige Stellen in euren Oden, welche könten geändert werden, ohne daß die Haupt-Sache drunter leiden ſolte, weil ſie nicht eigentlich darzu mitgehören. Ich weiß wohl, daß eine Ode etwas haben muß, das entzücken ſoll: allein, es ſind gewiſſe weit gelegene Stellen, die eine ſchöne Entzückung nicht zu ſuchen pflegt. Es ſind auch einige Stellen, wo die Leidenſchaften ſehr weit getrieben, und ganz erſtaunlich ſind, in welchen ihr vielleicht etwas mangelhaftes wahrnehmen werdet, es ſey in der Harmonie, oder in der natürlichen Vorſtellung der Leidenſchaften. Niemals hat ein Menſch ſeinen Worten einen glücklichern Schwung zu geben, und mit ſolcher Kürze und Feinigkeit einen ſchönern Sinn auszudrucken gewuſt. Die Worte werden gleichſam ganz neu durch die Art, mit welcher ihr ſie gebrauchet; Alles aber iſt nicht durchgängig flieſſend, und einige Sachen ſcheinen ein wenig gar zu weit herum gedrehet zu ſeyn.

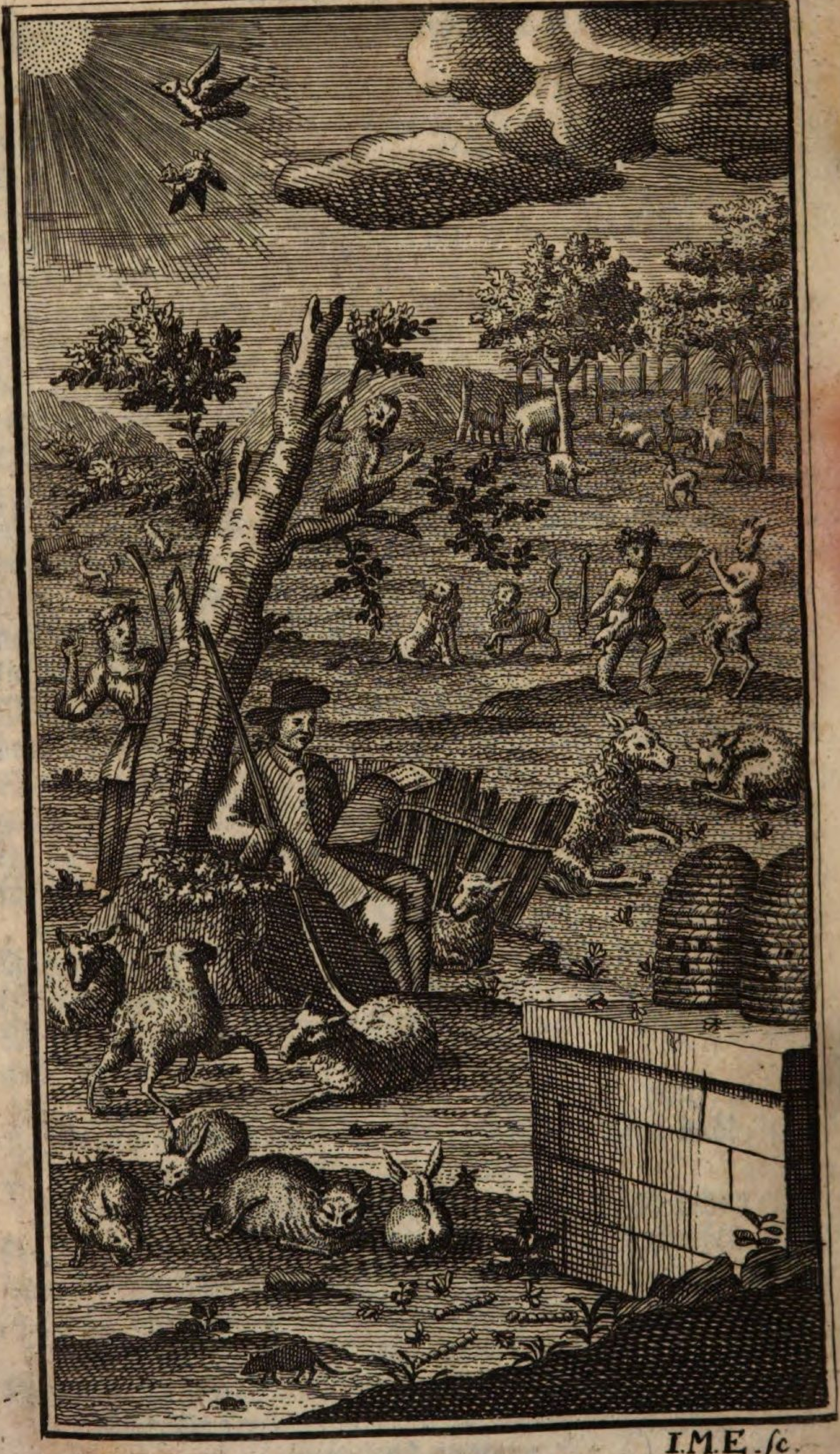
Horatius. Ich verwundere mich nicht, wann ihr, in Anſehung der Harmonie, ſo ſchwer zu vergnügen ſeyd. Nichts iſt ſüſſer und wohlklingender, als eure Verſe: ihr Sylben-Maaß allein durchdringet das Herz, und preſſet Thränen aus den Augen ....

Virgilius. Zu denen Oden wird eine ganz andere Harmonie erfodert, die ihr faſt immer getroffen habt, und die noch mehr abwechſelt, als die meinige.

Horatius. Ich habe, kurz von der Sache zu reden, nur kleine Wercke verfertiget. Ich habe das Böſe beſtrafet. Ich habe Anweiſungen zum Guten gegeben; aber ich habe nichts ſo groſes aufgeführet, wie euer heroiſches Gedichte iſt.

Virgilius. In Wahrheit, mein lieber Horatius, es iſt ſchon gar zu lang, daß wir uns einander loben: für rechtſchaffene Leute muß ich mich darüber ſchämen. Laßt uns endigen.

Ende des Erſten Theils.



I.M.E. ſc.

Herrn von Fenelon
weiland Erz-Biſchofs und Herzogs zu Cambray

Geſpräche der Todten
Alter und neuer Zeiten
mit einigen
Fabeln
zur
Unterweiſung eines Prinzen.
Aus dem Franzöſiſchen in das Teutſche überſezt.

Zweyter Theil.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Johann Friederich Fleiſcher,
1745.

Geſpräche Der Todten aus denen Neueren Geſchichten.

Anderer Theil.

Geſpräche
Der Todten
aus denen
Neueren Geſchichten.
Anderer Theil.

Das I. Geſpräch.
Leger und Erboin.

Ein einſames und einfältiges Leben hat keine Annehmlichkeiten für einen Ehrſüchtigen.

Erboin.

Mein Troſt in meinen Widerwärtigkeiten iſt, euch in dieſer Einſamkeit zu finden.

Leger. Mir aber iſt es im Gegentheil leyd, euch hier zu ſehen: denn man iſt hier ohne Nutzen, wenn man hier wider ſeinen Willen iſt.

Erboin. Warum verzweiffelt ihr dann an meiner Bekehrung? Vielleicht wird euer guter Rath und euer Exempel mich beſſer machen, als ihr

meynet. Ihr, der ihr ſo liebreich ſeyd, ihr ſoltet doch wohl in eurem Ruheſtand ein wenig Sorgfalt für mich haben.

Leger. Man hat mich nur deswegen hierher geſetzt, damit ich mich in nichts mengen ſoll: ich habe noch genug damit zu thun, mich ſelbſt zu beſſern.

Erboin. Wie, indem man ſich der Einſamkeit ergiebt, höret man auf liebreich zu ſeyn?

Leger. Mit nichten. Ich werde GOTT für euch bitten.

Erboin. O ich ſehe wohl, ihr verlaſſet mich als einen Menſchen, der eurer Unterweiſung unwürdig iſt; allein ihr thut mir gleichwohl Unrecht. Ich bekenne, daß es mir leyd gethan, mich hier zu ſehen; nunmehro aber bin ich ziemlich zu frieden, daß ich hier bin. Sehet hier die ſchönſte Wüſteney von der Welt. Bewundert ihr nicht dieſe Bäche, welche ſich hier von denen Bergen herab ſtürzen; dieſe ſteile und theils mit Moos bedeckte Felſen; dieſe alte Bäume, die ſo alt ſcheinen als die Erde, darauf ſie gewachſen ſind? Die Natur hat hier etwas wildes und ſchreckhaftes, das gleichwol gefällt und einen angenehm dencken macht.

Leger. Alle dieſe Dinge ſind ſehr abgeſchmackt für einen, der einen Geſchmack an der Ehre hat, und der noch an denen Eitelkeiten haftet. Man muß ein unſchuldiges und ruhiges Herze haben, um die Annehmlichkeit der Land-Luſt zu empfinden.

Erboin. Ich war aber der Welt und ihres Gewühls ganz müde, als man mich hieher gebracht hat.

Leger. Es ſcheinet wohl, ihr müſſet derſelben

ſehr müde geweſen ſeyn, weil man euch mit Gewalt hieher gebracht hat.

Erboin. Ich hatte nicht das Herz, daraus zu gehen, wiewohl ich derſelben ſehr überdrüßig war.

Leger. Uberdrüßig! wie, ein Menſch, der noch mit Freuden umkehren würde, und der nur eine Thüre ſucht, wieder hinein zu gehen? Ich kenn euch; ihr möcht euch verſtellen, wie ihr wollt; bekennet eure Unruhe; ſeyd wenigſtens aufrichtig.

Erböin. Allein, heiliger Prelat, wenn ihr und ich zuſammen in die Geſchäfte kämen, ſo würden wir ja ungemein viel gutes ſtiften. Wir würden einer dem andern können beyſtehen, um die Tugend zu beſchützen, und wir könten mit zuſammen geſezten Kräften alles niederreiſſen, was ſich uns widerſetzen würde.

Leger. Trauet euch ſelbſt, auf eure gehabte Erfahrung, ſo viel ihr wollt. Suchet allerhand Vorwand, euren Begierden zu ſchmeicheln. Was mich betrift, der ich mich länger hier befinde als ihr, ich habe Zeit gehabt zu lernen, wie man weder ſich noch der Welt trauen ſoll. Sie hat mich einmahl betrogen, dieſe undanckbare Welt; ſie ſoll mich ferner nicht mehr betrügen. Ich habe getrachtet, ihr gutes zu thun; ſie aber hat mir böſes gethan. Ich habe einer Königin in ihren guten Abſichten beyſtehen wollen, man hat ſie aber auſſer Stand geſezt, und genöthiget, ſich weg zu begeben: Man hat mir meine Freyheit wieder gegeben, indem man vermeynet, mich gefangen zu ſetzen. Allzuglückſelig, daß ich nun keine weitere Geſchäfte nicht habe, als ruhig in dieſer Einöde zu ſterben.

Erboin. Allein, ihr beſinnet euch nicht, wenn

wir uns noch zuſammen vereinigen würden, ſo könten wir völlig Meiſter ſeyn.

Leger. Meiſter, wovon? von dem Meer, von denen Winden und Wellen? Nein, ich begeb mich nicht wieder zu Schiff, nachdem ich einmahl Schiffbruch gelitten habe. Gehet, und ſuchet das Glück, ängſtiget euch, quälet euch, erfüllet euer Leben mit Verdruß, waget alles, komt in der Blüte eurer Jahre um, verdammet euch, um die Welt zu beunruhigen, und von euch ſprechen zu machen*; ihr verdienet es wohl, weil ihr nicht in Ruhe bleiben könnet.

Erboin. Aber wie? iſt es dem wircklich alſo, daß ihr nicht mehr verlanget, euer Glück zu machen? Iſt dann die Begierde nach Ehre in dem innerſten eures Herzens ganz und gar erloſchen?

Leger. Würdet ihr mir glauben, wann ich es euch ſagte?

Erboin. In Wahrheit, ich zweifle ſehr daran. Ich würde ſehr viele Mühe haben. Dann mit einem Wort . . . .

Leger. Ich werde es euch alſo nicht ſagen. Es iſt bey euch ſo viel, als tauben Ohren predigen. Weder die unendliche Plagen der Hoheit, noch die abſcheuliche Widerwärtigkeiten, die darauf gefolget ſind, haben euch nicht auf beſſere Gedancken bringen können. Gehet, kehret wieder nach Hof, herrſchet, macht das Unglück der Welt, und findet darinn euer eigenes.

Das

* In der That koſtet es in der Welt mehr Mühe böſe, als gut, zu ſeyn; welche Bewegungen, welche Gefahr, welche Noth bringt nicht dem Menſchen die einzige Begierde, andern zu ſchaden?

Das II. Geſpräch.

Der Prinz von Galles und Richard, ſein Sohn.

Eigenſchaft eines ſchwachen Fürſtens.

Der Prinz von Galles.

Ach! mein lieber Sohn, ich ſehe dich mit Schmertzen wieder. Ich hoffte, daß du länger leben und glücklicher herrſchen würdeſt. Was hat deinen Tod ſo hurtig befördert? Haſt du nicht denſelben Fehler begangen, wie ich, indem du deine Geſundheit, durch die allzu groſe Bemühung, womit du den Krieg wieder Franckreich geführet, aufgeopfert haſt?

Richard. Nein, mein Vater, die Geſundheit hat mir nicht gefehlet, andere Unfälle haben mein Leben geendiget.

Der Prinz von Galles. Wie ſo, hat ein Verräther ſeine Hände mit deinem Blut gefärbet? Wo dieſes iſt, ſo wird Engelland, das mich noch nicht vergeſſen hat, deinen Tod ſchon rächen.

Richard. Ach! mein Vater, ganz Engelland verbande ſich, mich zu entehren, mich zu ſtürzen, und mich umbringen zu laſſen.

Der Prinz von Galles. O Himmel! wer hätte es glauben ſollen; wem kan man noch trauen in der Welt? Was aber haſt du dann gethan, mein Sohn? Haſt du nicht Unrecht? Sag deinem Vater die Wahrheit.

Richard. Ach! mein Vater, man ſagt, ihr wäret ſolcher nicht, und ich ſey nur eines Stifts-Geiſtlichen Sohn von Bourdeaux.

Der Prinz von Galles. Dieſes iſt eine Sache, für welche niemand gut ſprechen kan; allein ich kan es nicht glauben. Es iſt nicht die Aufführung deiner Mutter, die zu ſolchen Gedancken Anlaß giebt; Iſt es nicht vielmehr die Deinige, welche dieſe Reden verurſacht?

Richard. Man ſagt: Ich betete, wie ein Canonicus, und wüßte weder mich in Anſehen bey dem Volck zu bringen, noch die Gerechtigkeit zu verwalten, noch Kriege zu führen.

Der Prinz von Galles. O mein Kind, verhält ſich die Sache ſo? Auf dieſe Weiſe wäre es beſſer für dich geweſen, dein Leben als ein Münch in Weſtmünſter zuzubringen, als auf dem Thron mit ſolcher Verachtung zu ſitzen.

Richard. Ich habe ſehr gute Abſichten gehabt. Ich habe gute Exempel gegeben. Ich habe zuweilen auch mich männlich bewieſen. Ich ließ, zum Exempel, den Herzog von Gloceſter, meinen Oheim, wegnehmen, und ihm den Kopf vor die Füſe legen, weil er alle Mißvergnügten gegen mich aufbrachte, und mich würde vom Thron geſtoſſen haben, wo ich ihm nicht zuvor gekommen wäre.

Der Prinz von Galles. Dieſer Streich war herzhaft genug, und vielleicht nöthig: dann ich kante wohl meinen Bruder; Er wußte ſich zu verſtellen; er war ſchlau, verwegen, ein Feind von der rechtmäßigen Gewalt, und treflich geſchickt, eine gefährliche Aufwiegelung gegen mich anzuſpinnen. Haſt du aber, mein Sohn, ihm nicht eine

Blöſe gezeiget? Zu dem, war auch die Strafe gegen ihn behutſam vorgenommen? Haſt du dir auch ſolche wiſſen zu Nutz zu machen?

Richard. Der Herzog von Gloceſter beſchuldigte mich, ich hätte mich zu viel mit denen Franzoſen, als denen Feinden von unſerer Nation, eingelaſſen: Meine Heyrath mit der Tochter Carl des VI. Königs in Franckreich verurſachte, daß die Gemüther aller Engelländer ſich von mir entferneten *.

Der Prinz von Galles. Wie, mein Sohn, du haſt dich bey denen Deinigen dadurch verdächtig gemacht, indem du dich mit denen abgeſagten Feinden von Engelland in ein Bündniß eingelaſſen? Und was haſt du durch dieſe Heyrath erlanget? Haſt du Poitou und Turenne zu Guyene gebracht, um alle unſere Staaten in Franckreich wieder mit einander bis an die Normandie zu vereinigen?

Richard. Keineswegs; allein ich meynte, daß es gut ſey, auſſer Engelland, gegen die unruhige Engelländer eine Stütze zu haben.

Der Prinz von Galles. O unglückſeliges Engelland! O Schande des königlichen Hauſes! Du geheſt zu deinen Feinden, um ihren Beyſtand zu erbetteln, welche jederzeit eine Haupt-Urſach haben werden, deine Gewalt zu ſchwächen. Du

 wilſt

* Dieſes war kein Wunder. Die Engelländer haben nie einen König leiden können, der nur blos auf ſich und nicht auf die gemeine Wohlfahrt ſah; dieſes vernünftige Volck kennet die Rechte ſeiner natürlichen Freyheit allzu wohl. Wir haben, ſprechen ſie, einen König, um unſere Geſetze zu handhaben; thut er ſolches nicht, ſo iſt das Volck ſein Richter.

wilſt dein Reich befeſtigen, und wehleſt doch ſolche Mittel, die der Hoheit deines eigenen Volcks ganz zuwider ſind. Du biſt nicht damit zu frieden, von deinen Unterthanen dich geliebt zu ſehen. Du wilſt dich von ihnen fürchten machen, als ihr Feind, der ſich mit ihren Feinden verſtehet, um ſie zu unterdrucken. Ach! was iſt aus der glücklichen Zeit geworden, da ich den König von Franckreich in der Fläche bey Creſſy aus dem Felde ſchlug, welches mit dem Blut von dreyßig tauſend Franzoſen gefärbet wurde, und wo ich einen andern König von dieſer Nation vor denen Thoren von Poitiers gefangen nahm! O wie hat dieſe Zeit ſich geändert! Nein, ich verwundere mich nun nicht mehr, daß man dich für einen Pfaffen-Sohn gehalten hat. Wer aber war derjenige, der dich hat vom Thron geſtürzet?

Richard. Der Graf von Erby.

Der Graf von Galles. Wie? hat dann dieſer ein Heer auf die Beine gebracht? Hat er eine Schlacht gewonnen?

Richard. Nichts von allem dieſem. Er war in Franckreich, wegen einer Zwiſtigkeit mit dem Ober-Marſchall, um welcher willen ich ihn fort gejagt hatte. Der Ertz-Biſchof von Canterbury verfügte ſich heimlich dahin, und machte, daß er ſich mit ihm und andern in eine Verrätherey einließ; er reiſte durch Bretagne, kam nach Londen, als ich nicht da war. Er fande das Volck bereitwillig, ſich gegen mich zu empören: die meiſten Aufwiegler griffen zu denen Waffen: ſie hatten bey ſechzig tauſend Mann zuſammen; alles verließ mich: der Graf kam zu mir auf ein Schloß, wo

ich mich eingeſperret hatte. Er war ſo frech, allein hinein zu gehen. Ich hätte ihn damals können umbringen laſſen.

Der Prinz von Galles. Und warum thateſt du ſolches dann nicht? Unglückſeliger!

Richard. Das Volck, das ich allenthalben auf dem Land in Waffen ſah, hätte mich in Stücken zerhauen.

Der Prinz von Galles. War es dann nicht beſſer, als ein beherzter Mann zu ſterben?

Richard. Zu dem, ſo war auch ein gewiſſes Vorzeichen, das mich zaghaft machte.

Der Prinz von Galles. Und was war dieſes?

Richard. Mein Hündgen, das niemal niemand anders als mich allein zu liebkoſen pflegte, verließ mich alſobald, und ſprang auf den Grafen zu, um demſelben zu ſchmeicheln. Ich ſahe alſo wohl, was dieſes bedeutete, und ich ſelbſt ſagte es dem Grafen.

Der Prinz von Galles. Sehet da, eine feine Offenhertzigkeit! Ein Hund hat alſo deiner königlichen Würde, deiner Ehre und dem Schickſal von ganz Engelland den Ausſchlag gegeben?

Richard. Ich bat den Grafen, er möchte mich gegen die Wuth des Volckes in Sicherheit bringen.

Der Prinz von Galles. Ach! es fehlte nichts mehr, als ſchändlich den Unterdrücker um dein Leben zu bitten. Gab er dir ſolches wenigſtens.

Richard. O ja, alſobald. Er ſperrete mich in den Thurn ein, worinn ich ziemlich vergnügt mein Leben würde zugebracht haben; allein, meine

Freunde thaten mir mehr übels als meine Feinde. Sie wolten ſich zuſammen vereinigen, um mich aus der Gefangenſchaft zu ſetzen, und den Unterdrucker zu ſtürtzen. Er ließ mich deswegen wider ſeinen Willen aus dem Weg räumen, denn er wolte keine Schuld an meinem Todte ſeyn.

Der Prinz von Galles. Sehet hier das Unglück auf allen Seiten. Mein Sohn iſt ſchwach und ungleich. Seine Tugend iſt übel unterbauet, und macht ihn deswegen verächtlich; er verbindet ſich mit ſeinen Feinden, und empöret ſeine Unterthanen: Er ſiehet das Wetter nicht voraus; Er verliehrt den Muth, ſo bald es auf ihn losbricht; Er läſſet die Gelegenheit aus Händen, ſeinen Verfolger zu beſtrafen; Er bittet ſchändlich um ſein Leben, und erhält ſolches nicht. O Himmel! wie treibeſt du dein Spiel mit der Ehre der Fürſten und mit der Wohlfahrt der Völcker. Sehet hier das Enckel vom Eduard, welcher den Philippus überwunden und ſein Königreich verheeret hat. Sehet hier meinen Sohn! ein Sohn von mir, der ich den König Johannes gefangen genommen und Franckreich und Spanien zittern gemacht habe.

Das

Das III. Geſpräch.

Carl der VII.

und

Johann, Herzog von Bourgund.

Die Grauſamkeit und der Meineyd vermehren die Gefahr weit mehr, als ſie ſolche vermindern.

Der Herzog von Bourg.

Nunmehro, da alle unſere Händel ihre Endſchaft erreichet, und wir keinen Antheil mehr an denen Lebendigen haben, ſo laſſet uns, ich bitte euch, unpartheyiſch mit einander ſprechen: Warum habt ihr mich umbringen laſſen? Solte wohl ein Dauphin ſolchen Verrath an ſeinem eigenen Blut und an ſeinem Vetter ausüben, der . . .

Carl der *VII.* Seinem Vetter, der alles verwirren und ganz Franckreich ruiniren wolte. Ihr gedachtet mich zu regieren, wie ihr die beyde Dauphin, meine Brüder, die vor mir waren, regieret habt?

Der Herzog von Bourg. Allein, einen Meuchelmord begehen! Dieſes iſt infam.

Carl der *VII.* Der Meuchelmord iſt das ſicherſte.

Der Herzog von Bourg. Wie? an einem Ort, da ihr mich durch die allertheuerſte Verſprechungen hingelockt. Ich gehe in die Schrancken (ich meyne, ich ſey noch darinnen) mit Noailles, dem Bruder von Captal von Buch: Dieſer meyneydige

eydige Taniguy von Chatel ſtöſſet mich, ſamt dem armen Noailles, ganz unbarmherzig nieder.

Carl der *VII.* Ihr mögt, mein Vetter, ſo viel ſchreyen, als es euch gefällt; ich halte mich an meine erſte Regel, wenn man es mit einem ſo heftigen und unruhigen Menſchen zu thun hat, wir ihr waret, iſt der Meuchelmord das ſicherſte.

Der Herzog von Bourg. Das ſicherſte? ihr bedenckt es nicht.

Carl der *VII.* Ich bedenck es wohl; Er iſt das allerſicherſte, ſag ich euch.

Der Herzog von Bourg. Iſt dieſes das allerſicherſte, wenn man ſich in alle Gefahr ſtürzet, worin ihr euch geſtürzet habt, da ihr mich umbringen lieſſet? Ihr habt euch mehr Ubels gethan, da ihr mich ermorden ließt, als ich euch nicht hätte thun können.

Carl der *VII.* Es wäre viel darüber zu ſagen. Hätte euch der Tod nicht aus dem Wege geräumet, ſo wär ich verlohren geweſen und Franckreich mit mir.

Der Herzog von Bourg. Was hätte ich dann für einen Vortheil gehabt, Franckreich zu ruiniren? Ich wolte ſolches beherrſchen und nicht unterdrucken, noch vielweniger verheeren. Es wäre beſſer geweſen, etwas von meiner Eiferſucht und von meiner Herrſchaft zu ertragen. Mit allem dem, ſo war ich euch ja im Blut verwandt. Ich hatte, als der nächſte zur Cron, die gröſte Urſach, derſelben Hoheit zu erhalten. Niemals hätte ich mich entſchlieſſen können, mich gegen Franckreich mit denen Engelländern, als deſſen Feinde, in einige Verbindung einzulaſſen; allein eure Verrä-

räthereÿ und meine Ermordung ſezten meinen Sohn, der ſonſt ein guter Menſch war, in eine Art von Nothwendigkeit, meinen Tod zu rächen, und ſich mit denen Engelländern in ein Bündniß einzulaſſen. Dieſes war die Frucht eures Meineÿdes: Das Haus von Bourgogne vereinigte ſich mit der Königin, eurer Mutter, und mit denen Engelländern, um die Franzöſiſche Monarchie übern Hauffen zu werffen; die Grauſamkeit und der Meineÿd dienen am wenigſten, Noth und Gefahr zu entfernen; ſie vermehren ſolche im Gegentheil ohne Maas. Urtheilet ſolches aus eigner Erfahrung. Mein Tod, an ſtatt euch von einem Feind zu befreÿen, machte euch andere, die weit grauſamer waren, und ſezte Franckreich in einen hundertmal jämmerlichern Zuſtand. Alle Provinzen loderten im Feuer: das Land ſtunde durchgehends dem Raub offen, und es muſten Wunder-Wercke geſchehen, um euch aus dem Abgrund zu retten, worein ihr durch dieſen abſcheulichen Meuchelmord euch geſtürtzet hattet. Komt alſo noch, und ſaget mir mit einem richterlichen Thon: der Meuchelmord ſeÿ das allerſicherſte *.

Carl der *VII*. Ich bekenne, daß ihr durch dieſe Schlüſſe mich verwirret macht, und ich ſehe, daß ihr ſehr fein und politiſch ſeÿd; aber ich werde es wieder wett machen, wenn wir auf die Thaten

* Seit dem die Fürſten die Länder, welche ſie beherrſchen, als ihr Eigenthum betrachten, iſt der Meuchelmord kein ſo groſes Verbrechen: denn was will der Tod eines einzigen Menſchen gegen ſo viel tauſende ſagen, die ſie alle in einem Krieg nur ihrer bloſen Ehrſucht aufopſern.

ten ſelbſt kommen. Warum glaubet ihr, daß es nicht gut ſey, einen umbringen zu laſſen? Habt ihr nicht ebenfals meinen Oheim, den Herzog von Orleans, umbringen laſſen? Ihr dachtet damalen ſonder Zweiffel, wie ich, und ihr waret noch kein ſolcher Philoſophus.

Der Herzog von Bourg. Es iſt wahr, und ich habe mich dabey übel befunden, wie ihr ſehet. Eine gewiſſe Probe, daß der Meuchelmord ein böſes Hülfs-Mittel ſey, iſt dieſes, daß es mir ſo übel damit gelungen iſt. Hätte ich den Herzogen von Orleans leben laſſen, ſo wär es euch niemals in Sinn gekommen, mir das Leben zu nehmen, und ich hätte mich alſo wohl befunden; derjenige, der ſolche Händel beginnet, der muß voraus ſehen, daß ſie an ihm aufhören werden. So bald man das Leben von anderen nicht ſchonet, iſt man des ſeinigen keine Viertel-Stunde mehr ſicher.

Carl der *VII.* Wohlan, mein Vetter, wir haben ſolchergeſtalt beyde unrecht. Ich bin zwar nicht, wie ihr, wieder entleibet worden; allein ich habe dargegen ungemeine Widerwärtigkeiten erfahren müſſen.

Das

Das IV. Geſpräch.

Ludwig der IV.
und
Der Cardinal Beſſarion.

Ein Gelehrter iſt nicht im Stand zu regieren; aber er iſt dennoch einem ſogenanten bel Eſprit vorzuziehen, der weder Gerechtigkeit noch Aufrichtigkeit erdulden kan.

Ludwig *IV.*

Guten Tag, Herr Cardinal. Ich werde euch jetzo höflicher empfangen, als da ihr mir von Seiten des Pabſtes geſand wurdet. Das Ceremoniel kan unter uns keine Zwiſtigkeit erwecken; alle Schatten ſind hier unter einander vermengt und incognito. Es wird ferner kein Rang mehr unter ihnen beobachtet.

Der Cardinal Beſſarion. Ich muß geſtehen, daß ich das mir angethane Unrecht noch nicht vergeſſen habe, da ihr mir bey dem Anfang meiner Rede an den Bart gegriffen.

Ludwig *IV.* Dieſer griechiſche Bart ſezte mich in Verwunderung, und ich wolte damit die Rede abſchneiden, die ſonſt lang und überflüßig würde geweſen ſeyn.

Der Cardinal Beſſarion. Warum das? Meine Rede war eine der ſchönſten: Ich hatte ſie nach dem Muſter des Iſocrates, des Lyſias, des Hiperides und des Pericles verfaſſet.

Ludwig *IV.* Mir ſind alle dieſe Herrn unbe-

kant. Ihr waret zuerſt bey dem Herzog von Bourgund, meinem Vaſall, geweſen, bevor ihr zu mir kamet. Es wäre viel beſſer geweſen, ihr hättet nicht ſo viele alte Scribenten geleſen, und hättet euch beſſer die Regeln des heutigen Wohlſtandes bekant gemacht; ihr führetet euch auf wie ein Schul-Fuchs, der keine Käntniß von der Welt hat.

Der Cardinal Beſſarion. Ich hatte gleichwol die Geſetze des Dracons, diejenige des Lycurgus und des Solons, imgleichen die Geſetze und die Republick des Plato, und was uns ſonſt von denen alten Rednern, die das Volck regieret haben, übrig iſt; Kurz, die beſte Ausleger des Homerus, die von der Policey einer Republick handeln, aus dem Grunde ſtudiret.

Ludwig *IV*. Ich aber habe niemal nichts von allem dieſem geleſen; dem ungeachtet wußte ich wohl, wie es ſich keineswegs geziemete, daß ein Cardinal, welchen mir der Pabſt ſandte, um den Herzog von Bourgund wieder bey mir in Gnaden zu bringen, erſtlich ihn beſuchen gieng, bevor er noch bey mir geweſen war.

Der Cardinal Beſſarion. Ich hatte gemeynt, es lieſſe ſich hier das Uſteron proteron der Griechen gebrauchen; ich wußte auch aus der Philoſophie, daß dasjenige, ſo das erſte iſt, in Anſehung der Abſicht, das letzte ſey, wann es auf die Ausfertigung ankomt *.

Lud-

* Der Herr von Fenelon ſchildert in dieſem Geſpräch einen Pedanten recht nach dem Leben; allein ſolte er da-

Ludwig *IV.* O laſſet da eure Philoſophie, und laſſet uns nur von der Sache reden.

Der Cardinal Beſſarion. Ich finde bey euch alle die Barbarey der Lateiner, wo das troſtloſe Griechenland, nach dem Verluſt von Conſtantinopel, ſich ganz vergebens bemühete, den Verſtand und die Wiſſenſchaften wieder aufzuheitern.

Ludwig *IV.* Der Verſtand beſtehet nur allein in der geſunden Vernunft, und nicht im Griechiſchen. Die Vernunft iſt in allen Sprachen: Man muſte die Ordnung beobachten, und den Herrn vor dem Vaſallen vorher gehen laſſen. Die Griechen, welche ihr ſo ſehr erhebet, waren Narren, wann ſie nicht wußten, was die allergröbſte Menſchen wiſſen; aber ich kan mich noch des Lachens nicht enthalten, wann ich mich erinnere, wie ihr euer Geſchäfte behandeln woltet: So bald ich mit euren Regeln nicht überein ſtimmen konte, ſo ſagtet ihr mir, ſtatt aller Beweis-Gründe, einige Stellen aus dem Sophocles, Lycophron und Pindar. Ich weiß nicht, wie ich noch dieſe Nahmen behalten, welche ich niemals von niemand anders, als von euch, gehöret habe; ich hab ſie aber dadurch behalten, weil ich über eure Citationen war verdrieslich worden. Die Frage betraf die Plätze an der Sonne und ihr antwortetet mir mit einem Vers aus dem Menander, oder aus dem Calimachus. Ich wolte den Bund mit denen Schweitzern und mit dem Herzog von Lothringen, gegen den

dadurch ſeinem Prinzen nicht ein wenig Furcht für dem Latein gemacht haben? Unſerm jungen Adel eckelts gewaltig vor der Pedanterie.

Herzogen von Burgund unterhalten; ihr aber bewieſet mir durch den Gorgias und Plato, daß dieſes wider meinen Nutzen lief. Ich wolte wiſſen, ob der König von Engelland vor oder gegen mich ſeyn würde; ihr aber führet mir ein Exempel von dem Epaminondas an. Kurz, ihr machtet, daß ich mich tröſtete, was ich niemals ſtudieret hatte. Ich ſagte bey mir ſelbſt: Glücklich iſt der, ſo nicht alles weiß, was andere geſagt haben; dargegen aber ein wenig weiß, was er ſagen ſoll.

Der Cardinal Beſſarion. Ihr macht mich erſtaunen über euren böſen Geſchmack: Ich meynte, ihr hättet ziemlich wohl ſtudieret. Man hat mir geſagt, daß der König, euer Vater, euch einen nicht ungeſchickten guten Lehrmeiſter gegeben, und daß ihr darauf in Flandern bey dem Herzog von Burgund Luſt bekommen hättet, alle Tage von der Philoſophie zu reden.

Ludwig *IV.* Ich war noch ſehr jung, als ich von dem König, meinem Vater, und von meinem Lehrmeiſter kam. Ich war an dem Burgundiſchen Hof; die Zeit wurde mir lang; dieſes verurſachte, daß ich einigen gelehrten Leuten Gehör gab; allein ich wurde ihrer bald müde; ſie waren Schul-Füchſe, und ſo alber, wie ihr; ſie verſtunden nichts von denen Geſchäften und Welt-Händeln: ſie wußten nichts von denen verſchiedenen Eigenſchaften der Menſchen: ſie konten weder ſich verſtellen; noch ſchweigen; noch ſich beliebt machen; noch in anderer ihre Leidenſchaften eingehen; noch ſich aus denen vorfallenden Schwierigkeiten heraus helfen; noch die Abſichten anderer errathen: ſie waren ruhmredig, unbeſcheiden, zänckiſch,

ckiſch, immer mit unnützen Wörtern und Sachen beſchäftiget, voller Subtilität, die niemand bereden kan; ſie wußten nicht zu leben, und waren ganz ungeſchickt, ſolches zu lernen; ſie konten ſich weder mit einer Wohlanſtändigkeit gebehrden; noch ſich nach andern Leuten richten. Nein, ich kan ſolche dumme Schöpſen nicht leiden *.

Der Cardinal Beſſarion. Es iſt wahr, die Gelehrten ſind insgemein zu Welt-Händeln nicht gar geſchickt: denn ſie lieben die Ruhe der Muſen. Es iſt auch wahr, ſie können ſich nicht ein wenig zwingen, noch ſich verſtellen: denn ſie ſind über die grobe Begierden der Menſchen und über die Schmeichelenyen, welche die Tyrannen von uns verlangen, weit hinaus.

Ludwig *IV.* O gehe, Schul-Fuchs, mit deinem langen Bart, der ganz griechiſch ausſiehet; du verliehreſt die Ehrerbietung, die du mir ſchuldig biſt.

Der Cardinal Beſſarion. Ich bin euch keine ſchuldig. Der Weiſe, nach der Stoicker Meynung, iſt mehr König, als ihr immermehr bey eurem Rang und bey eurer Macht jemals mögt geweſen ſeyn. Nein, ihr ſeyd niemal ein ſolcher König, wie der Weiſe, durch eine wahre Herrſchaft über eure Begierden, geweſen; zudem, ſo habt ihr

* Es iſt allerdings an dem: wo ein Gelehrter nicht auch ein Weiſer iſt, ſo iſt er einer der lächerlichſten Menſchen auf Erden: denn ſein Hochmuth und ſeine Einbildung machet, daß er andere Leute gering, ſich ſelbſt aber für eine vortrefliche Creatur ſchätzet. Mehr Schwachheit braucht der Menſch nicht, um einen Thoren zu agiren.

jetzo nichts mehr, als den Schatten von einem Königreich. Als ein Schatten gegen einen Schatten weich ich euch nicht.

Ludwig *IV*. Sehet doch den alten hochmüthigen Pedanten.

Der Cardinal Beſſarion. Ich will noch lieber ein Pedant, als ein Betrüger und Tyrann des menſchlichen Geſchlechtes ſeyn: Ich habe nicht meinen Bruder umbringen laſſen; ich habe meinen Sohn nicht im Gefängniß gehalten; ich habe weder Gift noch Meuchelmord gebraucht, um mich von meinen Feinden zu befreyen. Ich habe kein abſcheuliches Alter gehabt, wie die Tyrannen, welche Griechenland verfluchet hat; allein ihr ſeyd zu entſchuldigen. Ihr hattet, nebſt eurem vielen Witz und eurer Lebhaftigkeit, auch vieles von einem Menſchen, der im Kopf nicht gar richtig iſt; Es war nicht ohne Folge, daß ihr der Sohn eines Vaters waret, welcher ſich ließ Hungers ſterben, und der Enckel eines andern, der ſo viele Jahre war gefangen geſeſſen: Euer Sohn iſt auch im Hirn nicht gar ſicher, und es wird ein Glück für Franckreich ſeyn, wenn nach ihm die Crone auf einen vernünftigen Zweig fallen wird.

Ludwig *IV*. Ich bekenne, daß in meinem Kopf nicht alles gar ordentlich war. Ich hatte Schwachheiten: ich ſah allerhand abſcheuliche Geſichter: ich raste vor Zorn: gleichwohl hatte ich dabey einen durchdringenden Verſtand und viele Herzhaftigkeit: Ich wußte mir zu helfen, und der Menſchen Gunſt mir zuwegen zu bringen. Ich wußte ſehr wohl, einen zu nichts tauglichen Pedanten auf die Seiten zu ſchaffen, und dargegen

alle nützliche Eigenſchaften in denen unbekanteſten Leuten zu entdecken. In denen traurigen Empfindlichkeiten meiner letzten Kranckheit behielt ich noch eine ſolche Stärcke des Geiſtes, daß ich an einem Frieden mit Maximilian arbeitete. Er wartete auf meinen Tod, und ſuchte deswegen den Beſchluß weit hinaus zu ſpielen. Durch meine heimliche Abgeſandten aber wiegelte ich die Genter gegen ihn auf: Ich nöthigte ihn, wider ſeinen Willen, einen Friedens-Tractat mit mir zu unterzeichnen, wo er ſeine Tochter Margaretha meinem Sohn mit drey Provintzen gab. Dieſes war mein politiſches Meiſterſtück in meinen lezten Tagen, wo man mich für einen Narren hielt. Gehe, alter Pedant, gehe zu deinen Griechen, die niemals ſo viel Politici verſtanden haben, wie ich. Gehe, ſuche deine gelehrte Leute, die nichts können, als leſen und von ihren Büchern reden: Mit denen nichts auszurichten iſt, und die nicht zu leben wiſſen *.

Der Cardinal Beſſarion. Ich liebe noch mehr einen Gelehrten, der ſich zu keinen Welt-Händeln ſchicket, und der nur weiß, was er geleſen hat, als einen unruhigen, verſchmitzten und verwegenen Geiſt, der keine Gerechtigkeit noch Treu und Glau-

* Viele meynen, es beſtünde ein groſſer Wohlſtand in einem zierlichen Reverentz, und in der Erfindung der Pariſer Schneider. Führt das Unglück einen gelehrten Mann nach Hof, den dieſe Vollkommenheiten nicht zieren, ſo muß er ſich einem ſinnreichen Geſpött preiß geben. Ich habe an einem groſen Hof einen ſolchen Mann gekant, der wohl wäre zu brauchen geweſen; allein man hielte ihn ſo lang für einen Gecken, bis er wircklich einer wurde.

Glauben beobachtet, und das ganze menſchliche Geſchlecht in Unruh und Verwirrung ſetzet.

Das V. Geſpräch.

Ludwig der XI.

und

Der Cardinal de la Balue.

Ein böſer Fürſt macht ſeine Unterthanen verrätheriſch und untreu.

Ludwig *XI.*

Wie, unterſteheſt du dich, Böſewicht, nach allen deinen Verrätherenen mir noch vor das Geſicht zu kommen?

Der Cardinal de la Balue. Wo wolt ihr dann, daß ich mich verbergen ſoll? Bin ich nicht unter der Menge der Schatten genug verborgen? Wir ſind allhier einander alle gleich.

Ludwig *XI.* Es ſchicket ſich wohl für dich, mit mir ſo zu ſprechen, du, der du nur eines Müllers Sohn von Verdun wareſt.

Der Cardinal de la Balue. Ey, es war ja bey euch ein Verdienſt, von niedriger Geburt zu ſeyn. Euer Gevatter, der Schulze von Triſtan, euer Arzt Coetier, euer Barbirer Olivier der Teufel, waren eure Günſtlinge und Staats-Räthe. Janfredy hatte vor mir, durch eure Gunſt, den Purpur erhalten. Meine Geburt war ja von dieſer ihrer ſo ſehr nicht unterſchieden.

Ludwig *XI.* Keiner von ihnen hat ſich in ſol-

ſolche abſcheuliche Verrätherenen eingelaſſen, wie du.

Der Cardinal de la Balue. Ich glaube ſolches nicht. Wären ſie redliche Leute geweſen, ſo håttet ihr ſie nicht ſo wohl gehalten, noch zu euren Dienſten gebraucht.

Ludwig *XI.* Warum, meynet ihr dann, daß ich ſie nicht ihrer Verdienſten halber gewehlet håtte?

Der Cardinal de la Balue. Darum, weil euch wahre Verdienſte jederzeit verdåchtig und verhaßt waren: dann die Tugend verurſachte euch eine Furcht, und ihr wußtet nicht, was ihr damit machen ſoltet: Ihr woltet euch nur niederträchtiger Seelen bedienen, die bereit waren, zu euren liſtigen Anſchlågen, zu euren Betrügereyen, und zu euren Grauſamkeiten ſich gebrauchen zu laſſen. Ein ehrlicher Mann, der einen Abſcheu für dem Betrug und für dem böſen hat, wår euch zu nichts nutz geweſen; weil ihr nur die Leute zu hintergehen, oder ihnen zu ſchaden, ſuchtet, um euren unbeſchränckten Ehr-Geitz zu vergnügen. Weil man hier im Land der Wahrheit iſt, da man alles frey heraus ſagen muß, ſo bekenne ich, daß ich mich als ein unehrlicher Mann aufgeführet habe; ich war es aber dadurch, weil ihr mich andern habt vorgezogen. Habe ich euch nicht mit aller Geſchicklichkeit gedienet, um ſo wohl die Groſen, als das gemeine Volck, hinter das Licht zu führen. Habt ihr einen geſchmeidigern Schelmen, als mich, gefunden, um alle Perſonen vorzuſtellen?

Ludwig *XI.* Es iſt wahr; allein indem ihr andere betroget, um mir zu gehorſamen, håttet ihr

mich nicht ſelber betrügen ſollen. Ihr waret im Verſtändniß mit dem Pabſt, um mich dahin zu bringen, die Pragmatic abzuſtellen, ohne zu bedencken, ob dieſes auch mit der wahren Aufnahme von Franckreich überein käme.

Der Cardinal de la Balue. Ey! habt ihr euch wohl jemals um Franckreich und deſſen wahre Aufnahme bekümmert? Ihr habt niemals auf nichts, als auf euren Eigennutz geſehen; Ihr habt euch des Pabſts zu euren Abſichten bedienen wollen. Ich habe demnach euch nach eurer Mode zu dienen geſucht.

Ludwig *XI.* Habt ihr aber nicht ſelbſt mich dahin gebracht, alles für nichts zu achten, was nicht zu meinem gegenwärtigen Nutzen diente, ohne euch dabey um die Crone weiters zu bekümmern, mit welcher doch meine wahre Hoheit verbunden war?

Der Cardinal de la Balue. Gar nicht; ich wolte euch das fette Placat am Päbſtlichen Hofe theuer verkauffen machen. Laßt uns aber weiter gehen. Wann ich euch nun betrogen hätte, was würdet ihr dann mir zu ſagen haben?

Ludwig *XI.* Wie, was ich euch würde zu ſagen haben? Ich finde euch ſehr kurzweilig; ich wolte euch gewiß in den Kefig ſperren.

Der Cardinal de la Balue. O, ich bin lange genug darinn geweſen; wenn ihr mich böſe macht, ſo ſag ich euch weiter kein Wort. Wiſſet ihr wohl, daß ich mich für dem böſen Laun eines Königlichen Schattens gar nicht fürchte? Wie? bildet ihr euch ein, ihr wäret noch zu Pleßis les Tours mit euren Meuchelmördern?

Lud-

Ludwig *XI.* Nein, ich weiß wohl, daß ich nicht da bin, und das iſt euer Glück; doch, es ſey, ich will euch anhören, wegen der Rarität der Sache. Wohlan, beweiſet mir mit lebhaften Gründen, daß ihr euren Herrn habt verrathen dürfſen.

Der Cardinal de la Balue. Dieſes Paradoxum nimt euch Wunder; ich will es euch aber deutlich nach dem Buchſtaben erklären.

Ludwig *XI.* Mich verlangt zu hören, was er ſagen wird.

Der Cardinal de la Balue. Iſt es nicht wahr, daß ein armer Müllers Sohn, der nie eine andere Erziehung gehabt, als an dem Hof eines groſen Königs nothwendig ſolchen Regeln hat folgen müſſen, welche damals für die geſchickteſten und beſten, nach dem allgemeinen Beyfall, gehalten würden?

Ludwig *XI.* Was ihr da ſagt, hat allerdings einige Wahrſcheinlichkeit.

Der Cardinal de la Balue. Antwortet mir ja oder nein, ohne euch zu erzürnen.

Ludwig *XI.* Ich kan nicht wohl eine Sache leugnen, die ſo wohl gegründet ſcheinet; noch etwas zugeben, davon die Folgen mich in Verwirrung ſetzen können.

Der Cardinal de la Balue. Ich ſehe alſo wohl, daß ich euer Stillſchweigen für ein gezwungenes Bekentniß annehmen muß: Der Grund von allen euren Staats-Regeln, die ihr an eurem ganzen Hof ausgebreitet habt, war dieſer, daß ihr alles für euch alleine thatet. Ihr achtetet für nichts die Prinzen von eurem Geblüt; noch die Königin, die

die ihr gefangen und entfernet hieltet; noch den Dauphin, den ihr in der Unwiſſenheit und in der Gefangenſchaft erzoget; noch das Königreich, welches ihr durch eine harte und grauſame Politic ſo elendig verheeret, und deſſen Wohlfahrt ihr immer der Eiferſucht für eure tyranniſche Macht nachſetztet: Ihr achtetet für nichts die Günſtlinge und vertrauteſte Räthe, deren ihr euch bedienetet, die anderen zu betrügen. Ihr habt niemals für keinen einigen die geringſte Liebe gehabt, noch einem unter ihnen ein Vertrauen bezeiget, als wann ihr ſeiner vonnöthen hattet: Ihr ſuchtet ſie, einen nach dem andern, wie andere Menſchen, auch zu betrügen: Ihr waret allezeit fertig, ſie bey dem geringſten Argwohn, oder um des geringſten Nutzens willen, aufzuopfern. Man war nie keinen Augenblick ſicher mit euch. Ihr triebet euer Spiel mit der Menſchen Leben; Ihr liebtet niemand; Ihr woltet die ganze Welt betrügen: wie kontet ihr alſo von jemand vermuthen, daß er euch mit wahrer Aufrichtigkeit, aus Liebe und Zuneigung, und ohne Eigennutz, ſolte ergeben ſeyn? Wo hätten wir eine ſo uneigennützige Redlichkeit lernen ſollen? Verdienetet ihr ſolche? Hoftet ihr ſolche? Konte man ſie bey euch und an eurem Hof ausüben? Hätte man bey euch es wohl acht Tage mit einem ehrlichen und rechtſchaffenen Herzen aushalten können? Mußte man nicht gleichſam zum Schelmen werden, ſo bald man vor euch kam? Wurde man nicht alſobald für einen Böſewicht gehalten, ſo bald man ſich bey euch in Gunſten ſah? denn man erlangte ja ſolche niemals als durch Schelmen-Streiche:

Muſtet ihr euch ſolches nicht für geſagt halten? Wenn einer hätte wollen ſeine Ehre und ſein Gewiſſen rein halten, würde er ſich nicht vorgeſehen haben, euch bekant zu werden: Man würde lieber bis an das Ende der Welt geflohen ſeyn, ehe man ſich bey euch in Dienſte begeben hätte. Woltet ihr, daß ein Gemüth, das ihr ſelbſt vergiftet habt, und dem ihr nichts anders gelernet, als wie man das ganze menſchliche Geſchlecht betrügen ſolte; woltet ihr, ſag ich, daß ein ſolches Gemüthe ſich niemalen von der reinen Tugend und Aufrichtigkeit entfernen, und für euch allein eine uneigennützige und heroiſche Treu behalten ſolte? Waret ihr auch ſo thöricht, ſolches zu dencken? Hattet ihr nicht vielmehr Urſach zu glauben, andere Menſchen würden eben ſo gegen euch, wie ihr gegen ſie geſinnet ſeyn? Wenn man auch noch ſo from und redlich für alle Menſchen geweſen wäre, ſo wäre man doch gezwungen geweſen, falſch und gottloß, in Anſehung eurer, zu werden, und euch zu verrathen; Ich habe alſo nichts anders gethan, als daß ich euren Lehren gefolget, und in eure Fußſtapfen getreten bin. Ich habe euch das nur wiedergegeben, was ihr alle Tage mir zu geben pflegtet; Ich habe nichts anders gethan, als was ihr von mir erwartetet; da ich mich durch ſolche Beweggründe leiten ließ, der ihr euch ſelbſt, wie die einzige, die alle Menſchen beleben ſolten, zu befleißen ſuchtet. Ihr hättet einen Menſchen verachtet, der ſich um etwas anders, als um ſeinen Eigennutz würde bekümmert haben. Ich habe nicht eure Verachtung verdienen, ſondern euch lieber nach euren Grund-

Sätzen,

Sätzen, damit ihr mich nicht für einen dummen Gecken halten mogtet, betrügen wollen *.

Ludwig *XI.* Ich bekenne, daß eure Art zu ſchlieſſen, mich in die Enge treibet, und mir beſchwerlich fällt; warum aber verſtundet ihr euch mit meinem Bruder, dem Herzog von Guyenne, und mit dem Herzog von Burgund, meinem grauſamſten Feind?

Der Cardinal de la Balue. Eben deswegen ließ ich mich mit ihnen ein, weil ſie eure gefährlichſte Feinde waren, damit ich ein Rettungs-Mittel gegen euch mögte übrig haben, im Fall eure argwöhniſche Eiferſucht euch dahin verleiten mögte, mich unglücklich zu machen. Ich wußte, daß ihr eure Rechnung auf meine Verrätherenen machtet, und daß ihr ſolche ohne Grund glauben kontet. Ich wolte alſo lieber euch betrügen, um mich allenfalls aus euren Händen zu retten, als durch eure Hände, aus bloſem Argwohn, umkommen, ohne euch verrathen zu haben. Mit einem Wort, ich wolte gern, nach euren Grund-Sätzen, mich auf beyden Theilen gelten machen, und von euch, wenn alles drunter und drüber gieng, diejenige Belohnung meiner Dienſte ziehen, die ihr mir doch nie in Friedens-Zeit mit guter Art würdet haben zukommen

* Dieſe Wahrheiten hängen vortreflich an einander, und werden durch die tägliche Erſahrung bekräftiget; deswegen auch kein Schelm dem andern trauet. Ja das ganze menſchliche Geſchlecht iſt nun heut zu Tag in einer ſolchen Verfaſſung, daß auch die zwey redlichſte Leute gleichſam verbunden ſind, ſo mit einander zu handeln, als ob ſie die gröſte Spitzbuben wären: Quilibet enim præſumitur malus.

men laſſen. Sehet, was ein undanckbarer Fürſt, der miſchtrauiſch, betrügeriſch und keines Menſchen Freund iſt, von ſeinen Bedienten zu gewarten hat.

Ludwig *XI*. Sehet aber auch ihr, was ein Verräther, der ſeinen König verkauft, zu gewarten hat; man bringt ihn nicht um, wenn er ein Cardinal iſt; aber man hält ihn eilf Jahr im Gefängniß, und beraubet ihn aller ſeiner Schätze.

Der Cardinal de la Balue. Ich bekenne, daß mein Fehler darinn beſtund, daß ich euch nicht mit gnugſamer Vorſichtigkeit betrogen, und eure Briefe hatte auffangen laſſen. Setzet mich noch einmal wieder in eine gleiche Gelegenheit, ſo will ich euch gewiß noch betrügen, wie ihr es verdienet; nur werde ich damit behutſamer zum Wercke ſchreiten, aus Furcht, entdeckt zu werden.

Das VI. Geſpräch.

Ludwig XI.

und

Philippus Cominäus.

Die Schwachheiten und Laſterthaten der Königen können nicht verborgen bleiben.

Ludwig *XI*.

Man ſagt, ihr hättet meine Geſchichte beſchrieben.

Philippus Cominäus. Es iſt wahr, König, und ich hab als ein treuer Diener geſprochen.

Lud-

Ludwig *XI.* Man verſichert mich gleichwohl, ihr hättet viele Dinge in eure Geſchichte mit eingemenget, die ihr wohl hättet unerinnert laſſen können.

Philippus Cominäus. Das kan ſeyn; aber überhaupt hab ich von euch eine gute Abſchilderung gemacht. Woltet ihr, daß ich einen ewigen Schmeichler, an ſtatt einen Geſchicht-Schreiber, hätte abgeben ſollen?

Ludwig *XI.* Ihr hättet von mir ſprechen ſollen, wie es einem Unterthanen geziemet, den ſein Herr mit Wohlthaten überſchüttet hat*.

Philippus Cominäus. Auf dieſe Weiſe aber würde ich bey niemand Glauben gefunden haben. Man ſuchet die Erkentlichkeit in keiner Geſchichte: Sie macht ſolche im Gegentheil verdächtig.

Ludwig *XI.* Warum müſſen es doch Leute geben, welche ſich von denen Grillen einnehmen laſſen, Bücher zu ſchreiben. Man ſolte die Todten ruhen laſſen, und ihr Gedächtnis nicht ſo zu Schanden machen.

Philippus Cominäus. Das eurige war über die maſſen ſchwarz: Ich ſuchte die Eindrücke davon noch ſehr zu mildern: Ich habe alle eure gute Eigenſchaften erhoben. Ich hab euch von allen gehäßigen

* Ludwig der XIV. wußte ſeiner Ehre dißfalls beſſer zu rathen: Er gab denen Gelehrten zu ſeiner Zeit, welche die Kunſt beſaſſen, ſchön zu ſchreiben, gewiſſe Leib-Renthen, und hierdurch ſah er ſeines Nahmens Gedächtniß verherrlichet, und gleichſam ſchon im voraus verewiget. Heut zu Tage gelten die Waffen. Und man bekümmert ſich wenig mehr um der Gelehrten ihre Federn.

häßigen Auflagen ſuchen loszuſprechen; wie kont ich es beſſer machen?

Ludwig *XI.* Ihr hättet entweder gar ſchweigen, oder mich durchaus vertheidigen ſollen. Man ſagt: Ihr hättet alle meine Grimaſſen, alle meine wunderliche Geberden, wann ich mit mir alleine redete; wie auch alle meine Streiche mit ſchlechten Leuten entworffen. Man ſagt: Ihr hättet von dem Credit meines Profoſen, meines Barbierers und meines Schneiders geſprochen; Ihr habt meine alte Kleider vor Augen gelegt. Ja, ihr habt ſo gar auch meine kleinen Andachten nicht vergeſſen, beſonders diejenigen, welche ich in meinen letzten Tagen vornahm; ferner erzehlet ihr meinen Eifer, alte Heiligthůmer zu ſamlen, und wie ich mich vom Kopf bis auf die Fůſſe mit dem Oel aus der heiligen Lampe hätte reiben laſſen, und dabey ſolche Wallfahrten unternommen, vermittels deren ich vorgegeben, daß ich wäre geheilet worden. Ihr habt auch von meinem kleinen bleyernen Marien-Bild Meldung gethan, welches ich ſo oft kůſſete, als ich etwas böſes vorhatte. Endlich von dem Creutz von ſanct Lo, auf welches ich mich nicht unterſtunde zu ſchwören, wann ich meinen Eyd nicht zu halten gedachte; weil ich glaubte, wo ich ſolchen nicht hielte, ich unfehlbar daſſelbige Jahr ſterben wůrde. Alles dieſes iſt ſehr lächerlich.

Philippus Cominäus. Iſt aber alles dieſes nicht wahr? Wie konte ich es verſchweigen?

Ludwig *XI.* Ihr hättet ja gar nichts davon ſagen können.

Philippus Cominäus. Ihr hättet es ja auch unterwegens laſſen können.

Ludwig *XI.* Allein das war geſchehen, mußtet ihr es deswegen ſagen?

Philippus Cominäus. Allein das war geſchehen, und ich konte es der Nachwelt nicht verſchweigen.

Ludwig *XI.* Wie, kan man gewiſſe Sachen nicht verſchweigen?

Philippus Cominäus. Glaubet ihr dann wohl, daß ein König nach ſeinem Tod ſo verborgen ſeyn könte, als ihr in eurem Leben gewiſſe Streiche habt zu verbergen vermeynet? Ich hätte durch mein Stillſchweigen nichts gerettet, und würde mich dadurch ſehr verächtlich gemacht haben. Seyd damit zu frieden, daß ich von euch viel ſchlimmere Dinge hätte melden können, welche man würde geglaubet haben, und gleichwol hab ich ſolches nicht thun wollen.

Ludwig *XI.* Wie, muß dann die Geſchichte nicht Ehrerbietung für die Könige haben?

Philippus Cominäus. Müſſen die Könige nicht Ehrerbietung für die Geſchichte und für die Nachwelt haben, deren Urtheil ſie nicht vermeiden können? Diejenige, welche nicht wollen, daß man von ihnen ſoll übel reden, können ſolches durch nichts verhindern, als wann ſie nichts übels thun.

Das VII. Geſpräch.

Ludwig XI.

und

Carl von Burgund.

Böſe Menſchen, welche nichts von der wahren Tugend wiſſen, werden, je mehr ſie andere betrügen, und ihnen mißtrauen, am erſten betrogen.

Ludwig *XI.*

Es thut mir leyd, mein Vetter, daß ihr ſo unglücklich geweſen ſeyd.

Carl von Burgund. Ihr ſeyd daran Urſach; ihr habt mich betrogen.

Ludwig *XI.* Euer Hochmuth und euer hitziger Kopf haben euch betrogen. Habt ihr vergeſſen, daß ich euch Nachricht gab, wie ein Menſch mir angeboten hatte, euch ums Leben zu bringen.

Carl von Burgund. Ich konte ſolches nicht glauben. Ich bildete mir ein, daß wo die Sache ſich ſo verhalten hätte, ihr nicht ſo viele Redlichkeit würdet gehabt haben, mich davon zu benachrichtigen; vielmehr iſt zu glauben, daß ihr ſolches nur erfunden habt, um mich furchtſam zu machen: indem ihr alle diejenige dadurch ſuchtet bey mir in Verdacht zu bringen, deren ich mich bediente. Ein ſo liſtiger Betrug kam ziemlich mit eurer Gemüths-Art überein, und ich hatte auch nicht gros Unrecht, euch ſolchen beyzumeſſen. Wer ſolte nicht, wie ich, in ſolchen Umſtänden ſeyn betrogen worden,

wo ihr ſo gut und aufrichtig zu ſeyn ſchienet.

Ludwig *XI.* Ich muß geſtehen, daß es nicht allzu ſicher war, öfters meiner Aufrichtigkeit zu trauen; doch war es noch beſſer mir, als dem Verräther Campobaß zu trauen, welcher dich für ſechs tauſend Thaler verkaufte.

Carl von Burgund. Wolt ihr, daß ich hier offenherzig ſprechen ſoll, weil doch im Plutoniſchen Reich keine Frage mehr von der Politic iſt: Wir hatten alle beyde wunderſeltſame Meynungen: weder ihr, noch ich, wußten etwas von der Tugend. In ſolchem Zuſtand verfolget man oft fromme Leute, weil man niemand trauet; alsdann überläſſet man ſich, durch eine Art der Nothwendigkeit, dem erſten, dem beſten; und dieſer iſt insgemein ein Böſewicht, der ſich durch ſeine Schmeicheley beliebt macht. Im Grund aber war doch mein Gemüth noch beſſer, als das eurige: ich war gähe und ein wenig wild; ich war aber dabey weder betrügeriſch noch grauſam, wie ihr. Habt ihr vergeſſen, daß ihr bey der Zuſammenkunft zu Coblenz ſelbſt das Bekentniß von mir thatet, ich ſey ein rechtſchaffener Edelmann, und daß ich euch mein Wort, welches ich dem Erzbiſchof von Narbonne gegeben, auch recht gehalten hätte.

Ludwig *XI.* Gut! es waren dieſes nur höfliche Schmeicheleyen, die ich damals euch vorſagte, um euch aufzuhalten, und von denen andern Häuptern der Liga, die ſich zum gemeinen Beſten zuſammen verbunden hatten, abwendig zu machen. Iſt wußte wohl, daß ich euch zum Beſten haben würde, wann ich euch lobte.

Das

Das VIII. Geſpräch.

Ludwig XI.

und

Ludwig XII.

Die Grosmüthigkeit und die Redlichkeit ſind weit ſichere Staats-Regeln, als die Grauſamkeit und die Liſt.

Ludwig *XI.*

Sehet da, wo ich mich nicht betrüge, einen meiner Nachfolger. Obgleich die unterirrdiſche Schatten keine Majeſtät mehr beſitzen, ſo düncket mich doch, daß dieſer wohl ein König von Franckreich ſeyn möchte; dann ich bemercke, daß die andere Schatten daherum ſich gegen ihm ehrerbietig erweiſen, und franzöſiſch mit ihm reden. Wer biſt du? Sage es mir; ich bitte dich.

Ludwig *XII.* Ich bin der Herzog von Orleans, der nachgehends unter dem Nahmen Ludwig XII. König wurde.

Ludwig *XI.* Wie haſt du mein Reich verwaltet?

Ludwig *XII.* Ganz anders als du; du machteſt dich fürchten; ich machte mich lieben. Du haſt angefangen das Volck zu drucken: Ich hab es erleichtert, und ich habe ihre Ruhe der Ehre vorgezogen, meine Feinde zu überwinden.

Ludwig *XI.* Du verſtundeſt alſo die Regierungs-Kunſt ſehr übel. Ich war derjenige, der ſeinen Nachkommen eine unumſchränckte Macht

zuwegen gebracht hat *. Ich bin derjenige, welcher die Zuſammenverbindung der Fürſten und Herren von einander geriſſen hat; Ich bin derjenige, der unendliche Summen aufgebracht, und andern die Geheimniſſe gewieſen hat, ohne jedoch meine eigene zu entdecken. Liſt, Hoheit und Strenge ſind die rechte wahre Regierungs-Künſte. Ich habe groſe Urſach zu glauben, du werdeſt alles verdorben, und durch deine Weichlichkeit mein ganzes Werck verdorben haben.

Ludwig *XII.* Ich bewieß durch den Fortgang meiner Staats-Regeln, daß die deinige falſch und höchſt verderblich waren. Ich habe mich lieben machen. Ich habe im Frieden gelebet, ohne jemals mein Wort zu brechen; ohne Blut zu vergieſſen; ohne mein Volck zu verderben. Dein Gedächtniß wird verabſcheuet, das meinige hingegen verehret. So lang ich lebte, war man mir getreu: Nach meinem Tod beweinte man mich, und man fürchtete, daß man nie einen ſo guten König wieder bekommen mögte. Wenn man ein grosmüthiges und redliches Herze hat, ſo muß man die Grauſamkeit und falſche Liſt ſehr verabſcheuen.

Ludwig *XI.* Sehet da eine ſchöne Philoſophie, welche du ſonder Zweiffel in deiner langen Gefangenſchaft wirſt gelernet haben, worinn, wie man mir

* War dieſes nicht zu viel gewagt für einen Lehrmeiſter des Cron-Prinzens von Franckreich, zu ſagen, daß dieſe Crone ihre unumſchränckte Macht einem ſolchen abſcheulichen König, wie Ludwig XI. zu dancken habe. Einer ſolchen freymüthigen Aufrichtigkeit war der Herr von Fenelon allein fähig.

mir geſagt, du geſeufzet haſt, bevor du den Thron beſtiegeſt.

Ludwig *XII.* Dieſe Gefangenſchaft war weniger ſchimpflich vor mich, als dir die deinige zu Peronne. Darzu dienet die Liſt und der Betrug; man läſt ſich fangen durch ſeine Feinde; die Redlichkeit ſetzet einen niemals in ſo groſe Gefahr.

Ludwig *XI.* Ich wußte mich aber mit Liſt bald wieder aus denen Händen des Herzogs von Burgunds zu winden.

Ludwig *XII* Ja, durch die Macht des Geldes, damit du ſeine Bedienten beſtacheſt; und indem du ihm ſchimpflich folgteſt, um deine Bunds-Genoſſen, die Lücker, zu verderben, deren Untergang du mit anſehen muſteſt.

Ludwig *XI.* Haſt du die Gränzen des Königreichs erweitert, wie ich gethan? Ich habe zur Crone das Herzogthum Burgund, die Grafſchaft Provence und die Landſchaft Guyenne gebracht.

Ludwig *XII.* Ich verſtehe dich, du wußteſt die Kunſt, einen Bruder auf die Seite zu ſchaffen, um ſein Erbtheil zu haben. Du haſt dir das Unglück des Herzogs von Burgund zu Nutz gemacht, der ſich in ſein Verderben ſtürzte: Du gewanneſt den Cantzler von dem Grafen von Provence, um die Anwartung auf ſeine Lande zu erwiſchen. Was mich anlangt, ſo begnügte ich mich damit, Bretagne durch eine gerechte Verbindung mit der Erbin dieſes Hauſes zu erlangen: Ich liebte ſie, und nahm ſie nach dem Tod deines Sohns zur Ehe. Uber dem, ſo war ich weniger darauf bedacht, neue Unterthanen zu haben, als diejenige, die ich hatte, in der Treu zu erhalten, und ſie glücklich zu machen.

Ich habe auch bey denen Kriegen von Neapolis und Mayland erfahren, wie ſchädlich einem Staat die Eroberungen in entfernten Ländern ſind*.

Ludwig *XI.* Ich ſehe wohl, du hatteſt weder Geiſt noch Ehr-Begierde.

Ludwig *XII.* Mir mangelte der falſche und betrügeriſche Geiſt, der dich hat ſo berüchtiget gemacht, und diejenige Ehr-Begierde, welche darinn beſtehet, Aufrichtigkeit und Recht für nichts zu rechnen.

Ludwig *XI.* Du redeſt zu viel.

Ludwig *XII.* Du biſt derjenige, der oftmalen zu viel geredet hat. Haſt du den Kaufmann von Bourdeaux vergeſſen, der ſich in Engelland niederließ, und den König Eduard, den du einludeſt, nach Paris zu kommen. Gehabt dich wohl.

* Dieſes iſt der wichtigſte Punct in der menſchlichen Geſellſchaft: die Groſen theilen die Welt unter ſich, und gebrauchen darzu eine abſcheuliche Gewalt. Dadurch wird alles in Unordnung, in Noth und Jammer geſezt.

Das IX. Geſpräch.

Der Connetable von Burbon und Bayard.

Es iſt niemalen erlaubt, die Waffen gegen ſein Vaterland zu führen.

Der Connetable.

Iſt es nicht der arme Bayard, den ich hier ſo ausgeſtreckt und hart verwundet unter dieſem Baum auf dem Graſe liegen ſehe? Ja, er iſt es ſelbſt. Ach! wie ſehr beklag ich ihn. Sehet heute zwey, die durch unſere Waffen umkommen, Vandeneſſe und er. Dieſe beyde Franzoſen waren, durch ihre Tapferkeit, die Zierde ihrer Nation. Ich fühle, daß mein Herz noch für ſein Vaterland gerühret iſt. Allein, laßt uns zu ihm gehen, und ihn ſprechen. Ach! mein lieber Bayard; wie thut es mir ſo leyd, dich in dieſem Zuſtand zu ſehen.

Bayard. Es thut mir ebenfals leyd, euch zu ſehen.

Der Connetable. Ich verſtehe wohl, daß es dir empfindlich iſt, durch das Glück der Waffen dich in meinen Händen zu ſehen; allein ich will dich nicht, wie einen Gefangenen, ſondern wie einen guten Freund halten, und für deine Geneſung ſo viel Sorge tragen, als wenn du mein leiblicher Bruder wäreſt: Es ſoll dir es alſo nicht leyd ſeyn, mich zu ſehen.

Bayard. Wie, glaubet ihr, daß es mir nicht leyd ſeyn müſſe, dem gröſten Feind von Franckreich noch verbunden zu ſeyn. Ich bin weder meiner Gefangenſchaft, noch meiner Wunde halber beſorgt. Ich werde alſobald ſterben, und der Tod wird mich aus euren Händen retten.

Der Connetable. Mit nichten alſo, mein lieber Bayard. Ich hoffe, daß unſere Sorgfalt ſo glücklich ſeyn werde, um dich zu curiren.

Bayard. Es iſt dieſes nicht, was ich ſuche, und ich bin zu frieden, daß ich ſterbe.

Der Connetable. Was haſt du dann? Iſts, daß du dich nicht tröſten kanſt, weil du auf dem Zurückzug des Bonnivets biſt überwunden und gefangen worden. Es iſt ja nicht deine, ſondern ſeine Schuld: das Glück der Waffen iſt veränderlich. Du haſt dir Ruhm genug durch die Menge deiner ſchönen Thaten erworben. Die Kayſerlichen werden niemals die tapfere Vertheidigung von Mezieres vergeſſen.

Bayard. Ich, für mein Theil, kan niemals vergeſſen, daß ihr derjenige groſſe Connetable ſeyd; ein Prinz von dem edelſten Geblüt, das in der Welt iſt, und der gleichwol mit ſeinen eignen Händen ſein Vaterland und das Reich ſeiner Vorfahren zu verderben ſucht.

Der Connetable. Wie? Bayard! ich lobe dich und du verdammeſt mich. Ich beklage dich und du ſchmäheſt auf mich?

Bayard. Wenn ihr mich beklaget, ſo beklage ich euch wieder, und ich finde euch noch weit mehr beklagens würdig, als mich: Ich verlaſſe dieſes Leben ohne Mackel: Ich habe das meinige meiner

Schul-

Schuldigkeit und meiner Pflicht aufgeopfert; ich ſterbe für mein Vaterland, und für meinen König. Die Feinde Franckreichs bezeigen mir ihre Hochachtung, und alle redliche Franzoſen bedauren mich. Mein Zuſtand iſt beneidens wehrt.

Der Connetable. Und ich bin ſieghaft über einen Feind, der mich beleydiget hat; ich räche mich an ihm; ich verjag ihn aus dem Mayländiſchen; ich mache es ganz Franckreich empfinden, wie unglücklich es iſt, daß es mich verlohren hat: indem es mich auf das äuſſerſte getrieben; nenneſt du dieſes beklagens würdig ſeyn?

Bayard. Ja, man iſt allezeit beklagens wehrt, wenn man gegen ſeine Pflicht handelt. Es iſt beſſer im Streit für ſein Vaterland das Leben laſſen, als ſolches überwinden, und darüber triumphiren. Ach! welche abſcheuliche Ehre iſt doch dieſe, ſein eigen Land ins Verderben zu ſtürtzen!

Der Connetable. Allein, mein Vaterland hat ſich gegen mir undanckbar erwieſen, nachdem ich demſelben ſo viele Dienſte geleiſtet hatte. Des Königs Bruders Frau hat mich, wegen einem Liebes-Verdruß, auf das unwürdigſte tractiren laſſen. Der König erwieß mir, aus Schwachheit für dieſelbe, eine abſcheuliche Ungerechtigkeit. Da man mich meiner Güter entblöſete, hat man mich ſo gar meiner Bedienten, des Matignon und Argouges, beraubet. Ich war gezwungen, mich ſchier alleine mit der Flucht zu retten, und dadurch mein Leben in Sicherheit zu bringen; was wolteſt du, daß ich hätte thun ſollen?

Bayard. Ihr hättet ehender alles leiden und ausſtehen ſollen, als euch wider Franckreich und die

Hoheit eures eignen Haußes auflehnen. War die Verfolgung zu heftig, ſo hättet ihr euch können in Sicherheit begeben: denn es war beſſer arm, unbekant, und zu allem untauglich zu ſeyn, als gegen uns die Waffen zu führen.

Der Connetable. Sieheſt du aber nicht, daß die Rache ſich zu der Ehrſucht geſellet hat, um mich auf das äusserſte zu bringen? Ich wolte es dem König gereuen machen, daß er mit mir ſo übel umgegangen war*.

Bayard. Man hätte ihn zu dieſer Bereuung durch eine alles ertragende Gedult bringen ſollen, welche nicht weniger eine Helden-Tugend iſt, als die Tapferkeit.

Der Connetable. Allein der König war ſo ungerecht und ſo verblendet durch ſeine Mutter, daß er ſo groſer Betrachtungen von mir nicht würdig war.

Bayard, War der König ſolches nicht wehrt, ſo war es doch ganz Franckreich. Selbſt die Würde der Crone, davon ihr mit ein Erbe waret, verdiente ſolches. Ihr waret dieſes euch ſelbſten ſchuldig, ein Reich zu ſchonen, davon ihr dermaleins die Crone beſitzen könnet.

Der Connetable. Wohlan, ich habe Unrecht gethan, ich bekenne ſolches; weiſt du aber nicht, wie wenig die beſte Gemüther vermögend ſind, ihrer zornigen Empfindlichkeit zu widerſtehen?

Bay-

* Was kan närriſcher und unſinniger ſeyn, als dieſe Rache; durch den Streit zweyer hochmüthigen Menſchen müſſen hier öfters Millionen leiden; wär es nicht weiſer, man ſperrte dieſe beyde ein, als daß man ihnen zu Gefallen Millionen ins Verderben ſtürzet?

Bayard. Ich weiß es wohl; aber die gröſte Tapferkeit beſtehet darin, daß man ſich ſelbſt widerſtehet; wann ihr euren Fehler erkennet, ſo eilet, ſolchen wieder gut zu machen: Ich ſterbe, und finde euch mehr zu beklagen in eurem Glück, als mich in meinem Schmerzen. Wann euch der Kayſer auch nicht betrügen würde; wann er euch auch ſeine Schweſter zur Ehe gäbe, und ganz Franckreich mit euch theilen würde, ſo wär doch alles dieſes nicht hinlänglich, den Flecken auszuwaſchen, der euer Leben ſchändet. Der Connetable von Bourbon, ein Rebelle. O welche Schande! vernehmet den ſterbenden Bayard, wie er noch, als er ſtarb, nicht nachgelaſſen hat, euch die Wahrheit zu ſagen.

Das X. Geſpräch.

Ludwig XII. und Franciſcus I.

Es iſt beſſer ein Vater des Vaterlandes zu ſeyn, und ſein Königreich im Frieden zu regieren, als einen groſen Welt-Bezwinger abzugeben.

Ludwig *XII.*

Saget mir, mein lieber Vetter, etwas neues aus Franckreich. Ich habe ſtets meine Unterthanen wie meine Kinder geliebet. Ich bin ihrentwegen, ich bekenne es, in Sorgen. Ihr waret allerdings noch ſehr jung, da ich euch die

Cro-

Crone hinterließ. Wie habt ihr mein gutes Königreich beherrſchet?

Franciſcus *I.* Ich habe einige Widerwärtigkeiten gehabt. Wolt ihr aber, daß ich euch offenherzig ſprechen ſoll, ſo wiſſet, daß meine Regierung Franckreich viel mehr Glanz gegeben hat, als die eurige.

Ludwig *XII.* O mein GOtt, das iſt eben derjenige Glanz, den ich jederzeit ſo ſehr gefürchtet habe. Ich habe ſchon in eurer Kindheit ſolche Neigungen an euch wahrgenommen, die Finanzen in Franckreich zu ruiniren, alles für den Krieg aufzuſetzen, nichts mit Gedult zu ertragen, die gute Ordnung im Staat übern Hauffen zu werffen, und alles zu verderben, nur, um vieles von euch ſprechen zu machen.

Franciſcus *I.* So ſind die alten Leute immerzu gegen diejenige mit Vourtheilen eingenommen, welche ihnen nachfolgen ſollen; aber ſehet hier die Sache. Ich habe einen abſcheulichen Krieg gegen den Kayſer und König von Spanien, Carl den V. geführet. Ich habe in Italien die berühmte Schlachten, die eine bey Marignan, gegen die Schweitzer, und die andere bey Ceriſoles, gegen die Kayſerlichen, gewonnen. Ich habe den König von Engelland mit dem Kayſer gegen Franckreich in einem Bündniß geſehen, und habe ihre mächtige Unternehmungen fruchtlos gemacht. Ich habe die Wiſſenſchaften empor gebracht. Ich habe verdienet, daß die Gelehrten meinen Namen verewiget haben. An meinem Hof ſahe man die glückſelige Zeit des Auguſtus hervor brechen; Pracht und Höflichkeit, Gelehrſamkeit und Galanterie herrſch-

herrſchten an demſelben. Vor mir war alles grob, armſelig, unwiſſend, altfränckiſch: Kurz, man nante mich den Vater der Künſte und Wiſſenſchaften.

Ludwig *XII.* Dieſes iſt ſchön, ich will die Ehre davon nicht vermindern; es würde mir aber noch weit beſſer gefallen, wo ihr ſo wohl ein Vater des Volcks, als der Wiſſenſchaften geweſen wäret. Habt ihr die Franzoſen im Frieden und im Uberfluß hinterlaſſen?

Franciſcus *I.* Nein; aber mein Sohn, der noch jung iſt, wird den Krieg ſchon fortzuführen und hernach endlich das erſchöpfte Volck wieder zu ſchonen wiſſen. Ihr habt ſolches weniger mitgenommen, als ich; allein, ihr waret auch ſehr ſchwach, Kriege zu führen.

Ludwig *XII.* Ihr habt alſo den Krieg mit groſem Fortgang geführet? Was habt ihr dann für Eroberungen gemacht*? Habt ihr das Königreich Napolis bekommen?

Franciſcus *I.* Nein, ich hatte andere Feld-Züge zu thun.

Ludwig *XII.* Wenigſtens werdet ihr doch Mayland erhalten haben?

Fran-

* Hier gebrauchet der Verfaſſer wiederum das Wort: Conquetes, **Eroberungen**; und ſcheinet ſeinem Prinzen davon die Meynung beyzubringen, daß es etwas rühmliches ſey, Eroberungen zu machen; allein er giebt anderwerts gnugſam zu erkennen, wie ſehr darunter die Rechte der Menſchen und die Ruhe der Welt leiden müſſen. Wie glückſelig wären die Franzoſen, wenn ſie ihr droit des conquetes zu ihrem und ihrer Nachbarn Schaden nicht zu weit getrieben hätten!

Franciſcus *I.* Es ſind mir verſchiedene unverſehene Zufälle in Weg gekommen.

Ludwig *XII.* Wie ſo; Hat Carl der V. dir ſolches weggenommen? Habt ihr einige Schlachten verlohren? Sprecht, ihr habt das Herz nicht, alles zu ſagen.

Franciſcus *I.* Ich wurde in einer Schlacht bey Pavia gefangen.

Ludwig *XII.* Wie, gefangen! Ach! in welchen Abgrund habt ihr euch durch böſe Rathſchläge geſtürtzet? Iſt es alſo auf dieſe Weiſe, daß ihr mich im Krieg übertroffen habt? Ihr habt Franckreich wieder in ſolches Unheil gebracht, als es unter dem König Johannes geweſen iſt. O armes Franckreich, wie beklag ich dich! Ich hatte es wohl voraus geſehen: Nun verſteh ich euch, man hat ganze Länder wieder heraus geben, und unzehlbare Summen aufbringen müſſen. Sehet, wohin der Hochmuth, der Stolz, die Verwegenheit und die Herrſchſucht verleitet; und die Gerechtigkeit . . . wie gieng es damit?

Franciſcus *I.* Sie hat mir groſe Hülfe geleiſtet. Ich verkaufte die Magiſtrats-Aemter.

Ludwig *XII.* Und die Richter, die ſolche gekauft haben, werden dafür das Recht auch wieder verkauft haben. Alleine, wurden auch ſo viele Gelder, als ihr vom Volck erpreſſetet, ordentlich angewandt, und eure Armeen davon erhalten?

Franciſcus *I.* Ich gebrauchte davon einen Theil zur Pracht meines Hofes.

Ludwig *XII.* Ich wette, daß eure Liebhaberinnen davon einen gröſern Theil werden gezogen haben, als die beſte Kriegs-Bedienten. Sol-

chem-

chemnach iſt alſo das Volck ruinirt, der Krieg noch in vollen Flammen, die Gerechtigkeit verkauft, der Hof aberwitzig in denen Thorheiten galanter Weiber; der ganze Staat in Jammer und Noth. Iſt dieſes die ſo glänzende Regierung, welche die meinige hat zu nichte gemacht? Ein wenig Mäßigung hätte euch weit mehr Ehre gebracht.

Franciſcus *I.* Ich habe doch gleichwol viele groſe Thaten gethan, die mir den Ruhm eines Helden erworben haben. Man nennet mich den groſen König Franciſcus.

Ludwig *XII.* Das will ſo viel ſagen, man hat euch geſchmeichelt für euer Geld, und weil ihr woltet ein Held ſeyn auf Unkoſten des Staats, deſſen einzige Wohlfahrt euren ganzen Ruhm hätte ausmachen ſollen.

Franciſcus *I.* Nein, die Lobſprüche, die man mir ertheilte, waren aufrichtig.

Ludwig *XII.* Ey, iſt auch wohl ein König ſo ſchwach, und ſo verdorben er immer ſeyn mag, dem man nicht gelobet und geprieſen hat, wie euch. Nennet mir den allerunwürdigſten Fürſten, man wird ihm alle die Lobſprüche geben, die man euch gegeben hat. Kauft alſo noch die Lobes-Erhebungen mit ſo vielem Blut und mit ſo vielem Geld, und ſtürzet dadurch euer Königreich ins Verderben*.

* So iſt es, man mag ſchändliche Thaten noch ſo ſehr zu beſchönen ſuchen, ſie bleiben doch immer ſchändlich; die Schmeicheley iſt, wie eine ſchlechte Tünche, ſie fällt weg, und das damit beſtrichene Bild erſcheint in ſeiner Heßlichkeit. Wollen groſe Herrn, daß man nichts böſes von ihnen ſchreiben und glauben ſoll, ſo müſſen ſie nichts böſes thun.

Franciſcus *I.* Zum wenigſten hab ich den Ruhm, daß ich mich in meinen Widerwärtigkeiten ſtandhaftig bezeiget habe.

Ludwig *XII.* Ihr hättet beſſer gethan, euch niemals in ſolche Umſtände zu ſetzen, worinnen ihr einer ſolchen Standhaftigkeit hättet vonnöthen gehabt. Dem Volck war an dieſem eurem Heldenmuth wenig gelegen. Wie aber, iſt dann dem Helden die Zeit im Gefängniß nicht zu lange worden?

Franciſcus *I.* Ja, ohne Zweiffel, und ich kaufte die Freyheit ziemlich theuer.

Das XI. Geſpräch.

Carl V.

und

ein junger Münch von S. Juſt.

Man ſucht öfters nur die Einſamkeit, weil man unruhig iſt, und diejenige, die einmal an das Geräuſche der Welt ſich gewöhnet haben, können ſich in die Abſonderung davon ſo leichte nicht ſchicken.

Carl *V.*

Auf, mein Bruder! Auf, komt, es iſt Zeit aufzuſtehen; ihr ſchlaft allzu lang für einen jungen Geiſtlichen, der fein eifrig ſeyn muß.

Der Münch. Wann wolt ihr dann, daß ich ſchlafen ſoll, als wann ich noch jung bin? Der Schlaf iſt dem Eifer nicht entgegen.

Carl *V.* Wann man das Gebät liebet, ſo iſt man hurtig munter.

Der Münch. Ja, wenn man im Alter von eurer Majeſtät iſt; aber in dem meinigen ſchläft man ſtehend.

Carl *V.* Wohlan denn, mein Bruder, Leuten von meinem Alter komt es zu, die allzu ſchläfrige Jugend aufzuwecken.

Der Münch. Habt ihr ſonſt nichts mehr zu thun, nachdem ihr lang genug die Ruhe in der gantzen Welt geſtöhret habt? Könnet ihr mir dann die meinige nicht laſſen?

Carl *V.* Ich finde, daß, ob man gleich früh morgens hier aufſtehet, ſo iſt es doch noch ruhig genug in dieſer tiefen Einſamkeit.

Der Münch. Ich verſtehe euch, geſalbte Majeſtät, wann ihr Morgens frühe hier aufgeſtanden ſeyd, ſo findet ihr den Tag ſehr lang; ihr ſeyd an eine gröſere Bewegung gewöhnet, bekennet es nur frey: die Zeit fällt euch lange, da ihr hier nichts mehr zu thun habt, als zu beten, eure Uhren aufzuziehen, und die arme junge München, die nicht ſchuld an eurer langen Weile haben, aufzuwecken.

Carl *V.* Ich habe ja hier noch zwölf Bedienten, welche ich mir ausbehalten habe.

Der Münch. Das iſt ein trauriger Umgang für einen Menſchen, der ſich ſonſt mit allen bekanten Völckern zu unterhalten pflegte.

Carl *V.* Ich habe einen kleinen Gaul, um mit demſelben in dem ſchönen Thal längſt denen ſtolzen Gebürgen von Eſtramandura herum zu ſpatzieren. Dieſes Thal iſt mit Oranien, Myrrhen, Granaten

ten und Lorbeer-Bäumen bedeckt. Man ſiehet darinnen tauſend Arten von Blumen, und eine unzehliche Menge Vieh im Graſe weiden.

Der Münch. Alles dieſes iſt ſchön; aber alles dieſes redet nicht; Ihr wolt gern ein wenig Geräuſch und Unruh haben.

Carl *V.* Ich habe jährlich hundert tauſend Thaler einzunehmen.

Der Münch. Sie werden aber ſchlecht bezahlt: Der König, euer Sohn, hat deswegen keine Sorgfalt.

Carl *V.* Es iſt wahr, man vergißt leicht diejenige Leute, die ſich ſelbſt ausgezogen und abgeſetzt haben.

Der Münch. Habt ihr darnach nicht eure Rechnung gemacht, ehe ihr noch eure Crone abgeleget hattet?

Carl *V.* Ich ſehe wohl, daß dieſes ſo ſeyn ſolte.

Der Münch. Wann ihr darauf gerechnet habt, warum verwundert ihr euch dann, daß ſolches eintrift? Haltet euch an euer erſtes Vorhaben: Verlaſſet alles; vergeſſet alles, verlanget mehr nichts in dieſer Welt; ſeyd ruhig, und laſſet auch andere ruhen.

Carl *V.* Allein, ich ſehe, daß mein Sohn nach der Schlacht von S. Quentui ſich ſeines Sieges nicht hat zu bedienen gewußt. Er ſolte nun ſchon zu Paris ſeyn. Der Graf von Egmond hat ihm eine andere Schlacht bey Gravelingen abgewonnen, und er läſſet alles verliehren. Sehet Calais durch den Herzog von Guiſe denen Engelländern wieder entriſſen. Sehet eben dieſen Herzog, der Thion-

Thionville eingenommen, um Metz zu bedecken. Mein Sohn regieret übel. Er folget keinem einzigen von meinen Rathſchlägen. Er bezahlet mir meine Jahr-Gelder nicht; er verachtet meine Regierung, und die treuſte Leute, deren ich mich bedienet habe. Dieſes ſchmerzet und beunruhiget mich nicht wenig.

Der Münch. Warum habt ihr nicht, ehe ihr euch zur Ruhe in dieſe Einſamkeit begeben, ſolches auf dieſe Bedingung gethan, daß euer Sohn Eroberungen machen, allen euren Rathſchlägen folgen, und was ihr habt angefangen, ausführen ſolte.

Carl *V.* Ich ſage dieſes nicht; aber ich glaubte, er würde es beſſer machen.

Der Münch. Wohlan, weil ihr dann alles verlaſſen habt, um in Ruhe zu leben, ſo bleibt auch bey dieſem Vorſatz, es mag gehen, wie es geht. Laßt den König, euren Sohn, machen, was er will, und laßt eure Ruhe nicht mehr von denen Kriegen abhängen, welche die Welt in Bewegung ſetzen. Ihr ſeyd ja deswegen daraus gegangen, um nichts mehr von ihr reden zu hören; alleine, ſaget die Wahrheit, ihr kantet die Einſamkeit nicht, als ihr ſolche ſuchtet. Ihr habt nur aus Unruhe ein Verlangen nach der Ruh gehabt.

Carl *V.* Ach! mein liebes Kind! du redeſt nur allzu wahr, und ich wünſche dir, daß du dich ebenfalls nicht in deiner Rechnung mögeſt betrogen haben, als du die Welt verlieſeſt, um dich in dieſes Cloſter zu begeben.

Das XII. Geſpräch.

Carl V. und Franciſcus I.

Die Gerechtigkeit und das Glück finden ſich nur in der Redlichkeit, in der Aufrichtigkeit und in der Tapferkeit.

Carl *V.*

Da nunmehro alle unſere Händel ſind zu Ende gegangen, würden wir nicht übel thun, uns wegen denen Verdrieslichkeiten, die wir uns einander gemacht haben, einige Erläuterungen zu geben.

Franciſcus *I.* Ihr habt mir gros Unrecht gethan, und mich vielfältig betrogen. Ich habe euch im Gegentheil niemals nichts zu leyd gethan, als was der Kriegs-Gebrauch mit ſich brachte. Ihr habt mir die Lehnbarkeit der Grafſchaft Flandern entriſſen, mittlerweile ich in Gefangenſchaft war. Der Vaſall hat ſich der Gewalt gebrauchet, um ſeinem Ober-Herrn Geſetze vorzuſchreiben.

Carl *V.* Ihr waret frey, euch euers Rechts darauf nicht zu vergeben.

Franciſcus *I.* Iſt man frey, wenn man im Gefängniß iſt?

Carl *V.* Schwache Menſchen ſind darinnen nicht frey; allein, wenn man eine wahre Tapferkeit beſitzet, ſo iſt man allenthalben frey. Wenn ich von euch die Crone verlanget hätte, würde die Langeweil, die ihr in eurem Gefängniß hattet, euch wohl darzu bewogen haben, mir ſolche abzutreten?

Franciſcus *I.* Nein, mit nichten. Ich hätte lie-

lieber ſterben, als eine ſolche Zaghaftigkeit begehen wollen; aber was die Lehnbarkeit der Grafſchaft Flandern betriſt, ſo hab ich euch ſolche abgetreten aus Langerweile, und aus Furcht, ich mögte Gift bekommen, wie auch aus Verlangen, wieder in mein Königreich zu kommen, als wo meine Gegenwart ſehr nöthig war. Zumalen, da ich begunte kränklich zu werden, und alſo meinen Tod vor Augen ſah; wie ich dann in der That glaube, daß ich würde geſtorben ſeyn, wo meine Schweſter nicht zu mir gekommen wäre.

Carl *V.* Nicht allein ein groſer König, ſondern auch ein rechtſchaffener Edelmann, wird lieber ſterben wollen, als ein Wort von ſich geben, welches er nicht geſonnen iſt zu halten, es mag ihn ſolches auch koſten, was es wolle. Nichts iſt ſchimpflicher, als ſagen, daß man nicht ſo viel Herz gehabt habe, um zu leiden; und daß man ſich davon zu befreyen ſuchte, weil man nicht aufrichtig handeln wolte. Waret ihr überzeuget, daß es euch nicht erlaubet wär, die Hoheit eures Staats der Freyheit eurer Perſon aufzuopfern, ſo hättet ihr euch gefaßt machen ſollen, im Gefängniß zu ſterben. Ihr hättet euren Unterthanen ſollen berichten laſſen, weiter auf euch keine Rechnung zu machen, und eurem Sohn die Crone aufs Haupt zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe würdet ihr mir viel zu ſchaffen gemacht haben. Ein Gefangener, der ſo viel Herze zeiget, ſetzet ſich dadurch auch in ſeinem Gefängniß in Freyheit; er entwiſchet denen, die ihn halten.

Franciſcus *I.* Dieſe Regeln ſind richtig. Ich bekenne, daß die Langeweil und die Ungedult mich etwas haben verſprechen machen, was gegen die

Aufnahm meines Staats lief; und welches ich weder mit Ehren konte halten, noch ſtrittig machen. Allein komt es euch wohl zu, mir dergleichen zu verweiſen? Habt ihr nicht in eurem ganzen Leben Wort und Zuſage gebrochen? Zudem, ſo kan euch meine Schwachheit zu keiner Entſchuldigung dienen: ein beherzter Menſch, es iſt wahr, läſt ſich lieber erwürgen, ehe er etwas verſprechen ſolte, das er nicht geſonnen wär zu halten; allein ein ehrlicher Mann mißbraucht auch der Schwachheit eines andern Menſchen nicht, um demſelben ein Verſprechen in ſeiner Gefangenſchaft abzudringen, dem er nicht kan noch ſoll nachkommen. Was hättet ihr gethan, wenn ich euch in Franckreich angehalten hätte, als ihr einige Zeit nach meiner Gefangenſchaft euren Weg dadurch nahmet, um in die Niederlande zu reiſen? Ich hätte von euch verlangen können, mir die Niederlande und das Mayländiſche wieder abzutreten, welches ihr mir weggenommen hattet.

Carl *V*. Ich reiste, auf euer Wort, frey durch Franckreich; Ihr ſeyd nicht frey auf das meinige in Spanien gekommen.

Franciſcus *I*. Es iſt wahr, ich muß dieſen Unterſcheid zugeben; allein, wie ihr mir dadurch Unrecht gethan, daß ihr mir in meiner Gefangenſchaft einen nachtheiligen Tractat abgedrungen habt, ſo hätte ich dieſes Unrecht dadurch wieder wett machen können, wann ich euch meines Orts zu einem andern und billigern Tractat auf gleiche Weiſe wieder genöthiget hätte. Uber dem, ſo konte ich euch ſo lang bey mir gefangen halten, bis ihr mir wenigſtens

ſtens das meinige, nemlich Mayland, wieder heraus gegeben hättet.

Carl *V.* Haltet ein; ihr menget hier verſchiedene Sachen unter einander, welche nicht zuſammen gehören. Ich hab euch zu Madrid mein Wort gehalten, und ihr würdet mir das eurige zu Paris nicht gehalten haben, wenn ihr mich, unter dem Vorwand einer Wiedererſtattung, ſo gerecht auch ſolche ſeyn mögte, angehalten hättet; Es kam auf euch an, mir den freyen Durchzug durch euer Land nicht anders, als auf die Bedingung, zu erlauben, daß ich euch obige Länder wieder einräumen ſolte; da ihr aber ſolches nicht von mir verlanget, ſo kontet ihr dergleichen Forderung mir nicht thun, als ich in Franckreich war, ohne eure mir gegebene Zuſage zu brechen. Zu dem, glaubet ihr dann, daß es erlaubet ſey, Betrug mit Betrug zu erwiedern? So bald ein Betrug den andern nach ſich ziehet, ſo bald iſt auch keine Sicherheit mehr unter denen Menſchen, und die traurige Folgen von einer ſolchen Aufführung würden unendlich geweſen ſeyn *. Das ſicherſte für euch ſelbſt iſt, daß ihr euch auf keine andere Weiſe an einem Betrüger zu rächen ſucht, als wann ihr ſeine Räncke zu Schanden machet, ohne ihn zu betrügen.

* Hier erörtert der Verfaſſer eine der wichtigſten Fragen des Natur- und Völcker-Rechts. Was iſt gemeiner als böſes mit böſem vergelten, und das jus talionis zu exerciren? Schändliches, abſcheuliches Recht! darüber die vernünſtige Natur erſchrickt! welche ihre Verhaltungs-Regeln nicht in denen Handlungen böſer Menſchen, ſondern in ihrem eignen und unwandelbaren Geſetze ſuchet.

Franciſcus *I.* Sehet da eine tiefſinnige Philoſophie. Sehet hier den Plato mit Leib und Leben; allein ich ſehe wohl, daß ihr eure Sachen viel feiner einzurichten wußtet, als ich: Ich habe darinn gefehlet, daß ich euch zu viel getrauet habe. Der Conneſtable von Montmorancy trug das ſeinige mit bey, um mich zu hintergehen; er beredete mich, ich ſolte euch bey eurer Ehre empfindlich machen, und euch ohne alle Bedingung durchreiſen laſſen. Ihr hattet bereits dem jüngſten von meinen Söhnen verſprochen, ihn mit dem Herzogthum Mayland zu belehnen: Nach eurer Durchreiſe durch Franckreich, zoget ihr euer Wort wieder zurück. Hätt ich dem Conneſtable nicht getrauet, ſo hätt ich euch wollen Mayland wieder machen heraus geben, ehe ich euch in die Niederlande reiſen ließ. Ich habe dieſen böſen Rath meinem Günſtling nie verzeihen können, und hab ihn auch deswegen vom Hofe weggejagt.

Carl *V.* Ich würde lieber zur See gegangen ſeyn, ehe ich euch das Mayländiſche wieder gegeben hätte.

Franciſcus *I.* Eure ſchwächliche Geſundheit, die Jahres-Zeit und die Gefährlichkeiten der Schiffahrt ſtunden euch im Weg: Allein, ſaget mir, warum ſpottetet ihr gleichwol meiner auf eine ſo ungeziemende Weiſe vor denen Augen von ganz Europa, und mißbrauchtet ſolchergeſtalt der allergrosmüthigſten Gaſt-Freyheit?

Carl *V.* Ich wolte allerdings eurem dritten Sohn das Herzogthum Mayland geben. Ein Herzog von Mayland aus dem Hauſe Franckreich würde mir nicht mehr zu thun gemacht haben, als die

die andere Fürſten in Italien auch; allein euer zweyter Sohn, für welchen ihr die Belehnung verlangtet, war allzu nah bey dem Thron. Es war zwiſchen euch und ihm niemand, als der Dauphin, welcher ſtarb. Wenn ich die Belehnung dem zweyten zugeſtanden hätte, ſo wäre derſelbe bald König in Franckreich und Herzog von Mayland zugleich geweſen. Auf ſolche Weiſe hätte man ganz Italien auf allezeit in Feſſeln geſehen. Dieſes hab ich voraus überlegt, und deswegen zu vermeiden getrachtet.

Franciſcus *I.* Feſſel gegen Feſſel; wär es nicht beſſer geweſen, Mayland ſeinem rechten Herrn, der ich war, wieder zu geben, als ſolches in euren Händen zu behalten, ohne einigen Schein des Rechts? Die Franzoſen, die keinen Daumen breit in Italien hatten, waren weniger, wegen der gemeinen Freyheit zu beſorgen, als das Hauß von Oeſterreich, welches bereits das Königreich von Napolis beſaß, und bey nahe alle Reichs-Lehen in dieſem Land zu vergeben hatte. Ich will euch hier offenherzig, ohne alle Subtilität, den Unterſcheid entdecken, der ſich bey unſerer beyden Proceß hervorthate: Ihr hattet allezeit ſo viel Feinigkeit in euren Handlungen gebraucht, damit ihr die Formalien auf eurer Seiten behieltet, mich aber im Grund zu hintergehen wußtet. Ich ſahe mich im Gegentheil, es ſey aus Schwachheit, oder aus Ungedult, oder aus Leichtſinnigkeit, nicht genug vor, und die Formalien waren gegen mich. Auf ſolche Weiſe war ich nur dem Schein nach ein Betrüger; ihr aber waret ſolches in der That. Ich war, meines Orts, meiner Fehler halben in der Zeit, da ich ſolche begienge,

gienge, genugſam geſtraft. Was euch betrift, ſo hoffe ich, daß die falſche Staats-Griffe eures Sohns mich, wegen eurer ungerechten Ehrſucht, noch rächen werden. Er hat euch dahin gebracht, daß ihr noch bey eurem Leben ihm die Regierung abtratet. Ihr ſtarbt abgeſetzt und unglücklich, der ihr vorher der ganzen Welt woltet die Feſſel anlegen. Dieſer Sohn wird ſein Werck vollführen, ſeine Eiferſucht und ſein Mißtrauen wird alle Ehrſucht und alle Tugend bey denen Spaniern zu nichte machen; die Verdienſte werden, weil man ſie verdächtig und verhaßt macht, nicht mehr das Herze haben, ſich ſehen zu laſſen. In Spanien wird man weder mehr groſe Kriegs-Helden, noch kluge Staats-Leute, noch Kriegs-Zucht, noch gute Policey wahrnehmen. Dieſer König, der ſich immer verborgen hält, und ſo wenig mit ſich umgehen läſt, wie die Orientaliſche Könige, wird das Inwendige von Spanien zu Boden richten, und die entfernte Völcker, die von dieſer Monarchie abhängen, in Empörung bringen. Dieſer groſe Cörper wird alſo von ſich ſelbſt zerfallen; und wird zu weiter nichts, als zu einem Exempel dienen, wie vergänglich die allzu groſe Glücks-Erhebungen ſind. Ein vereinigter Staat, der nicht allzu gros, aber wohl bevölckert iſt *, wo bey einer guten Policey gute Künſte und Wiſſenſchaften blühen, und welcher durch einen ſolchen Fürſten beherrſchet wird, der

* Welch ein geſunder Rath für Franckreich! Solte man aber dieſem Reich, da es durch gegentheilige Rathſchläge regieret wird, und ganz Europa Geſetze vorſchreiben will, nicht auch ſolche Schickſale, wie Franciſcus

der ſelbſt die Gerechtigkeit verwaltet, und auch ſelbſt zu Felde ziehet, ein ſolcher verſpricht weit mehr Glückſeligkeit, als eure Monarchie, die mehr keinen Kopf hat, die Regierung unter ſich zu vereinigen. Wenn ihr mir nicht glauben wolt, ſo verziehet nur noch ein wenig, unſere Ur-Enckel werden euch davon Nachricht geben.

Carl *V.* Ach! ich ſehe nur zu viel die Wahrheit von euren Prophezeyungen. Die Unglückſeligkeiten, die ich voraus geſehen, und die alle meine Einrichtungen zerſtöhren dürften, haben mir dergeſtalt den Muth benommen, daß ich den Thron verlaſſen habe. Ja dieſe Vorſtellung hat mich noch in meiner Einſamkeit zu S. Juſt nicht wenig beunruhiget.

ciſcus allhier dem Königreich Spanien, prophezeyen?

Ein allzu groſes Reich ſinckt unter eigner Laſt.

Das

Das XIII. Geſpräch.

Henrich der III.

und

die Herzogin von Montpenſier.

Man iſt weder ein Heuchler, noch ein Betrüger, wenn man denen verſchiedenen Partheyen und verſchiedenen Gemüthern in einem Königreich mit Glimpf zu begegnen weiß.

Henrich der *III.*

Guten Tag, meine Nichte, ſind wir noch nicht zuſammen verglichen; wenigſtens nach unſerm Tode?

Die Herzogin von Montpenſier. Weniger als niemals. Ich kan euch eure Mörderenen nicht vergeben; insbeſondere das Blut, ſo ihr von meiner Familie vergoſſen habt.

Henrich der *III.* Ihr habt mir mit eurer Zuſammenverbindung in Paris mehr übels erwieſen, als ich euch durch alles dasjenige, was ihr mir vorrücket, nicht gethan habe; Laßt uns die Sachen gegen einander aufheben, und gute Freunde ſeyn.

Die Herzogin von Montpenſier. Nein, ich werde nimmermehr keine Freundin von einem Menſchen ſeyn, der den entſetzlichen Mord zu Blois angeſtellet hat.

Henrich der *III.* Allein, der Herzog von Guiſe hatte mich auch auf das äuſſerſte getrieben. Habt ihr den Tag der Baricaden vergeſſen, wo er einen

Kö-

König von Paris gemacht, und mich aus dem Luver vertrieben hat. Ich muſte mich durch die Thuillerien retten.

Die Herzogin von Montpenſier. Er hatte ſich gleichwol, durch Vermittelung der Königin Mutter, mit euch ausgeſöhnet. Man ſagt, ihr hättet mit einander das heilige Abendmahl empfangen, und eine Hoſtie gebrochen, mit der Betheuerung, ihm nichts zu leyd zu thun.

Henrich der *III.* Meine Feinde haben viel böſes von mir geſprochen, das darum nicht bewieſen iſt, nur um deſtomehr Anſehen der Zuſammenverbindung zu geben; allein, dem ſey, wie ihm wolle, ich konte nicht mehr König ſeyn, ohne meinen Bruder aus dem Weg zu räumen.

Die Herzogin von Montpenſier. Wie, ihr kontet nicht mehr König ſeyn, ohne zu betrügen und zu morden? Was ſind das für Mittel, eure Macht zu behaupten! Zu was Ende unterzeichnet ihr die Vereinigung? Warum lieſſet ihr ſolche von jederman zu Blois unterzeichnen? Ihr hättet euch beherzt widerſetzen ſollen; dieſes wäre die rechte Art geweſen, ein König zu ſeyn. Wer als ein König herrſchen will, der muß auch wiſſen ſtandhaft bey guten Rathſchlüſſen zu beharren, und ſich gehorſamen zu machen.

Henrich der *III.* Ich muſte doch gleichwol die Gewalt mit Liſt und Staats-Klugheit zu unterſtützen ſuchen.

Die Herzogin von Montpenſier. Ihr woltet die Hugenotten und die Catholicken ſchonen, und machtet euch folglich ſo wohl bey den einen als andern verächtlich.

Henrich der *III.* Nein, ich ſchonte der Hugenotten mit nichten.

Die Herzogin von Montpenſier. Die Zuſammenkünfte, welche die Königin mit ihnen hielte, und die Sorgfalt, die ihr hattet, ihnen jedesmal zu ſchmeicheln, wenn ihr, durch ſie, die Parthey der Unioniſten ſchwächen woltet, machten euch bey allen Catholicken verdächtig.

Henrich der *III.* Doch zeigte ich ja genugſam, daß ich alles thate, was ich nur konte, um meinen Eifer für die Religion zu bezeigen.

Die Herzogin von Montpenſier. O ja! ihr machtet tauſenderley lächerliche Grimaſſen, die wieder durch andere lächerliche Dinge widerſprochen wurden. Auf den Faſten-Dienſtag vermasket herum ſchwermen, und darauf den Aſcher-Mittwoch im Sacke, als ein bußfertiger Sünder, mit einer groſen Ruthe ſich zeigen; dabey einen Eln langen Roſen-Cranz am Gürtel haben, deſſen Körner kleine Todten-Köpfe vorſtelten; und zu gleicher Zeit einen Korb voll kleiner Wachtel-Hunden, die euch jährlich hundert tauſend Thaler zu unterhalten koſteten, mit einem Band an eurem Halſe hängen haben; Brüderſchaften aufrichten, Gelübde thun, Wallfahrten gehen, Capellen bauen, ſein Leben eines Theils mit Cloſter-Leuten, Bettel-München und Muſchel-Brüdern, die man aus Spanien kommen läſt; andern Theils aber mit allerhand infamen Günſtlingen zubringen; Bilderger ausſchneiden und aufkleben, und dabey ſich zugleich in die Curioſitäten der Zauberey, der Freygeiſterey und der Machiavelliſtiſchen Politic einlaſſen. Ferner, als ein Weib gekleidet, nach dem Ringel rennen,

rennen, mit euren Günſtlingen Mahlzeiten halten, wo ihr euch durch nackte Weibs-Bilder mit fliegenden Haaren bedienen lieſſet; darauf wieder andächtig ſich gebehrden, die Clauſen und Einſiedeleyen beſuchen ꝛc. Welche närriſche Verwirrungen! Auch ſagt man, daß euer Leib-Arzt Miron ſich nichts anders von euch vorgeſtellet habe, als euer ſchwarzes Geblüte, das ſolche wunderliche Thorheiten bey euch verurſachte, würde euch entweder bald das Leben koſten, oder wahnſinnig machen *.

Henrich der *III.* Alles dieſes war nöthig, um die Gemüther nicht aufzubringen: denen Wohllüſtigen gab ich allerhand Luſtbarkeiten, und denen Andächtigen Gelegenheit zur Andacht, um auf dieſe Weiſe ſie beyde zu gewinnen.

Die Herzogin von Montpenſier. Ihr habt ſie recht ſchön gewonnen; und man hatte wohl Urſach zu ſagen, daß ihr zu nichts taugtet, als euch die Platte ſcheren zu laſſen und ein Münch zu werden.

Henrich der *III.* Ich hab die Schere noch nicht vergeſſen, die ihr jederman zeigtet, ſagende, daß ihr mich damit ſcheren woltet.

Die Herzogin von Montpenſier. Ihr habt mich genugſam beleidiget, um dieſe Beſchimpfung zu verdienen.

* Dieſe lebhafte Abſchilderung Königs Heinrichs des III. iſt nach der Natur, und um ſo viel weniger verdächtig, weil ſie ſelbſt ein Catholicke verfertiget hat; nur iſt hier zu verwundern, wie ein vernünftiges Volck, einen ſolchen wahnwitzigen Tyrannen als ſeinen König hat ehren können.

Henrich der *III.* Was aber ſolt ich thun? Man muſte jede Parthey zu ſchonen ſuchen.

Die Herzogin von Montpenſier. Dieſes heiſſet nicht, ſie ſchonen, wenn man auf allen Seiten nichts als Schwachheit, Verſtellung und Heucheley zeiget.

Henrich der *III.* Ein jeder redet, wie es ihm gut dünckt. Allein man braucht viele Leute, wenn man ſo viele Menſchen bereit ſiehet, ſich zu empören.

Die Herzogin von Montpenſier. Sehet den König von Navarra, euren Vetter. Ihr habt euer Reich ganz ruhig gefunden, und ihr habt es ganz im Feuer, in einem grauſamen innerlichen Krieg gelaſſen. Er im Gegentheil unterwirft ſich das ganze Reich, das ihn nicht erkennen wolte, ohne Verſtellung, ohne Blutvergieſſen, und ohne Heucheley. Er wuſte die Hugenotten zu ſeinem Vortheil zu erhalten: indem er von ihrer Religion abgieng *. Er hat alle Catholicken in ſeine Parthey gezogen, und die ſo mächtige Lige zerſtreuet. Suchet euch nicht zu entſchuldigen, alle Sachen gelten nur ſo viel als man ſie gelten macht.

* Die Hugenotten waren dem ungeacht damit nicht vergnüget: ein jedes Volck will gern einen Herrn von seiner Religion haben; allein die Religion der Groſen richtet ſich insgemein nach der gegenwärtigen Welt. Dieſe iſt auch dafür erkentlich und machet ſie zu ihren Herren.

Das XIV. Geſpräch.

Henrich III. und Henrich IV.

Unterſcheid zwiſchen einem König, der ſich durch Grauſamkeit und Argliſt fürchten und haſſen macht, und zwiſchen einem andern, der ſich durch ſeine Aufrichtigkeit und Grosmuth lieben macht.

Henrich *III.*

O mein armer Vetter! Ihr ſeyd endlich durch ein gleichmäßiges Schickſal, wie ich, umkommen.

Henrich *IV*. Mein Tod war wohl ſo blutig als der eurige. Ihr wurdet aber von keinem Menſchen beklaget, als von euren Günſtlingen; in Betrachtung der unzehlbaren Güter, womit ihr ſie auf eine verſchwenderiſche Art überſchüttet hattet. Mich im Gegentheil hat ganz Franckreich, als einen Vater von allen Familien, beweinet. Man wird mich in künftigen Zeiten noch als ein Muſter eines guten und weiſen Königs vorſtellen. Ich habe angefangen, dem Königreich die Ruhe, den Uberfluß und die gute Ordnung zu geben.

Henrich *III*. Als ich zu S. Clou ermordet wurde, hatte ich ſchon die Liga zu Boden gerichtet. Paris war bereit, ſich zu ergeben: Ich würde bald meine Macht wieder hergeſtellt geſehen haben.

Henrich *IV*. Durch welches Mittel aber hättet ihr euren Ruhm, welcher dermaſſen geſchwärzet war, wieder herſtellen können? Man hielt euch für einen Böſewicht, für einen Heuchler, und für einen gottloſen, weibiſchen und ausgelaſſenen

Menſchen. Wenn es einmal heißt, daß man weder Treu noch Glauben hält, ſo hat man niemal keine ruhige und ſichere Gewalt zu hoffen. Ihr habt euch von denen beyden Guiſen zu Blois befreyet. Ihr kontet euch aber dadurch nicht von allen denenjenigen frey machen, die vor euren Bubenſtücken einen Abſcheu trugen.

Henrich *III.* Ha! wiſſet ihr nicht, daß in der Kunſt, ſich zu verſtellen, die rechte Kunſt zu regiern beſtehet?

Henrich *IV.* Sehet da die ſchöne Regeln, welche Duguaſt und einige andere euch beygebracht haben. Der Abt von Elbene und die übrige Italiäner hatten euch die Politic des Machiavels in Kopf geſetzt. Die Königin, eure Mutter, hatte euch in dergleichen Meynungen erzogen; allein, ſie hatte gros Urſach, es zu bereuen; ſie empfieng, was ſie verdiente: ſie hatte euch gelehrt ein Unmenſch zu ſeyn. Ihr waret ſolches gegen ſie ſelbſt.

Henrich *III.* Allein, wie kan man wohl aufrichtig handeln, und ſich denen Menſchen vertrauen? Sie ſind alle voller Verſtellung und Falſchheit.

Henrich *IV.* Ihr glaubet ſolches, weil ihr niemals ehrliche Leute geſehen habt: ihr meynet, es gäben keine in der Welt; allein ihr ſuchtet ſie nicht; ihr flohet vor ihnen, und ſie flohen vor euch: ſie waren euch verdächtig und verdrießlich. Ihr ſuchtet nur lauter ſolche Böſewichter, die euch neue Kurzweile angaben, die keinen Abſcheu vor den verdamlichſten Laſtern hatten, und bey welchen euch nichts an die Religion, noch an die Verletzung der Ehre konte dencken machen. Bey ſolchen Sitten hütet man

man ſich, ſehr redliche Leute zu ſuchen; Ich meines Orts habe dergleichen gefunden, und habe mich ihrer auch in dem Cabinet, in ausländiſchen Geſchäften und in verſchiedenen Aemtern wohl zu bedienen wiſſen, z. E. Sylli, Jeannin, Oſſat ꝛc.

Henrich *III.* Wenn man euch reden höret, ſolte man meynen, ihr wäret ein Cato. Eure Jugend iſt gleichwol ſo ausſchweiffend wie die meinige geweſen.

Henrich *IV.* Es iſt wahr, meine ſchändliche Liebe für die Weibsbilder iſt mit nichten zu entſchuldigen. Allein, ich war doch in allen meinen Unordnungen weder betrügeriſch, noch boshaftig, noch gottlos. Ich bin nur allein ſchwach geweſen; die Widerwärtigkeiten haben mir treflich geholfen. Dann ich war von Natur träge und denen Wohllüſten ergeben. Wär ich ein gebohrner König geweſen, ſo hätte ich vielleicht meinen Thron beſchimpffet; allein ich muſte, um mein Unglück zu beſiegen, und mein Reich zu gewinnen, mich über mich ſelbſt hinaus ſetzen.

Henrich *III.* Wie viele ſchöne Gelegenheiten habt ihr unterdeſſen verlohren, eure Feinde zu überwinden, mittlerweile ihr eure Zeit auf dem Ufer der Garonne damit zubrachtet, eure Seufzer noch nach der Gräfin von Guiche zu ſchicken? Ihr waret wie der Hercules, da er bey der Amphale am Rocken ſaß.

Henrich *IV.* Ich kan es nicht läugnen; allein Coutras, Yvri, Arques, Franzöſiſch Brunn, machen ſolches ein wenig wieder gut = = =

Henrich *III.* Hab ich nicht die Schlachten bey Jarnac und Moncontur gewonnen?

Henrich *IV.* Ja; allein der König Henrich III. erfüllte ſchlecht die Hofnung, die man von ihm, als Herzog von Anjou, ſich gemacht hatte. Henrich der IV. im Gegentheil war beſſer als der König von Navarra.

Henrich *III.* Meynet ihr dann, ich hätte nichts gehöret von der Herzogin von Beaufort, von der Marggräfin von Verneuil, von der . . Doch ich kan ſie nicht alle zehlen, ſo viele waren ihrer geweſen.

Henrich *IV.* Ich läugne keine, und muß mich hier ſchuldig geben. Allein, ich habe mich ſo wohl lieben als fürchten gemacht. Ich habe diejenige grauſame Politic verfluchet, davon ihr ſo vergiftet waret, und welche euch alles Unglück hat über den Halß gezogen. Den Krieg habe ich mit Nachdruck geführet. Auſſerhalb hab ich einen dauerhaften Frieden geſchloſſen; inwendig hab ich den Staat in Ordnung gebracht, und deſſen Macht befeſtiget. Ich habe die Groſen, ja ſo gar die frechſte Günſtlinge zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit angewieſen. Dieſes alles ohne Meuchelmord, ohne Ungerechtigkeit: dann ich vertrauete ehrlichen Leuten, und ſuchte darinn meine Ehre, das Volck glücklich zu machen*.

* Dieſes iſt ein würdiges Exempel eines groſen Monarchen. So bündig auch immer die herrlichſte Gründe der Sitten-Lehre und der Staats-Kunſt mögen vorgetragen werden, ſo geben ſie doch denen Gemüthern der Menſchen noch lang den Eindruck nicht, als die würckliche Begebenheiten groſer Regenten. Hier ſind die Lehren überzeugend, weil ſie ihren Beweis mit ſich führen.

Das

Das XV. Geſpräch.

Henrich IV.

und

der Herzog von Mayenne.

Die Widerwärtigkeiten machen groſe Helden und gute Könige.

Henrich *IV.*

Mein Vetter, ich habe alles vergangene vergeſſen, und bin erfreuet, euch zu ſehen.

Der Herzog von Mayenne. Ihr ſeyd allzu gütig, Sire, meine Fehler zu vergeſſen, es iſt nichts, das ich nicht thun wolte, um das Andencken davon zu vertilgen.

Henrich *IV.* Laßt uns mit einander in dieſem Gang, zwiſchen denen zweyen Canälen, ſpatzieren gehen, und auf dieſem Spatziergang von Geſchäften reden.

Der Herzog von Mayenne. Ich werde euer Majeſtät mit Freuden folgen.

Henrich *IV.* Wohlan, mein Vetter, ich bin nun nicht mehr der arme Bearner, den man aus dem Königreich hat wollen jagen. Denckt ihr noch an die Zeit, da wir zu Arques waren; und da ihr nach Paris ſchriebet, ihr hättet mich bis an die äuſſerſte Gränzen des Meers getrieben, alſo daß ich mich würde hinein ſtürzen müſſen, um mich zu retten.

Der Herzog von Mayenne. Es iſt wahr; al-

allein es iſt auch wahr, daß ihr euch auf den äuſſerſten Punct gebracht ſahet, dem Glück, das euch übel wolte, zu weichen; und daß ihr würdet den Endſchluß ergriffen haben, euch nach Engelland zu begeben, wo Biron euch nicht die Folgen davon vor Augen geſtellet hätte.

Henrich *IV.* Ihr redet offenherzig, mein Vetter, und ich nehm es euch nicht übel, gehet, fürchtet nichts, und ſaget mir alles, was ihr auf dem Herzen habt.

Der Herzog von Mayenne. Ich habe aber vielleicht ſchon zu viel geſagt; die Könige wollen nicht, daß man die Sachen bey ihrem Nahmen nennen ſoll. Sie ſind an die Schmeicheley gewohnt; ſie machen daraus einen Theil ihrer Hoheit. Die aufrichtige Freyheit, mit welcher man mit anderen Menſchen ſpricht, beleidiget ſie; ſie wollen nicht, daß man den Mund öfnen ſoll, als um ſie zu loben und zu bewundern. Sie laſſen nicht mit ſich umgehen, als ob ſie Menſchen wären. Man muß ſagen, daß ſie immerfort und allenthalben Helden ſind.

Henrich *IV.* Ihr ſprecht davon ſo gelehrt, daß es wohl ſcheinet, die Erfahrung habe euch unterwieſen. Auf dieſe Weiſe hat man euch geſchmeichelt und vergöttert, da ihr König von Paris waret.

Der Herzog von Mayenne. Es iſt wahr, daß man mich mit vielen eitlen Lobſprüchen unterhalten hat, welche mir mit falſcher Hofnung ſchmeichelten, und mich groſe Fehler begehen machten.

Henrich *IV.* Was mich betrift, ſo hat mir das Unglück zur Unterweiſung gedienet: derglei-

chen Lectionen ſind rauh; aber ſie ſind gut, und es wird mir Zeitlebens davon ſo viel übrig bleiben, daß ich mir leichter, als ein anderer, meine Wahrheiten ſagen laſſe. Saget mir alſo ſolche, mein wehrter Vetter, wann ihr mich liebet.

Der Herzog von Mayenne. Unſer ganzer Betrug kam allein daher, daß wir unſere Rechnung nach derjenigen Meynung machten, die wir von eurer Jugend gefaßt hatten; wir wußten, daß die Weibs-Leute allenthalben euch unterhielten; daß die Gräfin von Guiche euch alle Vortheile von der Schlacht bey Coutras verliehren machte; daß ihr über euren Vetter, den Prinzen von Conde, eiferſüchtig waret, welcher ſchien ſtandhafter und ernſtlicher, als ihr, der wichtigſten Geſchäften ſich anzunehmen, und dabey einen guten Verſtand und eine groſe Tugend zeigte; wir hielten euch für einen weibiſchen und verzärtelten Menſchen, den die Königin Mutter, durch tauſenderley Liebes-Verwickelungen, am Seil herum führte; der zur Zeit von S. Bartholome alles thate, was man von ihm verlangte, um die Religion zu verändern; und der ſich nachgehends bey der Zuſammenverſchwörung zu Mole allem demjenigen unterwarf, was der Hof wolte. Kurz, wir hoften gut mit euch zu recht zu kommen; allein wahrhaftig, Sire, ich kan nicht mehr: ich ſchwitze, und bin ganz aus dem Odem. Eure Majeſtät iſt ſo mager und ſo leicht, als ich dick und ſchwer bin. Ich kan nicht mehr nachkommen.

Henrich *IV.* Es iſt wahr, mein Vetter, ich habe mir eine Freude gemacht, euch zu ermüden; allein das iſt auch das einzige Ubel, welches ich euch

Lebens-lang thun werde. Vollführet, was ihr angefangen habt.

Der Herzog von Mayenne. Ihr habt uns in groſe Verwunderung geſezt, da wir ſahen, daß ihr Tag und Nacht zu Pferd waret, und mit unglaublichem Muth und Fleiß zu Cahors, zu Lauſe in Gaſconien, zu Arques in der Normandie, zu Yvry, vor Paris, zu Arnay-le-Duc und zu Franzöſiſch Brunn die gröſte Thaten verrichtetet. Ihr habt wiſſen das Vertrauen der Catholicken zu gewinnen, ohne die Hugenotten zu verliehren; ihr habt wiſſen geſchickte Leute, welche eures Vertrauens würdig waren, zu denen Geſchäften auszuſuchen. Ihr habt ſie um Rath gefragt, ohne dabey eiferſüchtig zu ſeyn, und habt wiſſen ihre Rathſchläge euch zu Nutz zu machen, ohne euch von ihnen regieren zu laſſen. Ihr ſeyd uns in allem zuvor gekommen: Ihr ſeyd ein ganz anderer Menſch worden, ſtandhaft, wacker, geſchäftig und ganz, wie ihr ſeyn ſoltet.

Henrich *IV*. Ich ſehe wohl, daß diejenige freye Wahrheiten, die ihr mir ſagen ſoltet, ſich in Lobſprüche verwandeln; allein, ihr müſſet wieder dahin zurück kommen, wovon ich eben jezo mit euch ſprach, und welches darinn beſtehet, daß ich alles meinen Widerwärtigkeiten zu dancken habe. Wenn ich mich ſogleich ohne Anſtand auf dem Thron geſehen hätte, umringet mit lauter Pracht, und Herrlichkeit, und Schmeicheleyen, ſo würde ich ganz gewiß in denen Wohllüſten eingeſchlafen ſeyn; meine Natur war zur Weichlichkeit geneigt; allein da ich erkante, was einander entgegen war, und wie viel Schaden ich mir durch meine Schwachheiten zuziehen

hen würde, ſuchte ich mich zu überwinden und zu verbeſſern; dabey guten Rathſchlägen zu folgen, meine Fehler mir zu Nutz zu machen, und in alle Geſchäfte ſelbſt einzugehen. Sehet, auf dieſe Weiſe können die Menſchen ſich zurecht bringen, und eine gewiſſe Fähigkeit erlangen.

Das XVI. Geſpräch.

Henrich XVI.

und

Sixtus V.

Groſe Leute haben Hochachtung für einander, obgleich ihre Sachen einander entgegen ſind.

Sixtus *V.*

Es iſt ſchon lang, daß ich begierig bin, euch zu ſehen. Da wir uns beyde noch in guter Geſundheit befanden, war ſolches nicht wohl möglich. Die Mode, daß Päbſte und Könige zuſammen kamen, war zu unſerer Zeit nicht mehr. Solches war gut für Leo X. und Franciſcus I. die ſich einandar zu Bologna ſahen; und für Clemens VII. der eben dieſen König zu Marſeille, wegen der Heyrath der Catharina von Medicis, beſuchte. Ich würde mich erfreuet haben, mit euch ebenfalls eine ſolche Zuſammenkunft zu halten; allein, ich war nicht frey, und eure Religion erlaubte mir es nicht.

Henrich *XVI.* So ſeyd ihr alſo nicht mehr böſe?

Der Tod, wie ich ſehe, hat euch wieder zur Vernunft gebracht. Bekennet die Wahrheit, ihr waret nicht ſo geſinnet zur Zeit, da ich noch der arme aus der Kirchen verbannte Bearner war.

Sixtus *V.* Soll ich euch ohne Verſtellung ſprechen: Ich glaubte anfänglich, man dürfte euch nur wacker in die Enge treiben. Ich hatte auf dieſe Art eurem Vorgänger genug zu thun gemacht; auch macht ich ihn genugſam bereuen, daß er ſich unterſtanden hatte, einen Cardinal von der heiligen Kirche umbringen zu laſſen. Wenn er nur allein den Herzog von Guiſe hätte tödten laſſen, ſo wär es ihm ehender hingegangen; allein den heiligen Purpur anzugreiffen, dieſes war ein Verbrechen, ſo nicht konte vergeben werden*. Ich konte nichts weniger, als eine ſo vermeſſene That, die von ſo gefährlicher Folge war, gebührend ahnden. Es ſchien mir höchſt wichtig, nach dem Tod eures Vetters, gegen euch gleiche Schärffe, als gegen ihn, zu gebrauchen; die Liga aufzubringen, und keinen Ketzer den Franzöſiſchen Thron beſteigen zu laſſen; allein ich merckte bald, daß ihr über die Liga triumphiren würdet, und eure Herzhaftigkeit gab mir eine gute Meynung von euch. Es waren damals zwey Perſonen, deren Freund ich keineswegs mit Wohlſtand ſeyn konte, und die ich gleichwol natürlicher Weiſe hochſchätzen muſte.

Hen-

* Wer ſolte meynen, daß dieſes ein Erz-Biſchof der römiſchen Kirche geſchrieben habe? Allein, man dencke nicht, daß vernünftige Catholicken nicht auch die Fehler und Ausſchweiffungen des Pabſtthums einſehen ſolten. Der Chriſt weiß aller Orten Wahrheit, Aberglauben und Mißbräuche zu unterſcheiden.

Henrich XVI. Wer waren dann dieſe beyde Perſonen, die das Glück hatten, euch zu gefallen.

Sixtus V. Ihr und die Königin von Engelland Eliſabeth.

Henrich XVI. Was jene betrift, ſo verwundere ich mich nicht, daß ſie nach eurem Sinn war. Dann erſtlich war ſie Pabſt, ſo gut wie ihr; dann ſie war das Haupt der engliſchen Kirche, und gewiß ein ſo ſtolzer Pabſt, als ihr immermehr; ſie wußte ſich fürchten und die Köpfe fliegen zu machen. Dieſes hat ihr ſonder Zweiffel die Ehre eurer Gewogenheit zuwegen gebracht.

Sixtus V. Es hat ſolches nichts geſchadet. Ich liebe herzhafte Leute, welche ſich wiſſen von andern Meiſter zu machen*. Die Verdienſte, die ich an euch wahrnahm, und die mich für euch eingenommen hatten, beſtunden darinn, daß ihr die Liga wacker zu Paaren triebet, des Adels ſchontet, und dabey die Catholicken und Hugenotten im gleichem Gewicht zu unterhalten wußtet. Ein Mann, der ſo viel weiß, der iſt ein Mann, und ich veracht ihn nicht, wie ſeinen Vorfahren, der alles durch ſeine weibiſche Trägheit verlohr, und der ſich durch nichts wieder zu helfen wußte, als durch ſeine Betrügereyen. Wenn ich wäre bey Leben geblieben, ſo hätte ich euch bey der Abſchwörung empfangen, ohne euch lang warten zu laſſen. Ich hätte euch einige kleine Streiche mit der Ruthen geben, und dabey euch erklären wollen, daß ihr die Crone des aller-

* Schöne Eigenſchaften eines Pabſtes, um die Herrſchaft über die Menſchen ſich zuwegen zu bringen!

allerchriſtlichſten Königs der Freygebigkeit des heiligen Stuhls zu dancken hättet; und damit würde es gut geweſen seyn *.

Henrich *XVI.* Dieſes hätte ich niemals angenommen; ich würde lieber den Krieg wieder von neuem angefangen haben.

Sixtus *V.* Ein ſolcher ſtolzer Muth gefällt mir an euch; allein aus Mangel, daß euch meine Nachfolger nicht genugſam unterſtützeten, wurdet ihr ſo vielen Zuſammenverſchwörungen ausgeſetzet, daß ihr endlich ums Leben kamet.

Henrich *XVI.* Es iſt wahr; allein hat man eurer geſchonet? Die Spaniſche Caball hat euch nicht beſſer tractiret, als mich. Stahl oder Gift, das iſt wohl eins; allein, laſſet uns zu der guten Königin gehen, die ihr ſo ſehr liebet, ſie hat länger und ruhiger regieret, als ihr und ich.

* Der Herr von Fenelon macht hier die Macht des Pabſts ziemlich lächerlich. Wie! daß dieſer groſe Geiſt nachmals ſelbſt ſo weit verfiel, und demſelben einen ſo blinden Gehorſam bezeigte, daß er ſeine eigne Schriften, die doch gut waren, auf Päbſtlichen Befehl wiederrief, und darüber ſelbſt ein Verbot in ſeinem eigenen Kirchſpiel ergehen ließ? So erkennen wir oft gewiſſe Wahrheiten, wenn ſie auſſer uns ſind; ſo bald ſie aber in unſer Glück, oder in unſere andere Abſichten ſich mit einflechten, und ſolchen entgegen ſcheinen, ſo erkennen wir ſie nicht mehr.

Das XVII. Geſpräch.

Der Cardinal von Richelieu und der Cardinal Ximenes.

Tugend iſt beſſer als Geburt.

Der Cardinal Ximenes.

Nunmehro da wir hier zuſammen ſind, ſo beſchwör ich euch, mir zu ſagen: Ob es wahr ſey, daß ihr mir habt ſuchen nachzuahmen?

Der Cardinal von Richelieu. Nein. Ich war allzu eiferſüchtig auf die rechte Ehre, als daß ich hätte mögen die Copey von einem andern ſeyn. Ich habe jederzeit einen ſehr beherzten und mir gantz eigenen Caracter gezeiget.

Der Cardinal Ximenes. Ich habe mir ſagen laſſen, ihr hättet Rochelle, wie ich Oran, eingenommen: die Hugenotten entwafnet, wie ich die Mohren von Granada, um ſie zu bekehren, übern Hauffen geworffen: die Wiſſenſchaften geſchüzt: den Hochmuth der Groſen gedemüthiget: die Macht des Königs erhöhet: die Sorbonne, wie ich die Univerſität von Alcala de Hennare, geſtiftet; und ſo gar auch die Gunſt der Königin, Maria von Medices, genoſſen, wie ich durch diejenige der Königin Iſabella von Caſtilien bin erhoben worden.

Der Cardinal von Richelieu. Es iſt wahr; es findet ſich allerdings unter uns einige Gleichheit, welche aber von der bloſen Zufälligkeit herrühret; dann

dann ich habe mir niemal ein Muſter vorgelegt. Ich bin zufrieden geweſen, die Sachen ſo abzuthun, wie die Zeit und Umſtände mir ſolche, zur Ehre von Franckreich, an die Hand gaben. Zudem ſo war unſer Stand auch ſehr von einander unterſchieden. Ich war bey Hof geboren und erzogen: Ich war Biſchof zu Lucon und Staats-Secretarius. Ich hielte mich an die Königin und den Marſchall von Ancre. Alles dieſes hat nichts gemeines mit einem ſchlechten München, der erſtlich im sechzigſten Jahr in die Welt tritt, und in die Geſchäfte komt.

Der Cardinal von Ximenes. Nichts macht mir mehre Ehre, als daß ich ſo ſpät darinn bekannt wurde. Ich habe niemals durch herrſchſüchtige Abſichten mich leiten laſſen. Ich machte mir keine andere Rechnung, als daß ich mein ſchon ziemlich weit gebrachtes Leben im Cloſter beſchlieſſen würde; der Cardinal von Mendoza, Ertz-Biſchof von Toledo, ernante mich zum Beicht-Vater der Königin; und die Königin, welche vor mich eingenommen war, machte mich zum Nachfolger dieſes Cardinals, in Anſehung des Erz-Bißthums von Toledo, und zwar gegen den Willen des Königs, welcher darzu ſeinen Baſtard machen wolte. Ich wurde darauf ihr vornehmſter Rathgeber in allen ihren Verdrießlichkeiten, die ſie mit dem König hatte. Ich unternahm die Bekehrung von Granada, nachdem Ferdinand ſolches erobert hatte. Die Königin ſtarb. Ich ſahe mich zwiſchen Ferdinand und ſeinem Schwieger-Sohn Philipp von Oeſterreich. Ich leiſtete Ferdinand groſe Dienſte nach dem Tod des Philippus. Ich verſchafte dem

Schwie-

Schwieger-Vater Macht und Anſehen. Ich verwaltete die Staats-Geſchäfte mit Ernſt und Nachdruck, wider der Groſen Danck und Willen. Ich eroberte Oran, welches ich in Perſon belagert hatte; ich regierte alles ſelbſt, und hatte keinen König bey mir, der Theil daran nahm, wie ihr vor Rochelle und bey dem Paß zu Suſa. Nach Ferdinands Tod wurd ich Regent in der Abweſenheit des jungen Prinzen Carls. Ich war derjenige, welcher die Communitäten von Spanien verhinderte, daß ſie nicht in eine Empörung ausbrachen, wie ſich ſolche nach meinem Tod äuſſerte. Ich machte, daß man den Hofmeiſter und die Bedienten des zweyten Infanten Ferdinands veränderte, welche ihn, zum Nachtheil ſeines älteren Bruders, wolten zum König machen. Endlich ſtarb ich ruhig, nachdem ich all mein Anſehen, durch die liſtige Streiche der Niederländer, verlohren hatte, welche den König gegen mich einnahmen. In allen dieſen Umſtänden hab ich nie keinen Schritt gethan, um mir das Glücke günſtig zu machen; die Geſchäften ſind kommen, mich zu ſuchen, und ich habe dabey nichts anders, als das gemeine Beſte zum Endzweck gehabt. Dieſes iſt weit rühmlicher, als bey Hof geboren zu ſeyn, und einen Ober-Aufſeher und Ordens-Ritter zum Vater zu haben.

Der Cardinal von Richelieu. Die Geburt vermindert niemals den Wehrt groſer Thaten.

Der Cardinal Ximenes. Mit nichten. Allein, weil ihr mich darzu bringet, ſo muß ich euch ſagen, daß die Uneigennützigkeit und die Beſcheidenheit mehr verdienen, als ein wenig Geburt.

Der Cardinal von Richelieu. Soltet ihr

wohl eure Regierung mit der meinigen vergleichen wollen? Habt ihr den Grund des Regiments von ganz Europa geåndert? Ich habe dasjenige Haus von Oeſterreich, dem ihr gedienet habt, herunter gebracht*; einen ſiegenden König von Schweden mitten in Teutſchland geleitet; Catalonien empöret; das Königreich Portugall, welches die Spanier ſich zugeeignet hatten, wieder aufgerichtet; die Chriſtenheit mit meinen Rathſchlågen und Handlungen erfüllet . . .

Der Cardinal Ximenes. Ich bekenne, daß ich meine Handlungen mit denen eurigen nicht vergleichen darf; allein ich habe gleichwol die allerſchwereſte Sachen in Caſtilien mit Standhaftigkeit durchgetrieben, und dieſes ohne Eigennutz, ohne Ruhmſucht, ohne Schwachheit. Sagt auch ſo viel von euch, wann ihr könt.

* Nicht ſo ſehr, daß es nicht noch beſtåndig dem Haus Bourbon ein Dorn in den Augen wåre. Wolte Gott! dieſe unſelige Eiferſucht mögte zur Ruh von Europa einmal ein Ende nehmen, und beyde hohe Håuſer ihren Ruhm nicht in ihrer Gröſe, ſondern in der Wohlfahrt ihrer Völcker ſuchen. Allein, wenn GOtt die Långer heimſuchen will, ſo müſſen die Könige darzu ihren Arm leihen.
Sie ſtrafen nur die Welt, dem Himmel Recht zu ſchaffen.

Das

Das XVIII. Geſpräch.

Der Cardinal von Richelieu und der Canzler von Oxenſtiern.

Unterſcheid zwiſchen einem Staats-Miniſter, der alles aus Ruhmſucht und Hochmuth thut; und einem andern, der durch die Liebe des Vaterlands beweget wird.

Der Cardinal von Richelieu.

Seit meinem Tod hat man keinen Staats-Miniſter in Europa geſehen, der mir gleich kommen ſolte.

Der Canzler von Oxenſtiern. Nein, keiner hat noch eine ſo groſe Gewalt gehabt.

Der Cardinal von Richelieu. Dieſes iſts nicht, was ich ſage: Ich ſpreche von der natürlichen Fähigkeit zu regieren; und, ich kan von mir ohne Eitelkeit ſagen, was ich von einem andern ſagen würde, der an meiner Stelle wäre, daß ich nichts hinterlaſſen habe, ſo mir könte verglichen werden.

Der Canzler von Oxenſtiern. O wann ihr ſo ſprechet, ſo beſinnet euch; daß ich weder ein Kaufmann, noch ein Bauer war, und daß ich mich in die politiſche Händel ja ſo wohl, als ein anderer zu ſchicken wußte.

Der Caedinal von Richelieu. Ihr! Es iſt wahr, daß ihr habt einige Rathſchläge eurem König gegeben; alleine derſelbe hatte nichts unternommen,

men, als nach denen Tractaten, die er mit Franckreich, das iſt, mit mir gemacht hatte.

Der Canzler von Oxenſtiern. Das iſt wahr; allein ich hab ihn darzu bewogen, dieſe Tractaten einzugehen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich war von allem, was vorgieng, durch den Pater Joſeph unterrichtet. Ich nahm meine Rathſchläge nach denen Umſtänden, welche Charnaſſe in der Nähe beobachtet hatte.

Der Canzler von Oxenſtiern. Euer Pater Joſeph war ein fantaſtiſcher Münch. Was den Charnaſſe betrift, ſo war derſelbe ein geſchickter Staats-Mann; allein, ohne mich würde niemals nichts zu Stande kommen ſeyn. Der groſe Guſtav, dem es an allem mangelte, hatte Anfangs das Franzöſiſche Geld vonnöthen; allein er ſchlug hernach die Bayern und die Kayſerlichen; Er half in ganz Teutſchland denen Proteſtanten wieder empor. Wenn er in der Schlacht bey Lützen nicht wär ums Leben gekommen, ſo würde er Franckreich, welches über den ſchnellen Fortgang ſeiner Waffen furchtſam war, ſelbſt noch zu thun gemacht haben: denn er wäre der mächtigſte unter denen Europäiſchen Königen worden. Ihr bereuetet es ſchon, aber zu ſpät, daß ihr ihm beygeſtanden habt: man hatte euch auch ſo gar im Verdacht, daß ihr ſchuldig an ſeinem Tod wäret.

Der Cardinal von Richelieu. Ich bin daran ſo unſchuldig, wie ihr.

Der Cardinal von Oxenſtiern. Ich will es glauben; gleichwol war es etwas verdrießliches für euch, daß niemand zu rechter Zeit, wie es euer

Vor-

Vortheil war, mit Tod abgieng, daß man nicht alſobald glaubte, ihr wäret die Urſach ſeines Todtes. Dieſer Argwohn kam nur von der Idee, die ihr von dem Grund eurer Aufführung von euch gegeben hattet, da ihr, ohne euch ein Gewiſſen daraus zu machen, das Leben der Menſchen eurer Hoheit pflegtet aufopfern.

Der Cardinal von Richelieu. Dieſe Politic iſt in gewiſſen Fällen nöthig.

Der Canzler von Oxenſtiern. Ehrliche Leute werden euch dieſes nimmer zugeben.

Der Cardinal von Richelieu. Hieran habt ihr gleichwol ſo wenig gezweiffelt, wie ich auch; Jedoch was habt ihr dann endlich ſo groſes in Europa gethan, daß ihr euer Miniſterium mit dem meinigen vergleichen wollet? Ihr ſeyd der Rath eines kleinen barbariſchen Königes geweſen: eines Gothen, der ein Haupt von Banditen war*, und welcher ſeine Beſoldung von dem König in Franckreich empfieng, deſſen Miniſter ich war.

Der Canzler von Oxenſtiern. Mein König hatte zwar keine Crone, die derjenigen eures Herrn gleich kam; allein, dieſes macht Guſtaven und mir deſto mehr Ehre. Wir ſind aus einem wilden und un-

* Dieſe Redens-Arten: **Barbariſcher König; Haupt von Banditen**, klingen zu hart; ſo verächtlich auch ſonſt die Franzoſen gewohnet ſind von andern, beſonders denen Nordiſchen Völckern, zu ſprechen, ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß Richelieu ſo unwürdig von denen Schweden ſolte gedacht haben; welche ſchon damals, als Henrich der III. auf dem Pohlniſchen Thron ſaß, ein ſo polirtes Volck, als immer dieſe ihre Nachbarn, die Pòhlen, waren.

unfruchtbaren Lande kommen, ohne Truppen, ohne Geſchütz, ohne Geld. Wir haben unſere Soldaten diſciplniret, ihnen geſchickte Befehlshaber gegeben, die ſiegreiche Heere der Kayſerlichen überwunden, die Geſtalt von Europa verändert, und ſolche Generalen hinterlaſſen, die, nach euch, allen groſen Leuten die Kunſt, Kriege zu führen, lernten.

Der Cardinal von Richelieu. Es iſt viel wahres in dem, was ihr ſaget. Man ſolte aber meynen, wenn man euch ſo reden höret, ihr wäret noch ein gröſerer Held als Guſtavus ſelber geweſen.

Der Canzler von Oxenſtiern. Ich war nicht ſo gros, wie er; allein, ich verſtunde den Krieg wohl. Ich gab ſolches nach dem Tod meines Herrn gnugſam zu erkennen.

Der Cardinal von Richelieu. Hattet ihr nicht Tortenſon, Bannier und den Herzog von Weimar, auf welchen alles ankam.

Der Canzler von Oxenſtiern. Ich war nicht allein beſchäftiget mit denen Handlungen, welche die Bunds-Verwandten betraffen, ſondern ich wohnte auch jederzeit dem Kriegs-Rath mit bey, und dieſe groſe Männer werden euch ſagen, daß ich den gröſten Antheil an allen ihren ſchönen Feldzügen hatte.

Der Cardinal von Richelieu. Ihr werdet wohl damals mit im Kriegs-Rath geweſen ſeyn, da die Schlacht bey Nördlingen verlohren gieng, welche die Bunds-Verwandſchaft niederſchlug.

Der Canzler von Oxenſtiern. Ich war im Kriegs-Rath; allein laſſet euch den Herzog von Wei-

Weimar Nachricht von dieſer Schlacht geben, die er verloren hat. Ich unterſtüzte dabey denienigen Theil, der muthloß war. Die ſchwediſche Armee blieb, als Fremde, in einem Land, wo ſie durch meine Mittel erhalten wurde. Ich war derjenige, der durch ſeine Sorgfalt einen kleinen eroberten Staat formirte, den der Herzog von Weimar, wo er wäre leben geblieben, erhalten hätte; und den ihr, nach ſeinem Tod, auf eine unwürdige Art habt eingenommen. Ihr habt mich in Franckreich geſehen, um Hülfe für meine Nation zu ſuchen; ohne mich um eure Hoheit zu bekümmern, die dem Intereſſe eures Herrn ſo ſchädlich war. Dieſes zeiget, daß ich mehr Beſcheidenheit und Eifer für mein Vaterland hatte, als ihr. Ihr habt euch bey eurer Nation verhaßt gemacht. Ich machte im Gegentheil die Luſt und die Ehre der meinigen. Ich bin wieder in die rauhe Felſen, daraus ich kommen war, zurück gekehret*. Ich bin daſelbſt ruhig geſtorben, und ganz Europa iſt ſo wohl mit meinem Ruhm erfüllet, als mit dem eurigen. Ich habe weder eure Würden, noch eure Reichthümer, noch eure Macht, noch eure Poeten, noch eure Redner, um mir zu ſchmeicheln, gehabt. Ich habe weiter nichts für mich, als die gute Meynung der Schweden, und diejenige aller vernünftigen Leute, welche die Geſchichten und Welt-Handlungen le-

* Dieſes iſt eine fürchterliche Abſchilderung von Schweden. Wenn man Stockholm nebſt denen vielen umher liegenden Schlöſſern und Luſt-Häuſern ſiehet, ſolte man nicht fragen, warum Oxenſtiern dann nur in die rauhe Felſen zurück gekehret ſey: denn Stockholm war ſchon damals eine ſchöne Stadt.

ſen. Ich habe, nach meiner Religion, gegen die Kayſerlichen geſtritten, welche Catholiſch waren, und welche ſeit der Prager Schlacht ganz Teutſchland tyranniſirten*. Ihr habt, als ein böſer Pfaffe, durch uns die Proteſtanten erhoben, und die Catholicken in Teutſchland zu Schanden gemacht. Es iſt leicht, von euch und von mir ein Urtheil zu fällen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich konte dieſe Widrigkeit nicht wohl vermeiden, wann ich nicht ganz Europa in denen Feſſeln des Hauſes von Oeſterreich ſehen wolte, als welches nach einer Univerſal-Monarchie ſeine Abſichten gerichtet hatte**; doch, ich kan mit allem dem mich des lachens nicht enthalten, einen Canzler zu ſehen, der ſich für einen groſen Kriegs-Helden ausgiebt.

Der Canzler von Oxenſtiern. Ich gebe mich für keinen groſen Kriegs-Helden, ſondern nur für einen ſolchen Mann aus, welcher den Krieg verſtanden, und in dem Kriegs-Rath denen Generalen nützliche Rathſchläge ertheilet hatte. Ich überlaſſe euch die Ehre, daß ihr bey dem Paß zu Suſa bewafnet in Cavalliers-Kleidern zu Pferd erſchienen

* Welches Zeugnis von einem Catholicken und von einem Franzoſen?

** So närriſch damals dergleichen Anſchläge für das Haus Oeſterreich waren; ſo närriſch und noch närriſcher laſſen ſolche für Franckreich. Gleichwol iſt Richelieu ſelbſt davon der erſte Baumeiſter geweſen, der davon den Plan entworffen hat. Ein Plan, welcher nun ſeit hundert Jahren die Welt beunruhiget, und beſonders zu unſern Tagen ganz Europa mit Krieges-Flammen überziehet.

nen ſeyd. Man ſagt auch ſo gar, daß ihr euch in Richelieu zu Pferd mit einem Cüraß, einer Scherf⸗ſe und mit einem Commando⸗Stab in der Hand, hättet abmahlen laſſen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich kan eure Verweiſe nicht mehr dulden. Gehabt euch wohl.

Das XIX. Geſpräch.

Der Cardinal von Richelieu und der Cardinal Mazarin.

Eigenſchaften dieſer beyden Staats⸗Miniſter. Unterſcheid zwiſchen einer wahren und falſchen Politic.

Der Cardinal von Richelieu.

Ey ſehet da, Herr Julius; man ſagt, ihr hättet nach mir Franckreich regieret. Wie habt ihr es gemacht? Habt ihr es dahin gebracht, und ganz Europa gegen das Haus von Oeſterreich vereiniget? Habt ihr die Hugenotten übern Hauffen geſchmiſſen, welche ich geſchwächt habe? Endlich ſeyd ihr ſo glücklich geweſen, und habt die Groſen fein herunter gebracht?

Der Cardinal Mazarin. Ihr hattet alles dieſes wohl angefangen; alleine ich hatte ganz andere Sachen aus einander zu ſetzen; Ich habe müſſen eine Regentenſchaft, mit welcher es ſehr windig ausſahe, unterſtützen.

Der Cardinal von Richelieu. Ein König,

der auf nichts ſeine Gedancken richtet, und doch eiferſüchtig über das Miniſterium iſt, ſo ihm dienet, der macht einem im Cabinet weit mehr zu ſchaffen, als die Schwachheit und die Verwirrung einer Regentenſchaft. Ihr hattet eine Königin, welche ziemlich ſtandhaftig war, und unter welcher die Geſchäften leichter von ſtatten giengen, als unter einem verdrieslichen König, der immer auf mich, durch einen neu-anwachſenden Günſtling, erbittert war. Ein ſolcher Fürſt regieret nicht ſelber, und läſſet auch andere nicht regieren: Man muß ihm wider ſeinen Willen dienen; indem man aber dieſes thut, ſetzet man täglich ſein Leben in Gefahr. Mein Leben war bereits ſchon durch denjenigen, durch den ich war empor gekommen, unglückſelig genug. Ihr wiſſet, daß unter allen Königen, welche die Belagerung von Rochelle ſuchten zu nichte zu machen, der König, mein Herr, mir ſelbſt am meiſten zu ſchaffen gab: Ich habe nicht unterlaſſen, denen Hugenotten einen tödlichen Stoß beyzubringen, als welche ſo viel ſichere Plätze und ſo viele wichtige Häupter hatten. Ich brachte den Krieg bis in das innerſte des Hauſes von Oeſterreich. Man wird niemals die Empörung der Catalonier vergeſſen. Es geſchah mit einer unerforſchlichen Heimlichkeit, daß Portugall ſich in Stand ſetzte, das ungerechte Joch der Spanier vom Halſe zu ſchütteln. Holland wurde durch unſer Bündniß in einen langen Krieg, gegen eben dieſe Macht, unterſtützet: Alle die Alliirten in Norden, im Reich und in Italien, waren an mich perſönlich gebunden, als an einen Mann, der nicht fähig war, ihnen ſein Wort zu brechen; In dem Königreich ſelbſt ſahen ſich die

Groſen zu ihrer Schuldigkeit angewieſen. Ich hatte ſie Anfangs ganz widerſpenſtig gefunden: indem ſie ſich daraus eine Ehre machten, ohne Unterlaß gegen diejenige, welchen der König die Regierungs-Geſchäfte anvertraute, ſich aufzuwiegeln. Sie waren der Meynung, ſie dürften dem König nicht weiter gehorſamen, als in ſo weit er ſie darzu durch ihre eigne Ehrſucht zu verbinden, und ihnen damit zu ſchmeicheln wuſte, daß er ihnen in ihren Provinzen, die ſie zu regieren hatten, freye Hände ließ.

Der Cardinal Mazarin. Was mich anlangt, ſo war ich ein Fremdling; alles war gegen mich; ich hatte keine Hülfe, als in meinem eignen Fleiß; Ich fieng an, mich bey der Königin einzuſchmeicheln. Ich wußte diejenige von ihr zu entfernen, die ihre Vertraute waren. Ich habe mich gegen die Factionen bey Hofe, gegen das mir gehäßige Parlament, und gegen die ſo genannte Fronde, welche durch einen kühnen Cardinal, der mein Glück beneidete, aufgebracht wurde, vertheidiget: Ja, ich muſte es gegen einen Prinzen aufnehmen, der jährlich neue Lorbeer-Cränze erfochte, und der nur ſeinen groſen Ruhm und ſeine Siege darzu gebrauchte, um mich mit deſto mehr Macht zu ſtürzen: Ich zerſtreute ſo viele Feinde, ob ich gleich zweymal aus dem Königreich vertrieben wurde: Ich kehrte zweymal wieder zurück, und triumphirte auch ſo gar in meiner Abweſenheit. Ich war derjenige, der den Staat regierte: Ich trieb den Cardinal von Retz bis nach Rom. Ich brachte den Prinzen von Conde ſo weit, daß er ſich muſte nach Flandern retten. Endlich ſchloß ich einen Ruhm-

vollen Frieden, und hinterließ, da ich ſtarb, einen jungen König, der im Stand war, ganz Europa Geſetze vorzuſchreiben. Alles dieſes geſchah durch Witz, der fruchtbar war in Anſchlägen und Ausführungen; durch meine Geſchicklichkeit in denen Unterhandlungen; und durch die Kunſt, die ich beſaß, die Menſchen jederzeit mit neuen Hofnungen abzuſpeiſen. Bemercket bey allem dieſem, daß ich keinen Tropfen Blut habe vergieſſen laſſen.

Der Cardinal von Richelieu. Ihr nahmt euch wohl in Acht, keines zu vergieſſen: ihr waret allzu ſchwach und allzu furchtſam*.

Der Cardinal Mazarin. Ich, furchtſam! Hab ich nicht die drey Prinzen nach Vincennes in gefängliche Verhaft bringen laſſen. Der Prinz von Conde hatte Langeweile genug in ſeiner Gefangenſchaft.

Der Cardinal von Richelieu. Ich wette, daß ihr nicht das Herz hattet, ihn im Gefängniß zu behalten, noch ihn wieder auf freyen Fuß zu ſetzen. Die Verwirrung, worinn ihr euch ſeinetwegen befandet, war die eigentliche Urſach, daß er ſo lang gefangen blieb; doch laßt uns zur Sache ſchreiten. Ich meines Orts habe Blut vergoſſen; ſolches war nöthig, um den Hochmuth der Groſen zu demüthigen, als welche immer droheten, ſich zu empören. Es iſt kein Wunder, daß ein Mann, der allen Höflingen und Kriegs-Bedienten ihre vorige Hoheit wie-

* Iſt es nicht eine tolle Herzhaftigkeit, Menſchen ums Leben zu bringen? Auf dieſe Weiſe wird der jenige für den tapferſten geprieſen, der ſich am wenigſten ſcheuet, grauſam und abſcheulich zu ſeyn. Glückſelige Furcht, die uns noch erinnert, daß wir Menſchen ſind.

wieder einräumte, niemand bey einer ſo ſchwachen Regierung hatte hinrichten laſſen.

Der Cardinal Mazarin. Eine Regierung iſt mit nichten deswegen für ſchwach zu ſchätzen, wenn ſie zu ihrem Zweck durch Klugheit und Güte, ohne Grauſamkeit, gelangen kan. Es iſt beſſer ein Fuchs, als ein Löwe, oder Tieger zu ſeyn*.

Der Cardinal von Richelieu. Dieſes iſt keine Grauſamkeit zu nennen, wenn man die Verbrecher ſtrafet, deren böſe Exempel andere würden nach ſich ziehen. Dann indem die Strafloſigkeit ohne Unterlaß innerliche Kriege nach ſich ziehet, ſo würde ſie die Macht des Königes vernichtiget, den Staat ruiniret, und das Blut, ich weiß nicht, von wie viel tauſend Menſchen gekoſtet haben; an ſtatt, daß ich dadurch ſo wohl den Frieden als die Macht gegründet habe, da ich eine kleine Anzahl unruhiger Köpfe aufopferte. Uberdem, ſo hab ich niemals keine andere Feinde gehabt, als diejenige des Staats.

Der Cardinal Mazarin. Allein, ihr ſelbſt hieltet euch in eigner Perſon für den Staat. Ihr waret der Meynung, daß man kein guter Franzos ſeyn könte, ohne in euren Dienſten zu ſeyn.

Der Cardinal von Richelieu. Habt ihr des erſten Prinzens vom Geblüt geſchonet, da ihr glaubtet, daß er gegen euer Intereſſe wär? Muſte man nicht Mazariniſch ſeyn, wenn man bey Hof etwas

* Beyde Eigenſchaften taugen nicht: grauſam ſeyn iſt unmenſchlich, betrügen iſt ſchelmiſch. Die Redlichkeit hat ſo viel Weisheit und ſo viel Grosmuth, daß ſie weder etwas von einem Fuchſen, noch von einem Tieger entlehnen darf.

etwas gelten wolte? Ich habe niemals den Argwohn und das Mißtrauen weiter getrieben, als ihr. Wir dieneten beyde dem Staat; indem wir aber ihm dieneten, wolten wir, ſo wohl ihr als ich, alleine herrſchen. Ihr ſuchtet eure Feinde mit Liſt und durch niederträchtige Kunſtſtücke zu überwinden; Ich meines Orts ſchlug die meinige mit offenbarer Gewalt darnieder, und ich glaubte aufrichtig, daß ſie nur deswegen mich zu ſtürzen ſuchten, um Franckreich aufs neue in die vorige Noth und Verwirrung zu ſetzen, woraus ich ſolches mit ſo groſer Mühe gerettet hatte: Endlich, ſo hab ich auch mein Wort gehalten; Ich war Freund und Feind, ohne Verſtellung: Ich unterſtüzte die Macht meines Herrn mit Tapferkeit und Ehre; Es hat nur an denenjenigen, die ich habe verfolgen müſſen, ſelbſten gelegen, mit Gunſt und Wohlthaten erfüllt zu ſeyn; Ich hab ihnen auf allerhand Art ſolche anbieten laſſen, und bin ihnen gleichſam ſelbſt entgegen gegangen: Ich liebte die Verdienſte, und ſuchte ſie, ſo bald ich ſie erkannte, zu befördern. Ich wolte nur ſo viel, daß ſie meine Regierung nicht ſolten ſtöhren, welches ich zur Aufnahme von Franckreich nothwendig zu ſeyn glaubte. Wann ſie dem König, ein jeder nach ſeiner Fähigkeit, hatten dienen und darüber ſich nach meiner Einrichtung richten wollen, ſo hab ich ſie für meine Freunde gehalten.

Der Cardinal Mazarin. Saget vielmehr, daß ſie eure Knechte geweſen wären: Knechte, welche man in der That zwar wohl bezahlet hätte; allein, man muſte ſich unter einem Herrn ſchmiegen, der empfiendlich, gebietheriſch, und nicht zu beſänf-

ſänftigen war, wenn man einmal ſeine Eiferſucht aufgebracht hatte.

Der Cardinal von Richelieu. Wohlan, wenn ich auch zu eiferſüchtig und zu gebietheriſch würde geweſen ſeyn, ſo wär dieſes, es iſt wahr, ein groſer Fehler geweſen; allein, wie viele Eigenſchaften hatte ich nicht dargegen, die einen groſen Geiſt und eine erhabene Seele andeuten? Was euch, Herr Julius, betrift, ihr habt nur Feinigkeit und Geitz gezeiget; Ihr ſeyd mit denen Franzoſen übler umgegangen, als wenn ihr hättet ihr Blut vergoſſen. Ihr habt den Grund ihrer Sitten verdorben: ihr habt die Redlichkeit altfränckiſch und lächerlich gemacht. Ich habe nur den frechen Hochmuth der Groſen gedruckt; Ihr habt ihren Muth geſchwächt, den Adel herunter gebracht, alle Stände unter einander verwirret, alle Gunſt und Gaben verkäuflich gemacht: Ihr fürchtetet die Verdienſte; man erlangte nicht eure Gewogenheit, als wenn man euch einen niederträchtigen Geiſt zeigte, der beugſam war, und ſich zu allerhand heimlichen Practicken ſchickte. Ihr habt auch niemals keine rechte Erkentniß der Menſchen gehabt. Ihr kontet nichts, als das böſe glauben, und alles übrige war für euch nur eine bloſe Fabel. Es dienten für euch keine andere Gemüther, als die betrügeriſch waren, welche diejenige hinters Licht führten, mit welchen ihr Geſchäfte zu behandeln hattet, oder ſolche Traficanten, die euch wußten aus allem Geld zu machen. Auch bleibet euer Nahme veracht und verhaßt; da im Gegentheil der meinige, wie man mich deſſen verſichert, noch täglich bey der Franzöſiſchen Nation mehr Ruhm und Ehre erwirbt.

Der Cardinal Mazarin. Ihr hattet edlere Neigungen, und waret auch ein wenig ſtolzer und hochmüthiger als ich; gleichwol hattet ihr auch etwas eitles und falſches. Ich meines Orts meidete dieſe wunderliche Grosheit und lächerliche Hoffart: Ihr hattet immer Poeten, Redner und Comedien-Spieler um euch; ja ihr waret ſelbſt ein Poet, Redner und Mitbuhler des Corneille. Ihr machtet andächtige Bücher, ohne ſelbſt andächtig zu ſeyn: Ihr miſchtet euch in alle Profeßionen: Ihr woltet einen Galan abgeben, und in allen Dingen eine Vortreflichkeit zeigen. Ihr lieſſet euch von allen Bücher-Schreibern Weyhrauch ſtreuen. Iſt auch in der Sorbonne eine Thüre, oder eine Fenſter-Scheibe, worinn ihr nicht euer Wappen habt ſetzen laſſen?

Der Cardinal von Richelieu. Eure Satyre iſt ziemlich beiſſend; ſie iſt aber nicht ohne Grund. Ich ſehe wohl, daß die wahre Ehre, ein gewiſſes ruhmſüchtiges Weſen, welches von einem groben Hoffart herrühret, hätte vermeiden ſollen, und daß man ſich eben dadurch entehret, wenn man zu viel geehret ſeyn will; allein, ich liebte die Wiſſenſchaften; ich erweckte einen Eifer unter denen Gelehrten, ſolche blühen zu machen. Was euch betrift, ſo hattet ihr niemalen keine Aufmerckſamkeit, weder auf die Kirche, noch auf die Gelehrſamkeit, noch auf die Künſte, noch auf die Tugend. Es iſt demnach nicht zu verwundern, daß eine ſo verhaßte Aufführung alle Groſen im Reich und alle rechtſchaffene Leute gegen einen Fremdling aufgebracht hat.

Der Cardinal Mazarin. Ihr redet nur von

eurer

eurer chimäriſchen Grosmüthigkeit; allein, um einen Staat wohl zu regieren, fraget man weder nach Großmuth, noch nach Redlichkeit, noch nach einem guten Herzen. Es gilt um einen witzigen Kopf, der voller Anſchläge iſt, deſſen Abſichten nicht zu ergründen ſind, der nichts ſeinen Begierden, ſondern alles dem Nutzen einräumet; der unerſchöpflich an Mitteln iſt, um ſich zu helfen, und alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Der Card. von Richelieu. Die wahre Regierungs-Kunſt beſtehet darinn, daß ſie niemals nöthig hat, zum Betrug ihre Zuflucht zu nehmen, ſondern daß ſie jederzeit durch redliche Mittel ihre Abſichten zu erreichen weiß. Es geſchiehet nur aus Schwachheit, und wenn man den rechten Weg nicht kennet, daß man ſich mit ſo vielerley Anſchlägen verwirret, an ſtatt daß man mit einer deutlichen und genauen Einſicht diejenige, welche die beſte ſind, wählen, mithin eines gegen das andere auf die Waagſchalen legen, und abwiegen ſolte. Ein Kopf voller Anſchläge zeiget weniger die Gröſſe und Stärcke eines Geiſtes, als den Mangel der Stärcke und des Urtheils, um wohl zu wählen, oder gute Rathſchlüſſe zu faſſen. Die wahre Regierungs-Kunſt beſtehet darinn, daß man begreiffet, wie in die Länge nichts Beſtand hält, und wie man deswegen die Geſchäften zu einem glücklichen Endzweck lencken ſoll. Dieſes iſt der allgemeine Ruhm einer ächten Redlichkeit Ihr ſeyd beſtändig in Gefahr, wenn ihr niemand anders zu eurem Vortheil, als Betrüger, oder ſolche, die ſich betrügen laſſen, gebrauchen könnet; Allein, wenn man auf eure Redlichkeit kan

Staat machen, ſo trauen euch ſowohl die Böſen, als die Guten. Eure Feinde fürchten ſich vor euch. * Ihr habt euch im Gegentheil mit allen euren Protheiſchen Verwandelungen, weder lieben, noch ehren, noch fürchten machen können. Ich bekenne, ihr waret ein groſer Comödiant, aber kein groſer Mann.

Der Card. Mazarin. Ihr ſprecht von mir, als ob ich ein Mann geweſen wär, der kein Herz gehabt hätte. Ich habe in Spanien gewieſen, als ich darinn die Waffen führte, daß ich mich vor dem Tod nicht fürchtete. Man hat es auch bey denen innerlichen Kriegen in Franckreich geſehen, daß ich darinn vieler Gefahr mich ausgeſetzet habe. Was euch betrift, ſo weiß man, daß ihr euch vor eurem eignen Schatten gefürchtet, und immer euch eingebildet habt, als wäre unter eurem Bett ein Meuchelmörder verborgen, der euch den Dolg ins Herz ſtoſſen wolte. Doch muß man glauben, daß ihr dergleichen unnöthige Schrecken nur zu gewiſſen Stunden mögt gehabt haben.

Der Card. von Richelieu. Macht mich lächerlich, ſoviel ihr wollt. Ich werde euch meines Orts jederzeit über eure gute Eigenſchaften Recht wiederfahren laſſen. Ihr hattet im Krieg keinen Mangel an Tapferkeit; allein, ihr hattet gleichwohl kein Herz, keine Standhaftigkeit und keine Grosmuth in denen Staats-Geſchäften. Ihr waret

* Wenig Worte, aber herrliche Wahrheiten. Wohl denen Fürſten und Staats-Räthen, die ihre ganze Politic auf dieſe einfältige, und alle Spitzfindigkeit übertreffende Regeln gründen.

waret nur biegſam aus Schwachheit, und weil es euch an zulänglichen und gewiſſen Gründen mangelte. Ihr hättet nicht ſoviel Herz, euch jemand im Angeſicht zu widerſetzen: dieſes machte, daß ihr gar zu leicht etwas verſpracht, und nachgehends durch hunderterley Verdrehungen der Worte wieder zunichte machtet. Dergleichen Verdrehungen waren gleichwol etwas ſehr unanſtändiges und grobes; ſie ſchüzten euch nur wegen dem groſen Anſehen, worinn ihr ſtundet; und einem ehrlichen Mann wär es lieber geweſen, ihr hättet ihm gerad aus geſagt: Ich habe Unrecht gehabt, euch etwas zu verſprechen, und ich ſehe mich nicht im Stand, ſolches zu halten. Dieſes wäre beſſer geweſen, als daß ihr zu der Zurückziehung eures gegebenen Worts noch ſolche Pantalonaden fügtet, unglückliche Leute damit bey der Naſe herumzu führen. Es iſt nicht genug, in einer Schlacht ſeinen Muth zu zeigen, wenn man im Umgang zaghaftig iſt. Viele groſſe Herren, die mit Ehren hätten ſterben können, haben ſich durch ihre Weichlichkeit in denen täglichen Geſchäften, wie die nichtswürdigſte Menſchen, zu Schanden gemacht.

Der Card. Mazarin. Es läſſet ſich leicht alſo reden, allein, wenn man ſo vielerley Leute befriedigen ſoll, ſo ſucht man ihnen zu ſchmeicheln, ſo lang man kan. Man kan nicht allen Gnade austheilen, die wenigſte wiſſen ſich ſelbſt hiebey zu beſcheiden. Wenn man nun nichts anders ihnen zu geben hat, ſo muß man ſie wohl mit leerer Hofnung abſpeiſen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich geb es zu, daß man viele Leute muß hoffen laſſen: dieſes heiſſet auch nicht, ſie betrügen: dann ein jeder kan nach ſeinem Rang ſeine Vergeltung finden, und öfters ſich bey gewiſſen Gelegenheiten noch mehr empor bringen, als man ſolches ſich von ihm eingebildet hätte. Will jemand ſich mit einer ausſchweifenden und lächerlichen Hofnung unterhalten, ſo iſt es deſto ſchlimmer für ihn. Ihr betrüget ſie nicht, ſie betrügen ſich ſelbſt, und können davon die Schuld auch niemand anders, als ſich ſelber, beymeſſen; Allein, jemand etwas in dem Zimmer verſprechen, darüber ihr hernach im Cabinet lachtet, ſolches ziemet ſich gar nicht für einen ehrlichen Mann, und macht denen Staats-Geſchäften einen ſehr ſchlechten Ruhm. Ich, für mein Theil, habe die Macht des Königs zu erhalten und zu vergröſſern geſucht, ohne mich ſolcher armſeligen Mitteln zu bedienen. Die Sache iſt klar, und ihr diſputiret wider einen Mann, deſſen Exempel allein zulänglich iſt, eure Staats-Regeln übern Hauffen zu werfen.

Ende der Geſpräche der Todten.

Samlung
Einiger
Fabeln,
zur
Unterweiſung
des verſtorbenen
Herzogs von Burgund
verfertiget.

Samlung einiger Fabeln,

Zur Unterweiſung des verſtorbenen Herzogs von Burgund verfertiget.

Die *I.* Fabel.

Die Geſchichte des Ariſtonous.

Sophronimus, nachdem er der Güter ſeiner Vorfahren, durch Schifbruch und anderwärtige Unglücks-Fälle, war verluſtig worden, tröſtete ſich darüber mit ſeiner Tugend in der Inſel Delos. Er beſang auf einer goldnen Leyer die Wunder desjenigen Gottes, welchen man allda verehrte. Er unterhielt ſich mit denen Muſen, welche ihn liebten: er unterſuchte mit Fleiß alle Geheimniſſe der Natur, den Lauf der Sterne und des Himmels, die Ordnung der Elementen und den Bau der Welt, welchen er mit einem Compaß pflegte abzumeſſen. Er betrachtete die Eigenſchaft der Pflanzen, das Weſen der Thiere: Insbeſondere aber war er befliſſen, ſich ſelbſt zu erkennen, und ſeine Seele mit der Tugend auszuzieren. Auf ſolche Weiſe ſah er ſich von dem Glück, welches ihn hatte unterdrücken wollen, zur

wahren Ehre, die in der Weisheit beſtehet, erhoben.

Da er nun ſo glücklich in dieſer Einſamkeit ohne Güter lebte, erblickte er einsmahlen an dem Ufer des Meers einen ehrwürdigen Greiſen, der ihm unbekant war. Dieſer Fremdling war eben in dieſer Inſel an das Land geſtiegen. Er bewunderte allhier die Ufer des Meers, weil er wußte, daß ehedeſſen dieſe Inſel eine ſchwimmende Inſel geweſen war; Er betrachtete dieſe Küſte, wo über dem Sand und denen Klippen kleine Hügel hervor ragten, welche ein ſtets grünender Waſen mit Blumen bedeckte. Er konte ſich nicht erſättigen, die reine Quellen und ſchnell abſchieſſende Bäche zu beſchauen, welche dieſe herrliche Gegend durchwäſſerten. Er nahete ſich zu denen geheiligten Haynen, welche den Tempel GOttes umringen. Er war erſtaunet, allhier immer grünende Wipfel zu ſehen, welche niemals die rauhe Nord-Winde entblätterten. Endlich heftete er ſeine Augen auf den Tempel, welcher aus purem Marmor von Paros, der weiſſer als der Schnee, auferbauet, und mit hohen Säulen von Jaſpis umgeben iſt. Sophronimus war nicht weniger aufmerckſam, dieſen Alten zu betrachten: deſſen weiſſer Bart fiel ihm bis auf die Bruſt: ſein mit Linien beſtrichenes Angeſicht hatte nichts ungeſtaltes; Man ſah an ihm noch nichts von denen Mängeln eines baufälligen Alters. Seine Augen zeigten eine angenehme Lebhaftigkeit. Er war wohlgewachſen, und von einer majeſtätiſchen Länge; doch gieng er ſchon ein wenig gebogen, und ſtüzte ſich auf einen Stab

von Helfenbein. Was ſuchet ihr, O Fremdling, in dieſer Jnſel, redete Sophronimus denſelben an, ſie ſcheinet euch unbekant zu ſeyn? Jſt es der Tempel GOttes? ihr ſehet ihn hier von fernen, und ich erbiete mich, euch dahin zu begleiten; dann ich fürchte die Götter, und ich bin von demjenigen unterrichtet, was Jupiter will, daß man thun ſoll, um denen Fremden an die Hand zu gehen.

Jch nehme euer Ehrerbieten, antwortete der Alte, welches ihr mir mit Bezeugung ſo vieler Gütigkeit thut, zu Danck an. Jch bitte dieſe Götter, euch dieſe Liebe für die Fremde zu vergelten. Laſſet uns zum Tempel gehen. Unterwegs erzehlte er dem Sophronimus die Urſache ſeiner Reiſe.

Jch nenne mich, ſagt er, Ariſtonous, ich bin gebohren zu Clazomena, einer Stadt in Jonien, welche das beglückte Vaterland des Homerus war, und deren liebliches Geſtade bis in das Meer reichet, und ſich mit der Jnſel Chio gleichſam zu vereinigen ſuchet. Jch war von armen, obgleich adelichen Eltern gebohren; mein Vater Polyſtratus, der mit einer zahlreichen Familie beläſtiget war, wolte mich nicht gros ziehen; Er ließ mich durch einen ſeiner Freunden von Tros auslegen. Eine alte Frau von Erithrea, welche an dem Ort wohnete, wo ich ausgelegt war, nahm mich auf, und nährte mich in ihrem Hauſe mit der Milch von einer Ziege; Weil ſie aber nicht viel Mittel hatte, ſo war ich kaum in einem Alter, daß ich dienen konte, ſo verkaufte ſie mich an einen Kaufmann, der mit Sclaven handelte, und

mich mit ſich nach Lycien nahm. Er verkaufte mich zu Patara an einen reichen und tugendhaften Mann, mit Namen Alcinus. Dieſer Alcinus hatte eine beſondere Sorgfalt für mich in meiner Jugend; Ich ſchien ihm lernſam, beſcheiden, aufrichtig, liebreich, und dabey aufmerckſam auf alle löbliche Dinge, darinn man mich unterrichten wolte; Er widmete mich denen freyen Künſten, welche Apollo beſchüzte. Er ließ mich zu der Muſic, denen Leibes-Ubungen, und beſonders zu der Wund-Arzney anführen. Ich erlangte bald einen groſen Ruhm in dieſer ſo nöthigen Kunſt. Apollo ſelbſt, der mir günſtig war, entdeckte mir wunderbare Geheimniſſe. Alcinus, der mich immer noch lieber gewann, und der über den glücklichen Fortgang ſeiner auf mich gewandten Sorgfalt überaus vergnügt war, ſchenckte mir die Freyheit, und ſandte mich zu dem Damocles, König in Licaonien, welcher, da er in lauter Wohllüſten lebte, dieſes Leben liebte, und ſich fürchtete, ſolches zu verliehren. Von dieſem König, der mich gern bey ſich behalten wolte, erhielt ich groſe Reichthümer. Einige Jahre darauf ſtarb Damocles. Deſſen Sohn, welcher ſich durch die Schmeichler gegen mich hatte aufbringen laſſen, machte mir alle Sachen, die einen groſen Glanz von ſich geben, zuwider. Ich empfand endlich ein heftiges Verlangen, Lycien wieder zu ſehen, wo ich ſo vergnügt meine erſte Jugend zugebracht hatte. Ich hofte allda den Alcinus wieder zu finden, der mich erzogen hatte, und der erſte Urheber meines Glückes war.

Da ich in dieſes Land kam, vernahm ich, daß Alcinus geſtorben wär, nachdem er ſeine Güter verlohren, und die Widerwärtigkeiten ſeines Alters mit vieler Standhaftigkeit erdultet hatte. Ich gieng, deſſen Aſche mit Blumen zu beſtreuen, und Thränen darauf zu gieſſen. Ich beehrte zu ſeinem Ruhm ſein Grabmahl mit einer Aufſchrift, und erkündigte mich, wo ſeine Kinder hingekommen waren. Man ſagte mir, daß der einzige Orcilochus davon ſey übrig geblieben, der, weilen er ſich nicht entſchlieſſen konte, Güter-los in ſeinem Vaterland ſich zu zeigen, wo ſein Vater in einem groſen Anſehen gelebet hatte, ſich auf ein fremdes Schif begeben hätte, um ſeine Tage in einer abgelegenen Inſel verborgen hinzubringen. Man fügte hinzu, daß dieſer Orcilochus kurz darauf, unweit der Inſel Carphates, Schifbruch gelitten habe, und alſo niemand mehr von der Familie des Alcinus meines Wohlthäters übrig ſey.

Solchemnach entſchloß ich mich alſobald, das Haus, worinn er gewohnet, mit denen umher liegenden fruchtbaren Feldern an mich zu kauffen. Ich war erfreut, dieſe Gegenden wieder zu ſehen, die bey mir das Andencken eines beglückten Alters und eines gütigen Herrns erweckten. Es ſchien, als wär ich noch in der Blüte meiner erſten Jahre, da ich war in Dienſten des Alcinus geweſen. Kaum daß ich deſſen hinterlaſſene Güter von ſeinen Glaubigern erkauft hatte, ſo ſah ich mich verbunden, nach Clazomena zu reiſen. Polyſtrates, mein Vater, und Phydilla, meine Mutter, waren beyde geſtorben. Ich hatte verſchiedene Brüder, die übel miteinander lebten. So bald ich

nach Clazomena kam, gieng ich zu ihnen in ſchlech- ten Kleidern, wie ein Menſch, der keine Mittel hat. Ich zeigte ihnen diejenige Merckmahle von meiner Geburt, die man, wie ihr wiſſet, beobach- tet, wenn man Kinder pflegt wegzulegen. Sie waren beſtürzt, auf ſolche Weiſe die Anzahl der Erben des Polyſtrates vermehrt zu ſehen, welche deſſen kleine Hinterlaſſenſchaft unter ſich theilen ſolten; ſie wolten demnach meine Geburt nicht für ächt erkennen, und weigerten ſich, vor denen Richtern mich als ihren Bruder anzunehmen. Darauf erklärte ich mich, um ihre Härtigkeit ge- gen mich zu beſtrafen, daß ich es zufrieden wär, unter ihnen für einen Fremdling gehalten zu wer- den, und verlangte deswegen, daß ſie hinwieder- um nicht meine Erben ſeyn ſolten. Die Richter bekräftigten ſolches mit ihrem Ausſpruch. Ich zeigte ihnen darauf die Reichthümer, die ich auf meinem Schif mitgebracht hatte; ich entdeckte ihnen, daß ich derjenige Ariſtonous ſey, der ſo groſe Schätze bey dem Damocles, König in Licaonien, erworben, und daß ich weder Weib, noch Kinder hätte.

Da bereueten es meine Brüder, daß ſie ſo ungerecht mit mir umgegangen waren; das Ver- langen, meine Erben zu ſeyn, machte, daß ſie ſich alle Müh von der Welt gaben, mich zu begü- tigen. Allein, es war vergebens; ihre Uneinig- keit war Urſach, daß die Güter unſeres Vaters muſten verkauft werden; ich kaufte ſie an mich, und meine Brüder hatten den Verdruß, die ſämtliche Güter unſeres Vaters in deſſen Hän- den zu ſehen, dem ſie nicht den geringſten Theil

davon wolten zukommen laſſen. Sie verfielen demnach alleſamt in eine entſetzliche Armuth. Nachdem ſie alſo ihren Fehler genugſam gebüſſet hatten, wolt ich ihnen mein gutes Gemüth zeigen. Ich verzieh ihnen; ich nahm ſie in mein Haus; ich gab einem jeden Geld, damit durch den Handel zur See etwas zu gewinnen; ich vereinigte ſie alle miteinander; ſie und ihre Kinder wohnten ruhig und im Frieden bey mir; Ich wurde der allgemeine Vater von allen dieſen verſchiedenen Familien; durch ihre Eintracht und durch ihren Fleiß ſamleten ſie groſe Reichthümer.

Unterdeſſen kam das Alter, wie ihr ſehet, und klopfte an meiner Thür; es bleichte meine Haare, und runzelte mein Geſichte; es berichtete mir, daß ich nicht lange mehr einer ſo vollkommenen Glückſeligkeit genieſſen würde. Vor meinem Tod wolt ich alſo noch einmal dieſes ſo ſehr geliebte Land ſehen, welches mir näher gehet, als mein Vaterland ſelbſt; dieſes Lycien, wo ich unter Anführung des Alcinus, gelernt habe, gut und weiſe zu ſeyn. Als ich dahin zur See wieder zurück kehrte, begegnete mir ein Kaufmann aus einer der Cycladiſchen Inſeln, der mich verſicherte, daß noch zu Delos ein Sohn des Orcilochus ſich aufhielt, welcher der Weisheit und der Tugend ſeines Gros-Vaters Alcinus nachahmte. Ich verließ alſobald den Weg nach Lycien, und eilte unter dem Schutz des Apollo, mich in ſeine Inſel zu begeben, um das theure Uberbleibſel einer Familie aufzuſuchen, welcher ich alles ſchuldig bin. Ich habe nur wenig Zeit noch zu leben übrig. Die Parze, eine Feindin derjenigen ſüſen Ruh, welche

che die Götter ſo ſelten denen Menſchen vergönnen, wird ſich eilen, meine Tage abzuſchneiden; Allein, ich werde vergnügt ſterben, wann meine Augen, ehe ſie ſich vor dem Licht verſchlieſſen, noch den Enckel meines Herrn ſehen werden. Saget mir nunmehro, der ihr mit demſelben dieſe Inſel bewohnet, ob ihr ihn kennet, und wo ich ihn antreffen werde? Ach wo ihr mir ſolchen könnet ſehen laſſen, ſo wollen die Götter euch, zu eurer Vergeltung, eure Kindes-Kinder biß ins fünfte Glied auf euren Knien zeigen. Ach! mögten die Götter euer ganzes Haus, als die Frucht eurer Tugend im Frieden und vollem Seegen erhalten. Mittlerweile daß Ariſtonous ſich alſo vernehmen ließ, preßte ſowohl die Freude, als der Schmerz, dem Sophronimus Thränen aus denen Augen. Er konte für Wehmuth nicht ſprechen: er warf ſich dem Alten um den Hals, er umfieng ihn, er drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſtieß endlich mit Mühe dieſe mit Seufzer unterbrochene Worte aus:

Ich bin, O mein Vater! derjenige, den ihr ſuchet. Ihr ſehet hier den Sophronimus, den Enckel eures Freundes Alcinus vor euch: Ich bin derſelbe; Ich kan nicht zweifeln, indem ich euch höre, daß die Götter euch hieher geſandt haben, meine Schmerzen zu lindern. Die Danckbarkeit, welche auf der Welt ſchien verlohren zu ſeyn, findet ſich in euch alleine wieder. Ich habe wohl, da ich noch jung war, vernommen, daß ein berühmter und reicher Mann, der ſich in Lycaonien niedergelaſſen hatte, von meinem Gros-Vater ſeye auferzogen worden; allein, weil Orcilochus,

mein

mein Vater, durch ſeinen frühzeitigen Tod, mich in der Wiege hinterließ; ſo vernahm ich dieſe Dinge nur verwirrt und obenhin. Bey ſolcher Ungewißheit hab ich mich nicht entſchlieſſen können, eine Reiſe nach Lycaonyen zu thun. Ich habe mich alſo nach dieſer Jnſul begeben, wo die Verachtung eitler Schätze bey dem ſüſen Dienſt der Muſen in dem geheiligten Tempel des Apollo mich meiner Widerwärtigkeiten halber tröſtet. Denn die Weisheit, welche die Menſchen lernet vergnüget ſeyn, dienet mir ſtatt aller anderer Güter.

Indem nun Sophronimus alſo redete, und ſie nahe bey dem Tempel angelanget waren, ſchlug er dem Ariſtonous vor, in demſelben ihre Andacht zu verrichten. Sie opferten Gott zwey Schafe, die ſo weiß waren, wie der Schnee; und einem Stier, der einen halben Mond zwiſchen beyden Hörnern trug. Darauf ſangen ſie einige Lieder zum Lob desjenigen GOttes, der den Welt-Creyß erleuchtet, der die Abwechſelung der Jahrs-Zeiten einrichtet, der die Wiſſenſchaften beſchützet, und das Chor der neun Muſen beſeelet. Nachdem ſie aus dem Tempel gekommen waren, vollbrachten Sophronimus und Ariſtonous die noch übrige Zeit des Tags mit der Erzehlung ihrer Begebenheiten.

Sophroniuus empfieng den Alten in ſeiner Wohnung mit ſolcher Zärtlichkeit und Ehrerbietung, als er den Alcinus ſelbſt würde empfangen haben, wenn er noch wäre am Leben geweſen. den folgenden Tag darauf giengen ſie zu Schiffe, und reiſeten miteinander nach Lycien. Ariſtonous

führte den Sophronimus in ein fruchtreiches Gefilde, längſt dem Geſtade des Flußes Xanthe, worinn Apollo, wann er ganz beſtaubet von der Jagd zurück kam, ſo oftmalen ſich gebadet, und ſeine ſchöne blonde Haare gewaſchen hatte. Sie fanden an dem Ufer dieſes Flußes Pappeln und Wayden-Bäume, davon das zarte und wachſende Laubwerck die Neſter von einer unzehligen Menge Vögel bedeckte, welche ſo Tag, als Nacht, die Luft mit ihren lieblichen Thönen erfüllten. Der Fluß ſtürzte ſich mit einem ſchäumenden Murmeln von einem Felſen herab, und brach ſeine ſchnelle Fluthen auf einem breiten mit Sand und Kieſel bedeckten Grund. Das flache Feld glänzte von denen verguldeten Aehren, womit es angefüllet ſtund; die Hügel, welche ſich wie die Plätze in denen Schau-Bühnen nach und nach in die Höhe zogen, waren mit Wein-Gärten und Frucht-reichen Bäumen bedeckt. Die ganze Natur lachte, und ſpielte hier in ihrer gröſten Anmuth: der Himmel war heiter, die Luft gelinde, und die Erde ſo fruchtbar, daß ſie ſtets aus ihrem Schoos diejenige mit neuen Schätzen und Reichthümern belohnte, welche ſich die Mühe gaben, ſie zu bauen.

Als ſie nun längſt dem Strohm hinauf gegangen waren, zeigte ſich ein niedliches Gebäude, welches zwar ohne groſe Zierathen, aber dabey ſehr lieblich, und nach allen Regeln der Bau-Kunſt aufgeführet war. Er fand darinn weder Marmor, noch Gold, noch Silber, noch Helfenbein, noch Haus-Geräth von Purpur-Stück. Alles war darinn überaus nett, voller Anmuth

und

und Gemächlichkeit, doch ſonder allen Pracht. In der Mitte des Hofes ſprudelte eine Quelle, welche längſt einem grünen Waſen ihren klaren Abfluß hatte. Die daran ſtoſſende Gärten waren nicht allzu gros. Man ſahe darinnen allerhand köſtliche Früchte und Pflanzen, die zur Nahrung der Menſchen dienten. Auf beyden Seiten des Gartens ſahe man zwey angenehme Luſt-Wälder: ihre Bäume waren ſo alt, als ihre Mutter, die Erde, und ihre Aeſte ſo dick, daß die Sonne mit ihren Strahlen ſolche nicht durchdringen konten. Sie traten darauf in einen Saal, worinnen ſie eine angenehme Mahlzeit zugerichtet fanden; ſie beſtund aus lauter ſolchen Gerichten, welche die Natur in denen Gärten hervor gebracht hatte. Man ſahe hier nichts, was die Leckerhaftigkeit der Menſchen ſo weit herzuholen, und ſo theuer in denen Städten aufzukauffen pfleget. Es war eine Milch, die ſo ſüß war, als diejenige, welche Apollo gemolcken hatte, da er noch als ein Hirte bey dem König Admetus ſich aufhielt. Es war Honig, der denjenigen übertraf, welchen die Bienen zu Hybla in Sicilien, oder auf dem Berge Hymetus in Attica machen. Es waren Kräuter aus den Garten, und Früchte, die man friſch abgebrochen hatte. Ein Wein, köſtlicher als Nectar, floß aus groſen Gefäſen in die darzu künſtlich geſchnittene Trinck-Geſchirr. Bey dieſer mäßigen, aber ſüſſen und annehmlichen Mahlzeit wolte Ariſtonius ſich nicht mit zur Tafel ſetzen. Er wußte Anfangs allerhand einzuwenden, um ſeine Beſcheidenheit damit zu bedecken. Endlich aber, da ihn Sophronimus nöthigen wolte, er-

klärte er ſich, daß er ſich niemals darzu entſchlüſſen würde, mit dem Enckel des Alcinus zu ſpeiſen, dem er ſo lange Zeit in dieſem Saal aufgewartet hätte. Sehet da, ſagte er zu ihm, wo dieſer alte Weiſe gewohnet war zu ſpeiſen: Sehet dort, wo er ſich pflegte mit ſeinen Freunden zu unterreden; Hier ſuchte er ſich mit verſchiedenen Spielen zu beluſtigen; da gieng er ſpatzieren, und las dabey die Schriften des Homerus und des Heſiodus. Hier ſchlief er des Nachts. Indem er ſich aller dieſer Umſtände erinnerte, wurde er im Grunde ſeines Gemüths dermaſſen bewegt, daß ihm darüber die Thränen aus den Augen floſſen.

Nach dem Mittag-Mahl führte er den Sophronimus nach ſeinen ſchönen Wieſen, worauf ſeine groſe Heerden Vieh längſt denen Ufern des Flußes herum irreten, und auf dieſer ſatten Weyde für ſüſer Wohlluſt brüllten; Sie ſahen darauf die Schaafe aus ihrem fetten Triften kommen: denen bläckenden Müttern, welche voller Milch waren, folgten ihre zarte Lämmer mit hüpfender Freude nach. Man ſahe allenthalben die Werck-Leute beſchäftiget, und, zum Nutzen ihres gütigen Herrns, ihre Arbeit mit Luſt und Eifer verrichten: denn er machte ſich von ihnen lieben, und ſuchte ihnen ihren Sclaven-Stand und ihre Müh, ſoviel als möglich war, erträglich zu machen.

Da nun Ariſtonous dem Sophronimus dieſes Haus, dieſe Sclaven, dieſe Heerden, und dieſe durch fleißigen Bau ſo fruchbar gemachte Felder und Auen gezeiget hatte, redete er folgendergeſtalt zu ihm: Ich bin erfreuet, daß ich euch

nun-

nunmehro wieder in eurem våterlichen Erb-Gut ſehe. Mein Vergnůgen iſt vollkommen, den Beſitz eines Orts euch einzuråumen, worinn ich ſo lang dem Alcinus gedienet habe. Genieſet dasjenige in Ruh und Frieden, was ihm zugehörte. Lebet glückſelig, und ſeyd darauf bedacht, euer Leben noch angenehmer zu endigen, als er. Er ſchenckte ihm damit dieſes Gut mit allen denen erforderlichen Umſtånden, welche die Rechte in dergleichen Fållen vorſchreiben, und erklårte ſeine nåchſte Bluts-Freunde unfåhig, ſeine Erben zu ſeyn, im Fall ſie ſo undanckbar ſeyn ſolten, dieſe dem Enckel ſeines Wohlthåters Alcinus gethane Schenckung im geringſten anzufechten.

Dieſes war noch nicht genug, des Ariſtonous Herz zu vergnůgen. Bevor er dem Sophronimus ſein Haus gab, ließ er ſolches ganz mit neuem Hausrath aufputzen; derſelbe war zwar nicht reich, noch pråchtig, dagegen aber ſehr reinlich, nett und anmuthig. Er fůllte die Böden mit denen reichen Geſchencken der Ceres, und die Keller mit Wein von Chio, welcher wůrdig iſt, durch die Hand der Hebe, oder des Ganymedis bey der Tafel des groſen Jupiters eingeſchencket zu werden. Er ließ auch darinnen Wein von Parmenien legen, und eine groſe Menge Honig von denen Bergen, Hymetus und Hybla; wie auch Oel, welches aus dem Land Attica komt, und welches faſt ſo ſůß wie Honig war; Dieſem fůgte er noch hinzu unzehlig viele der feinſten und weiſſeſten Wolle, als reiche Beuten der zarten Låmmern, die auf denen Arcadiſchen Gebůrgen und in denen fetten Triften von Sicilien wendeten.

ten. In ſolchem Zuſtand überließ er dem Sophronimus ſein Haus. Er gab ihm dabey noch funfzig tauſend Euboiſche Talente; ſeine übrige Güter aber, welche in der Halb-Inſel Clazomena in denen Gegenden von Smyrna, Lebede und Colocyphon lagen, und von ſehr groſem Werth waren, behielt er vor ſich, um ſolche ſeinen nächſten Bluts-Verwandten zu hinterlaſſen.

Nach dieſer Verſchenckung begab ſich Ariſtonous wiederum zu Schif, um nach Jonien zurückzukehren; Sophronimus, der durch ſolche über die maſſen herrliche Wohlthaten ſowohl erſtaunet, als auf das zärtlichſte gerühret war, begleitete ihn mit thränenden Augen bis an das Schif, nante ihn beſtändig ſeinen Vater, und drückte ihn in ſeine Arme.

Ariſtonous kam durch eine glückliche Schiffahrt bald wieder nach Hauſe: keiner von ſeinen Verwandten unterſtund ſich, über dasjenige zu klagen, was er für den Sophronimus gethan hatte. Ich habe, ſagte er ihnen, in meinem Teſtament die Verordnung gethan, daß alle meine Güter ſollen verkauft, und unter die Armen ausgetheilet werden, im Fall ſich einer von euch der Verſchenckung widerſetzen ſolte, welche ich dem Sohn des Alcinus gethan habe.

Der alte Weiſe lebte alſo in vergnügter Ruh, und genoß derjenigen Güter, welche die Götter ſeiner Tugend verliehen hatten. Er reiſte alle Jahre, ohneracht ſeines hohen Alters, nach Lycien um den Sophronimus wieder zu ſehen, und auf dem Grab des Alcinus ſein Opfer zu bringen, als welches er auf das prächtigſte nach

der

der herrlichſten Bau-Art hatte aufrichten laſſen. Er hatte zugleich verordnet, daß nach ſeinem Tod ſeine Aſche in eben dieſes Grab ſolte gebracht werden, damit ſie bey denenjenigen ſeines lieben Herrn ruhen mögte.

Sophronimus, voll Verlangen, den Ariſtonous wieder zu ſehen, hatte ohne Unterlaß, wann der Frühling herbey kam, ſeine Augen nach dem Geſtade gerichtet, um dasjenige Schif zu entdecken, welches ihn um dieſe Zeit pflegte überzubringen. Er hatte das Vergnügen, alle Jahre dieſes ihm ſo angenehme Schif von weitem auf denen Meeres-Wellen zu erblicken, und die Ankunft dieſes Schiffes verurſachte ihm ungleich mehr Freude, als alle Annehmlichkeiten, womit die aufs neu belebte Natur, nach der rauhen Winters-Zeit, ſich zu ſchmücken pfleget.

Ein Jahr ſahe er nicht, wie in denen vorigen dieſes ſo ſehr gewünſchte Schiff ankommen; Er ſeufzte darüber mit äuſſerſter Wehmuth: Furcht und Schmerz waren auf ſeiner Geſichts-Bildung abgedruckt. Der ſüſe Schlaf flohe fern von ſeinen Augenliedern; die köſtlichſte Gerüchte verlohren bey ihm ihren Geſchmack: er war unruhig; ſein banges Herz erſchrack über dem geringeſten Getös: ſeine Augen waren immer nach dem Haven gerichtet; er fragte alle Augenblick, ob man nicht Schiffe aus Jonien hätte ankommen ſehen? Endlich ſahe er eines; aber ach! es brachte nicht den Ariſtonous, ſondern ſeine Aſche in einem ſilbernen Geſchirr. Amphicles, der ein Freund des Verſtorbenen, und bey nahe eben ſo alt war, brachte ihm, als ein getreuer Vollführer ſeines lez-

ten Willens, dieſen Todten-Kopf. Die Betrübniß ſah ihm aus den Augen. Als er ſich dem Sophronimus näherte, konten ſie beyde kein Wort nicht hervor bringen: ihre ſchluchſende Seufzer druckten einander ihre Schmerzen aus.

Sophronimus, nachdem er den Todten-Kopf geküſſet, und mit ſeinen Thränen benetzet hatte, brach endlich in dieſe Worte aus: O werther Greiß! Ich habe dir die Glückſeligkeit meines Lebens zu dancken, und jetzo verurſachſt du meinem Hertzen das allergrauſamſte Leiden. Ich werde dich nicht mehr ſehen. Wie ſüſe würde mir der Tod ſeyn, wenn ich dich nur wieder ſehen, und dir in die Eliſäiſche Felder folgen könte, allwo dein Schatten der glückſeligen Ruhe genieſet, welche die gerechte Götter der Tugend vorbehalten. Du haſt in unſeren Tagen die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit und die Danckbarkeit wieder auf die Erden gebracht. Du haſt in unſerer eiſernen Zeit die Gütigkeit und die Unſchuld der goldenen Zeit bekant gemacht. Die Götter haben dir in dieſer Welt, ehe ſie dich in die Wohnung der Gerechten aufnahmen, ein glückſeliges, ruhiges und langwieriges Alter verliehen; Aber ach! ein Leben, ſo ewig hätte dauern ſollen, iſt niemal lang genug. Ich fühle keine Luſt mehr bey dem Genuß deiner Gaben, weil ich mich nun dahin gebracht ſehe, derſelben ohne dich zu genieſen. O geliebter Schatten! wann werd ich dir nachfolgen? O koſtbare Aſche! könteſt du noch von etwas ein Gefühl haben, ſo würdeſt du ſonder Zweifel ein Vergnügen empfinden, dich mit der Aſche des Alcinus zu vereinbaren: die

meinige wird ſich damit gleichfalls vermiſchen. Biß dahin ſoll dieſes mein einziger Troſt ſeyn, das Hinterbliebene von dem, was ich am meiſten geliebet habe, aufzubehalten. O Ariſtonous! O Ariſtonous! nein du ſtirbeſt nicht, und wirſt noch immer in dem Grund meines Herzens leben. Ich werde mich ehender ſelbſt, als jemahlen einen ſo liebenswürdigen Menſchen vergeſſen, der mich ſo ſehr geliebet, und die Tugend ſo werth gehalten hat, ja dem ich alles ſchuldig bin.

Nach dieſen mit vielen Seufzern unterbrochenen Worten, ſezte Sophronimus den Aſchen-Topf in das Grab des Alcinus. Er ſchlachtete allerhand Opfer-Vieh, deſſen Blut überſchwemmte die Altäre, welche von Waſen um das Grabmahl herum aufgerichtet waren. Er begoſſe im gröſten Uberfluß das Opfer mit Milch und Wein. Er verbrante darauf die wohlriechendſte Kräuter, welche aus dem weiten Orient waren dahin gebracht worden, von welchem gleichſam eine ganze Wolcke des lieblichſten Rauchwercks in die Höhe ſtieg, und ſich in denen Lüften ausbreitete.

Sophronimus ſtiftete zugleich alle Jahre um dieſe Zeit gewiſſe Trauer-Spiele, welche ſolten zu Ehren des Alcinus und Ariſtonous gehalten werden. Man kam dahin aus Carien, einer glückſeligen und fruchtbaren Landſchaft; von denen bezauberten Ufern des Meanders, welcher durch ſeine ſchlängelnde Umſchweife ſo viele luſtreiche Gefilder durchwäſſert, und nur mit Müh von ihnen ſich zu entfernen ſcheinet: von denen ſtets begrünten Fluren des Cayſtrus: von dem Geſtade des Pactolus, deſſen Wellen im Grunde

Gold-Sand führen: von Pamphylia, welches Ceres, Pomona und Flora um die Wette ausſchmücken; und endlich von denen weiten Cilicianiſchen Thälern, die gleich einem Garten von dem Berg Taurus, den ein ſteter Schnee bedecket, begoſſen werden.

Bey dieſen Feſten ſangen die jungen Knaben und die junge Mädgens, in langen Röcken von Leinwand, welche ſo weiß waren wie die Lilien, allerhand Lob-Geſänge zu Ehren des Alcinus und des Ariſtonous; dann man konte den einen nicht ohne den andern loben, noch zwey Menſchen von einander trennen, die ſo innigſt, auch ſelbſt nach ihrem Tod, vereiniget waren.

Was hierbey noch am bewunderns-würdigſten war, iſt, daß gleich den erſten Tag unter währendem Opfer, da Sophronimus Wein und Milch darauf goſſe, ein vortreflich ſchöner und wohlriechender Myrrthen-Baum mitten im Grab aufwuchs, und auf einmal ſein begrüntes Haupt dergeſtalt in die Höhe hub, daß er mit ſeinen dunckeln Zweigen die beyden Todten-Töpfe bedeckte; Ein jeder rief dabey aus, daß die Götter den Ariſtonous, zur Vergeltung ſeiner Tugend, in einen ſo ſchönen Baum verwandelt hätten. Sophronimus ließ ſich angelegen ſeyn, ſolchen zu begieſſen, und ihn, gleich einer Gottheit, zu verehren. Dieſer Baum, an ſtatt zu veralten, erneuert ſich von zehen zu zehen Jahren; und die Götter haben durch dieſes Wunder andeuten wollen, daß die Tugend, welche einen ſo ſüſen Geruch von ſich giebt, in dem Gedächtniß der Menſchen niemals erſtirbet.

Die

Die *II.* Fabel.

Die Begebenheiten des Meleſichton.

Meleſichton, gebohren zu Megara, aus einem vornehmen Geſchlecht unter denen Griechen, war von Jugend auf befliſſen, die groſe Exempel ſeiner Vorfahren im Krieg nachzuahmen. Er bezeigte in verſchiedenen Feld-Zügen ſowohl ſeine Tapferkeit, als ſeine Klugheit, auf eine ausnehmende Art: und wie alle ſeine Neigungen groß und prächtig waren, ſo machte er einen ſolchen Aufwand in allen Dingen, daß er ſich dadurch ins Verderben ſtürzte. Er wurde genöthiget, ſich auf ein nächſt denen Ufern des Meers gelegenes Land-Haus zu begeben, wo er in einer ſtillen Einſamkeit mit ſeiner Frau, Proxinoe, lebte; Dieſe hatte Verſtand, Muth, und einen hohen Geiſt; Ihre Schönheit und ihre Geburt waren Urſach, daß man ihr noch weit reichere Heyrathen antrug, als diejenige des Meleſichton: ſie hatte aber denſelben, wegen ſeinen vortreflichen Tugenden, allen andern Liebhabern vorgezogen. Dieſe beyde Perſonen, welche ſich einander durch ihre Tugend und wechſelsweiſe Freundſchaft viele Jahre lang glücklich gemacht hatten, begunten nunmehro ſich durch das Mitleiden, welches ſie für einander trugen, unglücklich zu machen. Meleſichton hätte ſeine Widerwärtigkeiten gedultiger ertragen, wenn er nur alleine, und ohne eine Perſon, die er ſo ſehr liebte, gelitten hätte. Proxinoe empfand ebenfalls, daß ſie die Schmerzen des Meleſichton vermehrte. Sie ſuchten ihren Troſt in ihren beyden Kindern, welche die Gratien

ſelbſt ſchienen formiret zu haben. Der Sohn nante ſich Moelibeus und die Tochter Poemenis. Meliboeus zeigte ſchon ſeine Stärcke, ſeine Geſchiklichkeit und ſeinen Muth in einem noch zarten Alter: er übertraf im Ringen, im Wett-Lauffen, und in andern Ubungen alle Kinder in der Nachbarſchaft. Er vertiefte ſich in denen Wäldern, und ſeine Pfeile trafen ſo gut, wie diejenige des Apollo. Er ahmete dieſem Gott noch mehr in denen Künſten und Wiſſenſchaften nach, als in denen Leibes-Ubungen. Meleſichton unterrichtete ihn in ſeiner Einſamkeit in allem, was den Verſtand verbeſſern und auszieren kan: Er zeigte ihm alles, was die Tugend und gute Sitten liebenswürdiges haben. Meliboeus hätte ein ungekünſteltes, angenehmes und freyes Weſen, das zugleich beherzt, edelmüthig und ſtandhaftig war. Sein Vater warf die Augen auf ihn, und konte ſich dabey der Thränen nicht erwehren. Poemenis erlernte von ihrer Mutter alle die ſchöne Künſte, worinnen die Minerva ſonſt nur die Manns-Leute zu unterrichten pflegt: ſie fügte zu denen künſtlichſten Arbeiten auch die Annehmlichkeit ihrer Stimme, und ſpielte dabey die Laute auf eine ſo rührende Art, wie Orpheus. Wenn man ſie ſah, ſo hätte man glauben ſollen, die junge Diane erſchien aus ihrer treibenden Inſel, auf welcher ſie war gebohren worden. Ihre blonden Haare hiengen in einer natürlichen Unordnung hinten an dem Kopf zuſammen gebunden: einige Locken fielen davon bis auf die Schultern, und ſchienen ein Spiel der leichten Winde zu ſeyn: ſie trug einen dünnen Rock, welcher mit einem Gürtel ein wenig aufgeſchürzet war, damit ſie ſich

deſto

deſto freyer bewegen kunte. Man bemerckte an ihr keinen künſtlichen Aufputz, und gleichwol übertraf ſie, ohne daß ſie es ſelber wußte, alles, was man ſchönes ſehen kan. Es war ihr niemals in Sinn kommen, ſich auf dem Rand der klaren Quellen zu beſpiegeln; ſie ſahe nur ihre Familie, und dachte an ihre Geſchäften: allein der Vater, den der Praſt niederdruckte, weil er keine Mittel mehr vor ſich ſah, ſeinen Sachen wieder aufzuhelfen, ſuchte ſtets die Einſamkeit. Seine Frau und ſeine Kinder verurſachten ihm den allerſchmerzlichſten Kummer. Er gieng öfters nach dem Ufer des Meers, wo er zu denen Füſen eines hohen Felſen, der voll fürchterlicher Klüften war, ſeine Seufzer ausſchüttete; Er gieng von da in ein tiefes Thal, welches ein dicker Wald, auch in der Mitte des Tages, gegen die Strahlen der Sonnen bedeckte. Er ſazte ſich auf einen Waſen bey einer klaren Quelle nieder: Hier ſtellten ſich bey ihm die allertraurigſten Gedancken ein, der ſüſe Schlaf war weit entfernt von ſeinen Augen: Alle ſeine Reden wurden mit eben ſo viel Seufzer begleitet; Das Alter meldete ſich bey ihm vor der Zeit, und runzelte ſeine Stirne; Er vergaß ſo gar auch alle Sorgfalt für ſein Leben, und ſanck endlich unter ſeinem Schmerzen zu Boden.

Einsmals, da er in dieſem ſo tiefen Thal ſich befand, entſchlief er für Mattigkeit und Entkräftung. Hier erſchien ihm die Göttin Ceres im Traum; ſie hatte einen Cranz von güldnen Aehren auf dem Haupt; ſie nahete ſich zu ihm mit einem holdſeligen und majeſtätiſchen Weſen. Warum, ſagte ſie, indem ſie ihn bey ſeinem Nahmen rief; warum

warum låſſeſt du dich von denen Widerwårtigkeiten des Glůckes ſo darnieder ſchlagen? Ach! gab er zur Antwort, meine Freunde haben mich verlaſſen; ich bin von allen Gůtern entblőſet; ich habe nichts mehr ůbrig als Proceß und Schulden; meine Geburt macht mich vollends unglůcklich, und ich kan mich unmőglich entſchlieſſen, wie ein Sclav zu arbeiten, um meine Nothdurft zu gewinnen.

Hierauf antwortete ihm Ceres folgender Geſtalt: Beſtehet dann der Adel nur allein in Gůtern? Beſtehet derſelbe nicht vielmehr darinn, denen Tugenden ſeiner Vorfahren nachzuahmen? Diejenige ſind nur allein edel, welche gerecht ſind. Seyd mit wenigem zu frieden; dieſes wenige kan euch die Arbeit geben. Seyd keinem Menſchen beſchwerlich, ſo werdet ihr der edelſte unter allen Menſchen ſeyn. Das menſchliche Geſchlecht ſtůrzet ſich durch ſeine Schwachheit und durch ſeine falſche Ehre ſelbſt ins Verderben. Mangelt euch das nőthige, warum wolt ihr ſolches lieber andern, als euch ſelbſt, zu dancken haben? Fehlet euch der Muth, um euch ſolches ſelbſt durch eure Arbeit zu verſchaffen?

Da ſie dieſes ſagte, ůberreichte ſie ihm eine Pflug-Schaar von Gold mit einem Horn des Uberfluſſes. Bachus erſchien darauf mit Epheu becrånzet, und hatte einen langen Stab in der Hand. Pan, der hinter ihm drein gieng, ſpielte auf der Flőte, die Faunen und Satyren hůpften um ihn herum. Pomona zeigte ſich mit allerhand Frůchten, und Flora mit einer Menge der allerſchőnſten und wohlriechenſten Blumen. Alle dieſe Gotthei-

ten

ten des Land-Lebens warfen auf den Meleſichton einen günſtigen Blick.

Er erwachte darüber, und verſtunde alſobald die Stärcke und die Deutung dieſes göttlichen Traums; er fande ſich ſehr getröſtet, und voller Neigung, die Arbeit des Feld-Lebens zu beginnen: er ſprach mit der Proxinoe von dieſem Traum, welche in alle ſeine Meynungen einſchlug. Den Tag darauf gaben ſie allen ihren unnöthigen Bedienten ihren Abſchied: man ſah bey ihnen niemand mehr, als ſolche Leute, die allein zum Dienſt ihrer Perſonen nöthig waren. Die Kutſchen und Pferde wurden abgeſchaft. Proxinoe und Poemenis trieben ihre Schafe auf die Weyde, und ſpinneten dabey. Hernach webeten ſie ſich ihr Leinwand, und ihre Tücher, ſchnitten und näheten ſolches zuſammen, und machten ſich ſelbſt ihre Kleider*: An ſtatt der Arbeit in Seyden, Gold und Silber, welche ſie gewohnet waren, mit der kunſtreichſten Art der Minerva zu handthieren, bemüheten ſich nunmehro ihre Hände mit dem Rocken und anderen dergleichen Dingen. Sie richteten das Gemüs ſelber zu, und langten ſolches aus ihrem Garten, um damit ihr ganzes Haus zu ſpeiſen. Die Milch von ihrer Heerde, welche ſie ſelber melckten, brachte bald den Uberfluß ins Haus: man kaufte nichts. Alles war bey der Hand, und ſo wohl hurtig als ohne Müh zubereitet. Alles war

* Dieſes wohl zu verſtehen, muß man wiſſen, daß damals keine Franzöſiſche Moden galten. Die Natur hat dem Menſchen das beſte Muſter ſich zu kleiden an ſeinem eignen Leibe gegeben.

war gut, einfältig, natürlich, und durch die Annehmlichkeit eines geſunden Geſchmacks, der aus der Mäßigkeit und aus der Arbeit entſtehet, ganz vortreflich.

Bey einem ſo ſüſen Land-Leben ſahe man alles reinlich und nett: Alle Tapeten waren verkauft: allein die Wände des Hauſes waren weiß übertüncht, und man ſah nirgendwo etwas unflätiges noch unordentliches. Auf ihrem Haus-Geräthe ſah man niemals weder Schmuz noch Staub. Die Better waren zwar von ſchlechtem Zeug, aber ſehr ſauber: die Küche ſelbſt war von einer ſolchen Reinlichkeit, als man ſolche nicht in groſen Häuſern findet. Alles blenckte darinn in der ſchönſten Ordnung. Proxinoe machte vortrefliche Kuchen, womit ſie ihre Haus-Genoſſen auf denen Feyertägen tractirte: Sie hatte Bienen, davon der Hönig an Süſigkeit noch denjenigen übertraf, der zur goldnen Zeit aus dem Stam der dicken Eichen floß. Die Küh kamen von ſich ſelbſt, und brachten ganze Ströme von Milch. Dieſe arbeitſame Frau hatte in ihrem Garten alle Gattungen von Pflanzen und Kräutern, welche zu allen Jahres-Zeiten dem Menſchen zur Speis und Nahrung dienen, und ſie war immerfort die erſte, welche die Früchte und Kräuter von einer jeden Jahres-Zeit hatte. Sie hatte auch einen ſolchen Überfluß an Blumen, daß ſie einen Theil davon verkaufte, und mit denen übrigen ihr Haus aufpuzte. Die Tochter half der Mutter, und wußte von keinem andern Vergnügen, als daß ſie bey ihrer Arbeit, oder wann ſie ihre Schafe weidete, ihre Lieder ſang; keine Heerde war der ihrigen gleich; keine Kranckheit, kein

Wolf

Wolf unterſtunde ſich ſie anzupacken. Wie ſie ſang, ſo tanzeten ihre zarte Lämmer in dem Graſe, und das Echo in der ganzen Gegend ſchiene ſich damit eine Luſt zu machen, den Thon ihrer Lieder nachzurufen.

Meleſichton baute ſelber ſein Feld *. Er pflügte, er ſäete und that die Erndte ein: Er fand die Mühſeligkeiten des Ackerbaues weit erträglicher, wie auch viel unſchuldiger und vortheilhafter als diejenige des Kriegs. Kaum hatte er das zarte Gras auf ſeinen Wieſen abgemähet, ſo eilete er ſchon die Gaben der Ceres einzuerndten, welche den ausgeſtellten Saamen ihm hundertfältig wieder erſtattete. Bald darauf ließ Bachus für ihn ſeinen Nectar flieſſen, der würdig war, auf die Tafel der Götter zu kommen. Minerva ſchenckte ihm auch die Früchte von ihrem Baum, welcher denen Menſchen ſo nützlich iſt. Der Winter war die Zeit der Ruhe, wo ſein ganzes Haus verſamlet einer unſchuldigen Freude genoß, und denen Göttern Danck ſagte, daß ſie ſo glücklich von dem betrügeriſchen Wahn der falſchen Schein-Güter dieſer Welt ſich befreyet ſahen. Sie aſſen nur Fleiſch an denen

* Dieſes war in denen alten Zeiten nichts ungewöhnliches, daß groſe Leute ihre Felder und ihre Gärten ſelber baueten; wir finden davon Anmerckungs-würdige Exempel in denen Geſchichten der Griechen und Römer. Vernunſt und Erfahrung lehren, daß diejenige Lebens-Art, welche die einfältigſte und unſchuldigſte iſt, auch die angenehmſte und ruhigſte für ſolche Menſchen ſey, die in dem Tumult und wilden Geräuſch der Welt vergebens ihre Glückſeligkeit geſucht haben.

denen Opfer-Tagen, und ihre Heerden waren nur dem Altar gewiedmet.

Melibôus zeigte ſchier keine ſolche Begierden, die ſonſt der Jugend gemein ſind: er hůtete das groſe Vieh: er verhackte die groſe Eichen-Båume in denen Wåldern: er zog kleine Waſſer-Leitungen, um die Wieſen zu wåſſern: er war nicht zu ermůden, ſeinem Vater in allen Stůcken die Laſt zu erleichtern. Zwiſchen der Zeit, da nichts nôthiges zu thun vorfiel, ergôzte er ſich mit der Jagd; oder ůbte ſich im Wettlaufen mit jungen Leuten von ſeinem Alter; oder las in Bůchern, von welchen ihm ſein Vater einen Geſchmack beygebracht hatte.

Es war nicht lang, ſo ſahe ſich Meleſichton, bey einer ſo einfåltigen Lebens-Art, viel reicher als zuvor: Er hatte zwar nur ſolche Sachen, welche zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehôren; allein, er hatte ſolche im Uberfluß. Er hatte ſchier keine andere Geſellſchaft, als ſeine Familie; ſie liebten ſich alle unter einander ſehr; ſie machten ſich ſelbſt zuſammen glůckſelig; ſie lebten entfernt von denen Pallåſten der Kônige, und von allen denen Luſtbarkeiten, die man ſo theuer erkauffen muß. Die ihrigen waren ſůs, unſchuldig, einfåltig, leicht zu finden, und ohne alle gefåhrliche Folgen. Meliboeus und Poemenis wurden alſo in denen Geſchåften des Land-Lebens aufgezogen. Sie gedachten nicht weiter an ihr vornehmes Herkommen, als um mit deſto mehr Grosmuth ſich in ihren geringen Stand zu ſchicken. Dann obgleich der Uberfluß wieder in dieſes Haus gekommen war, ſo blieb doch aller Pracht daraus verbannet: die ganze Familie zuſammen blieb ſtets einfåltig und arbeit-

ſam.

ſam. Jederman ſagte zu dem Meleſichton: Weil der Reichthum wieder bey ihm eingekehret wäre, ſo müſte er auch ſeinen vorigen Glanz wieder annehmen; er aber antwortete darauf: Auf was ſoll ich meine Begierden heften? auf den Pracht, der mich geſtürzet; oder auf ein einfältiges und arbeitſames Leben, das mich reich und glückſelig gemacht hat?

Einsmal, da er wieder in dem dunckeln Wald ſich befand, wo Ceres durch einen ſo glücklichen Traum ihn unterwieſen hatte; legte er ſich daſelbſt ins Graſe nieder, und empfand ſo viel inniges Vergnügen, als er damals Praſt und Kummer fühlte. Er ſchlief darüber ein, die Göttin erſchien ihm wieder im Traum, wie ſie ſich das erſtemal ihm gezeiget hatte, und ſprach zu ihm dieſe Worte: Der wahre Adel beſtehet darinn, daß man nicht nöthig hat von andern etwas zu empfangen, ſondern daß man im Stande ſey, andern guts zu thun. Nehmet alſo nichts an, als was aus dem fruchtbaren Schos der Erden komt, und von eurer Arbeit herrühret. Hütet euch ja dasjenige, aus Weichlichkeit oder Ehrſucht, jemals aufzugeben, was die natürliche und unerſchöpfliche Quelle aller Güter iſt.

Die *III.* Fabel.
Ariſteus und Virgilius.

Virgilius, als er zu denen unterirrdiſchen Wohnungen hinab geſtiegen war, kam in diejenige glückſelige Felder, wo die Helden und die von denen Göttern erleuchtete Menſchen auf denen ſtets mit Blumen gezierten und durch tauſend anmuthige Bäche durchfloſſene Auen, ihren vergnügten Aufenthalt hatten. So bald hatte nicht der Schäfer Ariſteus, der unter der Zahl der Halb-Götter ſich befand, deſſen Nahmen vernommen, als er ſich zu ihm nahete: Wie ſehr bin ich erfreuet, redete er ihn an, allhier einen ſo groſen Poeten zu ſehen. Eure Verſe flieſſen ſo lieblich, wie der Thau auf dem weichen Gras: ſie haben eine ſo ſüſe Harmonie, daß ſie die Herzen bewegen, und Thränen aus den Augen preſſen. Ihr habet welche für mich und für meine Bienen gemacht, darüber ſelbſt Homerus eiferſüchtig ſein könte. Ich hab euch ſo wohl als der Sonne und der Cyrene denjenigen Ruhm zu dancken, den ich genieſſe. Es iſt noch nicht lang, daß ich dieſe ſo bewegliche und ſchöne Verſe dem Linus, dem Heſiodus und dem Homerus vorſagte. Nachdem ſie ſolche angehöret hatten, giengen ſie alle drey zu dem Fluß Lethe, um ſie wiederum zu vergeſſen, ſo ſehr waren ſie betrübt in ihrem Gedächtnis, ſo vortrefliche Verſe zu wiederholen, die ihrer ſo würdig waren, und die ſie doch nicht gemacht hatten. Ihr wiſſet, daß die Nation der Poeten ſehr eiferſüchtig iſt. Kommet demnach

hier, unter ihnen euren Plaz einzunehmen. Dieſes muß ein ſehr böſer Plaz ſeyn, antwortete Virgilius, weil ſie ſo eiferſüchtig ſind. Ich werde meine Stunden übel bey ihnen zubringen; ich ſehe wohl, daß eure Bienen nicht leichter zu erzürnen waren, als das Herz der Poeten. Es iſt wahr, verſezte Ariſteus, ſie ſchwärmen wie die Bienen, und haben auch, gleich wie ſie, einen ſehr ſpitzen Stachel, womit ſie alle diejenige ſtechen, die ſie zum Zorn reitzen. Ich werde, ſagte Virgilius, noch einen andern groſen Mann zu ſchonen haben; dieſes iſt allhier der göttliche Orpheus: Wie lebet ihr mit einander? ziemlich übel, antwortete Ariſteus. Er iſt noch immer über ſeine Frau ſo eiferſüchtig, wie die andere drey ſolches über den Ruhm ihrer Gedichte ſind. Euch aber wird er ganz wohl empfangen, dann ihr habt ſeiner mit vielem Ruhm gedacht, und ihr habt weit behutſamer von ſeinen Händeln mit den Traciſchen Weibern, die ihn umgebracht haben, als Ovidius, geſprochen. Allein laſſet uns länger hier nicht verweilen; laſſet uns in dieſen kleinen geheiligten Wald gehen, den ſo viel reine Quellen, wie ein Criſtal, durchflieſſen. Ihr werdet ſehen, daß das ganze geheiligte Chor aufſtehen wird, um euch Ehre zu erweiſen; höret ihr nicht ſchon die Leyer des Orpheus? höret, wie Linus den Kampf der Götter mit denen Rieſen beſinget. Homerus macht ſich bereit, den Achilles vorzuſtellen, wie er den Tod des Patrocles durch den Tod des Hectors rächet. Den Heſiodus aber habt ihr am meiſten zu fürchten: dann er wird, nach ſeiner Gemüths-Art, ſehr verdrießlich ſeyn, daß ihr euch unterſtanden habt, das Land-Leben und den Acker-

Bau, der ſeine Sache war, ſo ſchön und ſo lieblich vorzuſtellen. Kaum hatte Ariſteus ſeine Rede geendiget, ſo fanden ſie ſich unter denen kühlen Schatten, wo bey dieſen göttlichen Männern eine ewige Entzückung* herrſchte. Sie ſtunden alleſamt auf, man ließ den Virgilius ſich niederſetzen; man bat ihn, ſeine Verſe abzuſingen; er ſang ſolche alſobald mit Beſcheidenheit, darauf aber gerieth er in Bewegung †; diejenige, welche die eiferſüchtigſten waren, empfanden, auch wider ihren Willen, eine ſolche Anmuth, die ſie auſſer ſich ſelber ſezte. Die Leyer des Orpheus, welche die Felſen und die Wälder entzücket hatte, fiel ihm aus den Händen. Er vergoß die bitterſte Thränen. Homerus hatte für eine Weile den einnehmenden Pracht der Iliade und die annehmlichſte Abwechſelungen ſeiner Odyſſea vergeſſen; Linus glaubte, daß dieſe ſchöne Verſe ſein Vater Apollo gemacht hätte; er war durch einen ſo lieblichen Geſang ganz unbeweglich, durchdrungen und entzücket; He=

* Im Franzöſiſchen heißt es: Un éternel entouſiaſme qui poſſede ces hommes divins. Die Alten hielten die Poeſie für etwas göttliches, und die Poeten für göttlich begeiſterte Männer.

† Es iſt in Franckreich etwas ſehr gewöhnliches, daß die Poeten ſelbſten ihre Verſe ganzen Geſellſchaften vorleſen, und darüber öfters in eine ſolche Entzückung gerathen; daß andere mit dadurch beweget werden, ob es gleich öfters heiſſet: Verba ſunt caeteraque nihil. Es ſtickt in dem Leſen der Verſe ein ſolcher Nachdruck, daß man auch dadurch die ſchlechteſte öfters beleben und ihnen eine Anmuth geben kan, die ſie nicht haben: wie im Gegentheil die ſchönſte Verſe in dem Munde eines ſchlechten Leſers ſich verderben.

Heſiodus war gleichfals ſo gerührt, daß er einer ſolchen bezaubernden Macht nicht widerſtehen konte. Endlich, da er ein wenig wieder zu ſich ſelber kam, brach er in dieſe eiferſüchtige und verächtliche Worte aus: O Virgilius! du haſt Verſe gemacht, die ſo dauerhaft ſind, als Erz und Kupfer. Allein, ich ſage, es wird eine Zeit kommen, da ein Kind ſie wird in ſeine Sprache überſetzen, und mit dir den Ruhm theilen, daß du die Bienen beſungen haſt.

Die *IV.* Fabel.

Die Geſchichte des Alibee eines Perſaners.

Schach Abbas, König in Perſien, that einsmals eine Reiſe, und verließ unterwegs heimlich ſeinen ganzen Hof, des Vorhabens, ſich unbekant auf das Land zu begeben, um die Menſchen in ihrer natürlichen Freyheit daſelbſt zu betrachten. Er hatte nur einen einzigen von ſeinen Hofleuten mit ſich genommen. Ich kenne nicht, ſagte der König zu ihm, die wahrhafte Sitten der Menſchen: Alles, was ſich mir nähert, iſt verſtellt. Ich ſehe nichts als Künſteleyen vor mir; die einfältige Natur iſt davon ganz entfernet. Ich will ſehen, wie die Bauers-Leute auf dem Lande leben, und eine Art Menſchen kennen lernen, die man ſo ſehr zu verachten pfleget, ohneracht ſie die wahrhafte Stützen der menſchlichen Geſellſchaft ſind. Ich bin müde, immerfort ſolche Leute zu ſehen, die

nichts thun, als mich beobachten, um mich zu hintergehen, indem ſie mir ſchmeicheln. Ich muß einmal die Land-Leute und die Hirten ſehen, die mich nicht kennen.

Er durchſtrich damit, in Begleitung ſeines Vertrauten, verſchiedene Dorfſchaften, wo Tänze gehalten wurden; und es erfreute ihn ungemein, in der Entfernung ſeines Hofs ſolche Ergötzlichkeiten zu finden, die ſo vergnügend waren, und doch ſo wenig koſteten. Er ſpeiste in einem Wirthshauſe, und weil er durch den weiten Gang ſich mehr als ſonſt beweget hatte, ſo bekam er Hunger: die groben Speiſen, die er genoß, ſchmeckten ihm beſſer, als ſonſt die allerniedlichſte Speiſen auf ſeiner Tafel. Er gieng darauf über eine mit Blumen beſtreute Wieſe, welche von einem klaren Bach umſchlungen wurde; Er ſah einen jungen Schäfer unter dem Schatten einer Ulmen ſitzen, welcher auf der Flöten ſpielte, und ſeine Lämmer um ſich herum im Graſe weiden ließ. Er gieng zu ihm; er betrachtete ihn genau; er fand ihn von einer angenehmen Bildung; er hatte etwas einfältiges und aufrichtiges; aber zugleich auch etwas edles und einnehmendes. Die Lumpen, welche den Schäfer bekleideten, benahmen ihm nicht den Glanz ſeiner Schönheit. Der König glaubte nicht anders, als es wär dieſes eine Perſon vom Stand, die ſich verkleidet hätte. Er vernahm aber von dem Schäfer, daß ſeine Eltern aus dem benachbarten Dorf wären, und daß er ſich Alibee nennete. Je mehr Fragen der König an ihn thate, je mehr bewunderte er ſein geſeztes Weſen, und ſeine trefliche Vernunft. Seine Augen waren lebhaft, und hatten nichts von

ei-

einem wilden Feuer: ſeine Stimme war wohlklingend, angenehm und rührend: ſeine Geſichts-Bildung hatte nichts bäuriſches; aber auch nichts verzärteltes noch weibiſches. Der Schäfer, der ungefehr mochte ſechszehen Jahr alt ſeyn, wußte aber nicht, daß er ſo war, wie er andern ſchien. Er meynte: er dächte, und ſpreche, und ſehe aus, wie andere Schäfer in ſeinem Dorf. Gleichwol hatte er, ohne Unterweiſung, alles gelernet, was die Vernunft denenjenigen zu lernen pflegt, die ſie hören; der König, da er ſich vertraulich mit ihm unterredet hatte, war von ihm ganz eingenommen. Er erfuhr von ihm den Zuſtand ſeiner Völcker, welches die Könige niemals von der Menge derjenigen Schmeichler erfahren, welche ſie umgeben. Zuweilen muſte er lachen über die Offenherzigkeit dieſes jungen Menſchens, der in ſeinen Antworten nichts verſchonete. Dieſes war etwas ſehr neues für einen König, der nicht gewohnt war, daß man ſo natürlich mit ihm ſprach. Er gab ſeinem Höfling ein Zeichen, ihn nicht zu entdecken, daß er der König wär: dann er befürchtete ſonſt, Alibee mögte auf einmal alle ſeine Freymüthigkeit und alle ſeine Anmuth verliehren, wenn er wiſſen ſolte, mit wem er redete. Ich ſehe wohl, ſagte der König dem Höfling, daß die Natur nicht minder ſchön in dem niedrigen, als in dem hohen Stand ſich äuſſert. Niemals iſt noch eines Königes Kind beſſer gebohren geweſen, als dieſer Schäfer. Ich würde allzuglücklich ſeyn, wenn ich einen ſo ſchönen, vernünftigen und liebenswürdigen Sohn hätte. Er ſcheinet mir, eine allgemeine Fähigkeit zu haben, und wenn man ſich bemühen wolte, ihn zu unterweiſen,

weiſen, ſo würde er ſonder Zweiffel ein ſehr groſer Mann werden. Ich will ihn bey mir auferziehen laſſen. Der König nahm darauf den Alibee mit ſich nach Hof, der nicht wenig beſtürzet war, da er vernahm, weſſen Gunſt er ſich zugezogen hatte. Man lernte ihn leſen, ſchreiben, ſingen, und gab ihm hernach Meiſter in allerhand Künſten und Wiſſenſchaften, welche den Verſtand zieren. Gleich Anfangs wurd er durch den Pracht des Hofes einigermaſſen geblendet, und die groſe Veränderung ſeines Glücks veränderte auch ein wenig ſein Herz. Seine Jugend und die Gunſt, worinn er ſich ſah, gaben gleichfals ſeiner Weisheit und ſeiner Beſcheidenheit einen Anſtoß. An ſtatt ſeines Hirten-Stabs, ſeiner Flöte, und ſeines Schäfer-Rocks kleidete er ſich in Purpur mit Gold geſtickt; auf ſeinem Haupt glänzte eine Binde mit Edelſteinen. Seine Geſtalt übertraf an Schönheit alles, was man bey Hof angenehmes fand: Er machte ſich geſchickt zu denen wichtigſten Geſchäften, und verdiente dadurch die Vertraulichkeit ſeines Herrn, wecher, da er den ausnehmenden Verſtand des Alibee, in allen Herrlichkeiten ſeines Pallaſtes, ſahe, ihn zu einer in Perſien ſehr anſehnlichen Stelle erhub, die darinn beſtund, daß er alle des Fürſten Kleinodien und andere Koſtbarkeiten in Verwahrung hatte.

So lang der Schach Abbas lebte, wuchs auch bey ihm die Gunſt für den Alibee; dieſer aber gedachte bey zunehmenden Jahren an ſeinen vorigen Stand; es that ihm öfters leyd, daß er ſolchen verlaſſen hatte. O! ihr ſchöne Tage! ſagte er bey ſich ſelbſt; O! ihr unſchuldige Tage! da ich einer rei-

reinen Freude ohne Gefahr genoß; ich habe ſeit deme keine ſo vergnügte und angenehme mehr gehabt. Ach! ſolt ich euch niemals nicht wieder ſehen? Derjenige, der mich eurer Luſt beraubet, hat mir, indem er mich ſo reich gemacht, alles genommen. Er bekam hierauf Luſt, ſein Dorf einmal wieder zu ſehen: er ſahe die Gegenden, wo er vor dieſem getanzet, geſungen, und mit ſeinen Spielgeſellen auf der Flöte geſpielet hatte. Dieſes bewegte ihm ſein Herz: Er erwies allen ſeinen Freunden und Verwandten einige Wohlthaten; Er wünſchte ihnen aber, als ihr gröſtes Glück, daß ſie niemals ihr Land-Leben verlaſſen, und die Unglückſeligkeiten des Hofs erfahren mögten.

Er empfand erſt recht dieſe Unglückſeligkeiten nach dem Tod ſeines gütigen Herrn, des Schach Abbas; ſein Sohn, der Schach Sephi, folgte dieſem Fürſten im Regiment. Einige neidiſche und liſtige Höflinge fanden Mittel, denſelben gegen den Alibee einzunehmen. Sie beſchuldigten ihn, daß er das Vertrauen des verſtorbenen Königs mißbrauchet, groſe Schätze geſamlet, und viele Sachen von groſem Wehrt, die er in Verwahrung gehabt, unterſchoben hätte. Schach Sephi war zugleich jung und ein Fürſt; dieſes war genug, ihn leichtglaubig, Sorgen-los und unbedachtſam zu machen. Er hatte den Hochmuth, daß er alles, was ſein Vater gethan, verbeſſern und mehr Klugheit zeigen wolte. Damit er einen Vorwand haben mögte, den Alibee, nach dem Rath ſeiner eiferſüchtigen Höflinge, abzuſetzen, befahl er ihm, einen mit Diamanten beſezten Säbel, der von unſchätzbaren Wehrt war, herbey zu bringen. Dieſen

ſen Säbel hatte ehedeſſen des Königs Gros-Vater, wenn er zu Felde zog, getragen; davon aber nach der Zeit Schach Abbas alle ſchöne Steine hatte ausbrechen laſſen. Alibee bewies durch gültige Zeugen, daß ſolches auf Befehl des Königs geſchehen war, bevor er noch bey demſelben dieſe Schätze hätte in Verwahrung bekommen. Da die Feinde des Alibee ſahen, daß ſie ihm auf dieſer Seite nicht beykommen konten, um ihn zu ſtürzen, riethen ſie dem Schach Sephi, er ſolte ſich von ihm ein ordentliches Verzeichniß von allen Koſtbarkeiten geben laſſen, die ſeiner Aufſicht wären anvertrauet worden, mit dem Bedeuten, daß er nach Verflieſſung von vierzehen Tagen alles ſelbſt in Augenſchein nehmen wolte. Alibee eröfnete ihm alle Thüren, und zeigte ihm alles, was man ihm anvertrauet hatte: alles war nett, ſauber, ordentlich aufgepuzt, und mit groſer Sorgfalt bewahret. Der König voll Verwunderung, alles in ſolcher Ordnung und in ſo gutem Weſen zu finden, war ſchier zum Beſten des Alibee eingenommen, als er am Ende eines langen Gangs, der voller koſtbaren Sachen war, eine eiſerne Thür bemerckte, die man mit drey groſen Schlöſſern verwahret hatte: Alhier, ſagten die neidiſche Höflinge, hat Alibee diejenige Koſtbarkeiten verſchloſſen, die er euch entwendet hat. Alſobald rief der König ganz entrüſtet aus: Ich will ſehen, was hinter dieſer Thüre iſt. Was habt ihr dahin gethan, hurtig, zeiget mir ſolches.

Auf dieſe Worte warf Alibee ſich zu des Königs Füſen, beſchwur ihn, um GOttes willen, ihm doch dasjenige nicht zu rauben, was ihm das

koſtbarſte auf der Welt wäre. Es wäre unbillig, ſprach er, daß ich in einem Augenblick das einzige, was mir noch übrig, nachdem ich dem König, eurem Vater, ſo viele Jahre gedienet habe, einbüſen ſolte. Nehmet mir, wann ihr wolt, alles übrige; nur laſſet mir dieſes. Der König wurde dadurch in ſeinem Argwohn noch mehr bekräftiget, daß dieſes ein übelerworbener Schatz ſeyn müſte. Er ſprach deßhalben aus einem höhern Thon, und wolte durchaus die Thür geöfnet haben. Alibee, welcher darzu die Schlüſſel hatte, muſte ſich demnach darzu bequemen. Man fand darinnen nichts als den Hirten-Stab, die Flöte, und das Schäfer-Kleid, welches vor dieſem Alibee getragen hatte, und welches er öfters mit Freuden betrachtete, aus Furcht, er mögte ſonſt ſeines erſten Standes vergeſſen. Sehet hier, ſprach er, o groſer König, das koſtbare Uberbleibſel von meiner vorigen Glückſeligkeit. Weder das Glück, noch eure Macht, haben mir ſolches rauben können. Dieſes iſt der Schatz, den ich aufbehalten habe, um mich damit zu bereichern, wenn ihr mich würdet arm gemacht haben. Nehmet alles übrige zurück, laſſet mir nur dieſe wehrte Denckzeichen meines erſten Standes. Sie ſind meine wahre Güter, die mich niemals werden Noth leiden laſſen. Sehet hier dieſe unſchuldige Güter, welche allezeit denenjenigen ſüs und angenehm ſind, die mit dem nöthigen ſich zu befriedigen wiſſen, und ſich nicht darüber grämen, wenn ſie keinen Uberfluß haben. Sehet hier ſolche Güter, deren Früchte die Freyheit und die Sicherheit ſind. Sehet diejenige Güter, die mir niemals keinen Augenblick Sorgen und Kummer verurſacht haben.

O geliebte Werckzeuge eines einfältigen und glückſeligen Lebens! ich liebe nur euch; mit euch will ich leben und ſterben. Warum haben mich bishero andere falſche Güter betrügen, und mein ſo ruhiges Leben unterbrechen müſſen? Ich gebe ſie euch wieder zurück, Groſer König, nehmet alle Reichthümer von mir, die von eurer Freygebigkeit herrühren. Ich behalte nur, was ich zuvor hatte, da der König, euer Vater kam, und durch ſeine Gunſt-Bezeigungen mich unglücklich machte. Der König, als er Alibeen ſo reden hörte, erkante bald ſeine Unſchuld, und jagte deswegen voller Zorn alle diejenige Höflinge von ſich, die ihn hatten ſtürzen wollen. Alibee wurde ſein oberſter Bedienter, ihm wurden die geheimſte Sachen anvertraut; allein er gieng täglich, und beſahe ſeinen Hirten-Staab, ſeine Flöte und ſeine alte Kleider, die er allzeit fertig liegen hatte, um ſolche wieder anzulegen, ſo bald das veränderliche Glück ihn bey ſeinem Herrn in Ungnade bringen ſolte. Er ſtarb in einem hohen Alter, ohne daß er jemal hätte ſuchen wollen, ſeine Feinde zu beſtrafen, noch Schätze zu ſamlen. Alles, was er ſeinen Verwandten hinterließ, war ſoviel, als ſie vonnöthen hatten, in dem Bauern-Stand zu leben, welchen er für den allerſicherſten und glückſeligſten hielte. *

* Heut zu Tag, da dieſer Stand in der Welt ſclaviſch worden, finden dieſe annehmliche Fantaſien nicht mehr ſtatt. Alles will nun herrſchen, und wo Unterthanen ſind, da ſind nicht ſelten auch Tyrannen.

Die V. Fabel.

Die Geſchichte des Roſimond und des Braminte.

Es war ein junger Menſch, ſo ſchön wie der Tag, Namens Roſimond; Er beſaß ſo viel Verſtand und Tugend, als ſein älterer Bruder, Braminte, übel gewachſen, brutal und boshaftig war. Ihre Mutter, welche ihren älteſten Sohn verabſcheuete, hatte nur allein Augen für den jüngſten. Der älteſte wurde darüber eiferſüchtig, und erſann eine abſcheuliche Lüge, um ſeinen Bruder zu verliehren. Er ſagte zu ſeinem Vater: Roſimond gieng täglich zu einem Nachbar, der ſein Feind wär, um demſelben alles zu hinterbringen, was zu Hauſe vorgieng, und ihm Mittel an die Hand zu geben, daß er ſeinen Vater vergiften mögte. Der Vater war darüber heftig erzürnet, ſchlug ſeinen Sohn grauſam und blutig, ſezte ihn darauf drey Tag ins Gefängniß, ohne ihm etwas zu eſſen zu geben, und jagte ihn endlich aus ſeinem Haus, mit der Bedrohung, ihn umzubringen, wenn er jemals wieder kommen ſolte.

Die Mutter, voller Kummer und Schrecken, unterſtunde ſich nicht, etwas zu ſagen; ſie thate nichts als ſeufzen. Der junge Menſch gieng mit Thränen weg, und da er nicht wußte, wo er ſolte hingehen, kam er gegen Abend in einen groſſen Wald. Die Nacht überfiel ihn bey einem Felſen: er legte ſich vor den Eingang einer Höhle, auf einen Teppig von Moos, bey einer klaren

Quelle,

Quelle, und entſchlief für Müdigkeit. Mit anbrechendem Tag, da er aufwachte, ſah er ein ſchönes Weibsbild auf einem weiß-grauen Pferd, mit Gold-geſticktem Zeug, welches ſchien auf die Jagd zu reiten. Habt ihr nicht einen Hirſch mit Hunden geſehen? fragte ihn dieſes Weib. Er antwortete: Nein. Darauf ſagte ſie: Ihr ſcheinet mir, als ob ihr betrübet wäret; was iſt euch? wo fehlt es euch? Sehet, hier habt ihr einen Ring, der euch wird zum glücklichſten und mächtigſten Menſchen machen, wo ihr anders ſeiner niemals werdet mißbrauchen. Wann ihr werdet den Diamant einwärts kehren, ſo werdet ihr alſobald unſichtbar ſeyn; So bald ihr ihn aber auswärts kehret, werdet ihr alſobald geſehen werden. Wann ihr den Ring an euren kleinen Finger ſtecket, ſo werdet ihr ſcheinen, eines Königs Sohn zu ſeyn, dem ein prächtiger Hof folget. Wann ihr ihn an den vierten Finger ſtecket, werdet ihr in eurer natürlichen Geſtalt erſcheinen. Der junge Menſch begrif alſobald, daß dieſes eine Fee ſeyn müſſe, die mit ihm ſprach.

Nach dieſen Worten verbarg ſie ſich in den Wald. Er aber kehrte alſobald mit gröſter Ungedult wieder zurück zu ſeinem Vater, um bey ihm die Probe mit ſeinem Ring zu machen. Er ſah und hörte alles, was er wolte, ohne geſehen zu werden. Er hätte ſich können an ſeinem Bruder rächen, wie er nur gewollt hätte, ohne dadurch ſich einiger Gefahr auszuſetzen; Er zeigte ſich aber nur ſeiner Mutter, warf ſich ihr um den Hals, und erzehlte ihr ſeine ganze wunderbare Begebenheit. Darauf that er ſeinen Ring an ſeinen kleinen Finger, und

alſobald

alſobald ſah er aus wie ein Königlicher Prinz, mit hundert ſchönen Pferden und einer groſen Anzahl reich gekleideter Bedienten. Sein Vater war ſehr beſtürzt, den Sohn des Königs in ſeinem kleinen Haus zu ſehen; er konte ſich gar nicht darein finden, und wußte nicht, mit welcher Ehrerbietung er ihm begegnen ſolte. Roſimond fragte ihn darauf: Wie viel er Söhne hätte? Er ſagte: Zwey. Laſſet ſie alſobald vor mich kommen, fuhr jener fort; ich will ſie beyde mit mir nach Hofe nehmen, um ihr Glück zu machen. Der furchtſame Vater antwortete mit bebender Stimme: Sehet hier den älteſten. Wo iſt dann der jüngſte, ſagte Roſimond weiter, ich will ihn auch haben. Er iſt nicht hier, verſetzte der Vater, ich habe ihn eines begangenen Fehlers wegen geſtrafet, und darauf hat er ſich von mir weggemacht. Da ſagte Roſimond: Ihr hättet ihn zurecht weiſen, nicht aber von euch jagen ſollen: gebet mir dann nun den älteſten, daß er mir folge; ihr aber, ſprach er zu dem Vater, folget zweyen von meinen Trabanten, ſie werden euch an einen Ort bringen, den ich ihnen zeigen will. Alſobald führten zwey Trabanten den Vater hinweg. Die Fee, davon wir geſprochen haben, fand denſelben in einem Wald, ſie ſchlug ihn mit einer goldnen Ruthe, und brachte ihn in eine ſehr dunckle und tiefe Höhle. Er blieb bezaubert an dieſem Ort. Wartet ihr, ſprach ſie, bis euer Sohn komt, und euch hier wegbringt.

Mittlerweile gieng der Sohn an des Königs Hof, zu einer Zeit, da der Prinz nach einer entfernten Inſel zu Feld gegangen war. Ein

Sturm zur See hatte denſelben nach unbekanten Ländern hingetrieben, woſelbſt er, nachdem er Schifbruch gelitten, von einem wilden Volck gefangen genommen wurde. Roſimond erſchien alſo bey Hof, nicht anders, als wär er der Prinz, den man verlohren glaubte, und den die ganze Welt beweinete. Er ſagt, er ſey, durch Hülfe einiger Kaufleute, zurück kommen, ohne welche er ſonſt würde das Leben verlohren haben. Jedermann war darüber zum höchſten erfreut. Der König ſchien für Freuden dermaſſen auſſer ſich, daß er kein Wort nicht ſprechen konte; Er umfieng dieſen Sohn, den er hatte für todt gehalten. Die Königin begegnete ihm noch zärtlicher. Man ſtellte im ganzen Königreich groſe Freuden-Feſte an. Einsmals ſagte der vermeynte Prinz zu ſeinem Bruder: Braminte, ihr ſehet, wie ich euch aus eurem Dorf gebracht habe, um euer Glück zu machen; Jch weiß aber, daß ihr ein Lügner ſeyd, und daß ihr durch eure Verläumdungen das Unglück eures Bruders verurſacht habt; Er iſt hier bey mir verborgen. Jch will, daß ihr mit ihm ſprechen ſollt, und daß er euch eure Betrügereyen verweiſe. Braminte warf ſich mit Zittern zu ſeinen Füſen, und bekante ihm ſeinen Fehler. Es iſt nichts daran gelegen, fuhr jener fort, ich will gleichwol, daß ihr ihn ſprechen, und denſelben um Verzeihung bitten ſollt: Er wird ſehr grosmüthig ſeyn, wann er euch vergibt, dann ihr ſeyd es nicht werth: Er iſt in meinem Cabinet, wo ich ihn euch alſobald werde ſehen laſſen. Jch will mich unterdeſſen in das daran ſtoſſende Zimmer begeben, um euch frey miteinander reden zu

laſſen. Braminte trat damit, aus Gehorſam in das Cabinet. Alſobald veränderte Roſimond ſeinen Ring, gieng in ein Neben-Zimmer, und verfügte ſich darauf durch eine andere Thür in ſeiner natürlichen Geſtalt zu ſeinem Bruder, der über die maſſen beſchämet war, ihn zu ſehen. Er bat ihn um Verzeihung, und verſprach ihm, ſeine begangene Fehler wieder gut zu machen. Roſimond umfieng ihn darauf mit thränenden Augen, vergab ihm ſeine böſe Streiche, und ſagte, daß er bey dem Prinzen in gröſten Gnaden ſtünde, dergeſtalt, daß er, wann er wolte, ihn könte umbringen, oder Lebens-lang in ein Gefängniß werfen laſſen: Ich will aber, fuhr er fort, mit euch ſo gütig verfahren, als ihr mit mir übel verfahren ſeyd. Braminte, ganz beſchämt und verwirret, antwortete demſelben mit vieler Unterthänigkeit, und hatte das Herze nicht, ſeine Augen aufzuſchlagen, noch ihn ſeinen Bruder zu nennen.

Roſimond that darauf, als ob er heimlich eine Reiſe vorzunehmen hätte, um eine Prinzeſſin in einem benachbarten Königreich zu heyrathen. Er gieng aber unter dieſem Vorwand ſeine Mutter beſuchen, welcher er alles, was er bey Hof angefangen hatte, erzehlete; er fügte dazu etwas Geld zu ihrer Nothdurft. Dann der König ließ ihm nehmen, ſo viel er wolte; er nahm aber niemals viel.

Indeſſen erhub ſich ein grauſamer Krieg zwiſchen dem König und einem andern König, der ſein Nachbar war, derſelbe war ein ungerechter und Bund-brüchiger König. Roſimond gieng an den Hof dieſes feindlichen Königs, wohnte,

vermittelſt ſeines Rings, allen ſeinen geheimen Rathſchlägen mit bey, und blieb ſtets unſichtbar. Er kam auf dieſe Weiſe hinter alle die Geheimniſſe ſeiner Feinde, und bediente ſich derſelben zu ſeinem Vortheil. Er kam ihren Abſichten zuvor, und machte ſie allenthalben zu nichte. Er führte ſein Heer gegen ſie an, und ſchlug ſie völlig in einem groſen Treffen, darauf ſchloß er mit ihnen einen Ruhm-reichen Frieden, auf ſehr billige Bedingungen.

Der König war auf nichts mehr bedacht, als wie er ihn mit einer Erb-Prinzeßin eines benachbarten Reichs vermählen mögte. Dieſelbe war noch ſchöner, als die Gratien. Einsmals aber, da Roſimond auf der Jagd war in dem Wald, wo er zuvor die Fee angetroffen hatte, kam dieſelbige zu ihm. Hütet euch, ſagte ſie zu ihm mit einer drohenden Stim, euch zu verheyrathen, als ob ihr der Prinz wäret; Man muß niemand betrügen; Es iſt billig, daß derjenige, für den man euch hält, wieder komme, und ſeinem Vater nachfolge; Gehet, und ſucht ihn in einer Jnſel, wohin euch die Winde, welche die Seegel von eurem Schif fühlen werden, ohne Müh hintreiben ſollen; Eilet, dieſen Dienſt eurem Herrn zu leiſten, gegen alles, was eurer Ehrſucht ſchmeicheln könte, und ſeyd dahin bedacht, als ein redlicher Menſch wieder in euren vorigen Stand zurück zu kehren; thut ihr ſolches nicht, ſo werdet ihr ungerecht und unglückſelig ſeyn; dann ich werde euch euren vorigen Widerwärtigkeiten preiß geben.

Roſimond

Roſimond machte ſich ohne Verdruß dieſen klugen Rath zu Nutz. Unter dem Vorwand, ein heimliches Geſchäfte in einem benachbarten Staat zu Stande zu bringen, gieng er auf ein Schiff, und die Winde führten ihn alſobald in die Inſel, wo die Fee ihm geſagt hatte, daß ſich der wahrhafte Prinz aufhielt. Dieſer Prinz war ein Gefangener bey einem wilden Volck, wo er das Vieh hüten muſte. Der unſichtbare Roſimond nahm ihn von der Weyde, wo die Heerden waren, hinweg; und indem er ihn mit ſeinem Mantel bedeckte, darunter derſelbe ſo unſichtbar war, wie er, befreyete er ihn aus denen Händen dieſer grauſamen Völcker; Sie giengen damit zu Schiff. Andere Winde, welche der Fee gehorſam waren, brachten ſie zurück; Sie kamen beyde zuſammen in des Königs Zimmer. Roſimond zeigte ſich ihm, und ſagte: Ihr habt mich für euren Sohn gehalten, ich bin es aber nicht, hier bring ich euch denſelben wieder; Sehet ihn, hier iſt er ſelbſt. Der König, ganz verwundert, kehrte ſich zu ſeinem Sohn: Seyd ihr es nicht, mein Sohn, ſprach er, der meine Feinde überwunden, und einen ſo Ruhm-vollen Frieden geſchloſſen hat? Oder iſt es wahr, daß ihr habt Schifbruch gelitten? daß ihr ſeyd gefangen geweſen, und daß Roſimond euch wieder befreyet hat? Ja, mein Vater, antwortete der Prinz, dem iſt alſo. Er iſt in das Land gekommen, wo ich gefangen war. Er hat mich entführet, und ich bin ihm ſowohl meine Freyheit, als das Vergnügen ſchuldig, das ich habe, euch wieder zu ſehen. Ihr habt ihm, und nicht mir, den erfochtenen Sieg zu dancken. Der König kont dasjenige nicht glauben, was

man ihm ſagte; allein Roſimond verwechſelte ſeinen Ring, und zeigte ſich dem König unter der Figur eines Prinzen. Da war der König erſchrocken, zwey Menſchen vor ſich zu ſehen; die beyde zuſammen ſchienen ſein Sohn zu ſeyn. Er bote dem Roſimond für die ihm geleiſtete wichtige Dienſte unausſprechliche Geld-Summen an, welche aber derſelbe nicht annehmen wolte. Er bate nur allein den König, er mögte ihm die Gnade erweiſen, und ſeinen Bruder, dem Braminte, die Stelle bey Hofe laſſen, die er an demſelben bisher begleitet hatte. Für ſich ſelbſt fürchtete er die Unbeſtändigkeit des Glückes, die Mißgunſt der Menſchen, und ſeine eigene Schwachheit. Er wolte ſich damit wieder zu ſeiner Mutter nach ſeinem Dorf verfügen, um daſelbſt dem Acker-Bau obzuliegen. Die Fee, die er im Wald wieder zu ſehen bekam, zeigte ihm die Höhle, worinn ſein Vater war, und ſagte ihm die Worte, die er ausſprechen müſte, um ihn wieder zu befreyen. Er ſprach dieſe Worte aus, mit einer ſehr empfindlichen Freude. Er befreyete damit ſeinen Vater, welchen er ſchon längſtens mit äuſſerſtem Verlangen zu befreyen gewünſchet hatte, und gab ihm ſo viel, daß er ſeine alte Tage vergnügt zubringen konte.

Alſo war Roſimond der Wohlthäter von ſeinem ganzen Hauſe, und hatte das Vergnügen, allen denenjenigen Guts zu thun, die ihm Böſes haben thun wollen. Nachdem er die gröſte Sachen für den Hof gethan hatte, ſo verlangte er von demſelben nichts, als die Freyheit, entfernt von allen Laſtern zu leben. Ja er gieng in ſeiner

Weisheit ſo weit, daß er auch fürchtete, ſein Ring mögte ihn etwan reitzen, ſeine Einſamkeit wieder zu verlaſſen, und ſich in groſe Dinge zu mengen. Er gieng deswegen wieder nach dem Wald zurück, wo die Fee ihm ſo günſtig erſchienen war; Er gieng täglich nach der Höhle, wo er ehedeſſen das Glück gehabt hatte, ſie zu ſehen, in der Hofnung, ſie wieder zu ſehen. Endlich kam ſie zu ihm, und er gab ihr den bezauberten Ring wieder zurück. Ich gebe euch ein Geſchencke wieder, ſagte er zu derſelben, das ſo gefährlich, als unſchätzbar iſt, und deſſen man ſo leichte mißbrauchen kan. Ich werde mich nicht ehender ſicher glauben, als bis ich keine Mittel mehr in Händen habe, meine Einſamkeit zu verlaſſen, und alle meine Begierden zu vergnügen.

Mittlerweile, daß Roſimond dieſen Ring wieder zurück gab, überließ ſich Braminte, deſſen boshaftes Gemüth nicht verbeſſert war, allen ſeinen Begierden, und ſuchte den jungen Prinzen, der unterdeſſen war König worden, dahin zu bewegen, dem Roſimond unwürdig zu begegnen. Die Fee ſagte dem Roſimond: Euer Bruder, der allzeit ein Betrüger iſt geweſen, hat euch wollen bey dem neuen König in Verdacht, ja gar ums Leben bringen; er verdient demnach, daß er geſtraft werde, und die Nothwendigkeit erfordert es, daß er umkomme. Ich will ihm dieſen Ring geben, den ihr mir wieder eingehändiget habt.

Roſimond beweinete das Unglück von ſeinem Bruder; Er ſagte darauf zu der Fee: Wie, wollt ihr ihn durch ein Wunder-volles Geſchenck beſtrafen? Er wird ſolches mißbrauchen, um alle

rechtſchaffene Leute dadurch ins Elend zu ſtürzen, und ſich eine unumſchränckte Herrſchaft zuwegen zu bringen. Eben dieſe Dinge, antwortete die Fee, ſind ein heilſames Mittel für die einen, und ein tödtliches Gift für die andern. Das Glück iſt eine Quelle alles Ubels für die Böſen. Wenn man einen Böſewicht ſtrafen will, ſo muß man ihn nur laſſen recht mächtig werden, ſo wird er bald umkommen.

Sie gieng darauf nach Hof, zeigte ſich dem Braminte, unter der Geſtalt eines alten Weibes, mit Lumpen bekleidet: ſie ſagte zu ihm: Ich habe den Ring, den ich eurem Bruder gelehnet, und mit welchem er ſich ſo groſen Ruhm erworben hatte, wieder zu mir genommen: empfanget denſelben hiemit aus meinen Händen, beſinnet euch aber wohl, wie ihr denſelben gebrauchen wollet. Braminte antwortet mit Lachen: Ich werd es nicht machen, wie mein Bruder, der ſo unſinnig war, den Prinzen wieder herbey zu holen, an ſtatt, daß er an deſſen Stelle das Reich hätte annehmen ſollen.

Braminte ſuchte darauf, mit Hülfe dieſes Rings, hinter alle Heimlichkeiten der anſehnlichſten Geſchlechter zu kommen; er ſann auf nichts, als auf Verrätthereyen, Mordthaten und ſchändliche Lüſte. Er wuſte um alles, was in des Königs Rath vorgenommen wurde. Er begieng die gröſte Bubenſtücke, und brachte die Leute um ihre Reichthümer: deſſen unſichtbare böſe Streiche machten jedermaun erſtaunt. Der König, als er ſo viele Heimlichkeiten entdecket ſah, wuſte nicht, wem er die Schuld davon beymeſſen ſolte; allein,

das Glück des Braminte, welches alle Gränzen überſchritt, ſowohl, als deſſen unerträglicher Hochmuth, machten, daß er auf die Gedancken gerieth, er müſte den Zauber-Ring von ſeinem Bruder haben. Um ſolches zu entdecken, bediente er ſich eines Fremden von einer feindlichen Nation, dem er eine groſe Summe Geldes gab. Dieſer Menſch kam des Nachts zu dem Braminte, und trug ihm von wegen des feindlichen Königs unzehlbare Güter und die höchſte Ehren-Stellen an, wenn er ihm wolte durch Spionen alle Geheimniſſe ſeines Königs zu wiſſen thun.

Braminte verſprach alles, gieng ſelbſt an einen Ort, wo man ihm eine groſe Summe Gelds einhändigte, um damit der verſprochenen Vergeltung einen Anfang zu machen. Er rühmte ſich, daß er einen Ring hätte, vermittelſt deſſen er ſich könte unſichtbar machen. Den Morgen darauf ließ ihn der König aufſuchen, und ſeiner Perſon ſich verſichern. Man nahm ihm den Ring ab, und fand bey ihm verſchiedene Papiere, die von ſeinen Verrätherejen ein unlaugbares Zeugniß gaben. Roſimond kam darüber nach Hof, um für ſeinen Bruder die Gnade des Königs auszuwürcken; allein, ſie wurde ihm abgeſchlagen. Braminte muſte ſterben, und der Ring war ihm demnach ſo verderblich, als wenig er ſeinem Bruder nützlich war.

Der König, um Roſimond wegen der Beſtrafung des Braminte zu tröſten, gab ihm den Ring wieder, als einen Schatz von unendlichem Werth. Roſimond, der betrübt war, urtheilet nicht auf gleiche Art. Er kehrte wieder zurück

nach dem Wald, um daſelbſt die Fee aufzuſuchen. Sehet hier, ſprach er zu derſelben, euren Ring: die Erfahrung meines Bruders hat mich dasjenige verſtehen lernen, was ich gleich Anfangs von euch nicht verſtanden hatte. Behaltet ein ſo gefährliches Werckzeug, das meinem Bruder das Leben gekoſtet hat. Ach! er wåre noch bey Leben, und håtte nicht die alte Tage meines Vaters und meiner Mutter mit Schmerzen und Schande beleget. Er wåre vielleicht weiſe und glůcklich worden ſeyn, wenn er niemals das Vermögen gehabt håtte, ſeine laſterhafte Begierden zu vergnůgen. O wie gefährlich iſt es, wenn man mehr, als andere Menſchen vermag! Nehmet hier euren Ring wieder. Unglůckſelig ſind diejenige, dem ihr ſolchen gebet. Die einzige Gnade, die ich mir von euch ausbitte, iſt, daß ihr ſolchen niemals einer Perſon geben wollet, fůr deren Wohlſeyn ich beſorget bin.

Die *VI.* Fabel.

Die Geſchichte der Floriſe.

Eine Båuerin kante in ihrer Nachbarſchaft eine Fee. Sie erſuchte dieſelbe, auf ihr Kindbett zu kommen, da ſie mit einer Tochter in den Wochen lag. Die Fee nahm ſogleich das Kind in ihre Arme, und ſprach zu der Mutter: Wählet: entweder ſoll ſie ſo ſchön werden, wie der Tag, noch verſtåndiger, als ſchön, und eine Königin von einem groſen Reich, aber dabey unglůcklich: oder: ſie ſoll håßlich werden, und eine Båuerin,

wie

wie ihr, aber dabey zufrieden und vergnügt mit ihrem Zuſtand ſeyn. Die Bäuerin wählte alſobald für ihr Kind die Schönheit und den Verſtand mit einer Crone, auf die Gefahr von einigen Widerwärtigkeiten. Sehet hier ein kleines Mädgen, deſſen Schönheit alle diejenige beginnet zu übertreffen, die man jemals geſehen hatte. Ihr Verſtand wurde zärtlich, angenehm und liebreitzend. Sie lernte alles, was man ihr lernen wolte, und verſtund ſolches in kurzer Zeit beſſer, als diejenige, die es ihr gelernt hatten. Sie tantzte die Feſt-Täge auf dem Gras mit weit mehrerer Annehmlichkeit, als alle ihre Geſpielinnen. Ihre Stimme war noch viel beweglicher, als alle muſicaliſche Inſtrumenten: ſie machte ſelbſt die Lieder, welche ſie zu ſingen pflegte: gleich Anfangs wuſte ſie noch nicht, daß ſie ſchön war; da ſie aber einsmal mit ihrer Geſellſchaft nahe bey einer klaren Quelle ſpielete, ſah ſie ſich in derſelben, und bemerckte alſobald, daß ſie ſehr von denen andern unterſchieden war. Sie bewunderte ſich. Das ganze Land, das in der Menge zuſammen lief, um ſie zu ſehen, machte, daß ſie ihre Annehmlichkeiten noch mehr erkante. Ihre Mutter, die ihre Rechnung auf die Weiſſagung der Fee machte, betrachtete ſie bereits als eine Königin, und verdarb ſie durch ihre Gefälligkeiten. Das junge Mädgen wolte weder ſpinnen, noch nähen, noch die Schafe hüten: ſie vertrieb ihre Zeit mit Blumen-Leſen, damit ſie ihren Kopf aufputzte, ſie ſang und tantzte unter dem Schatten der Bäume.

Der König in demſelbigen Land war ſehr mächtig, und hatte nur einen Sohn, mit Namen Roſimond, den er zu verheyrathen ſuchte. Er konte niemals von einer Prinzeßin der benachbarten Reichen ſprechen hören, weil eine Fee ihn verſichert hätte, daß er eine Bäuerin finden würde, die ſchöner und vollkommener ſeyn ſolte, als alle Prinzeßinnen in der ganzen Welt. Er faßte demnach den Entſchluß, alle junge Bauers-Mädgen ſeines Königreichs, die unter achtzehen Jahren waren, zuſammen kommen zu laſſen, um diejenige darunter zu wählen, welche ihm die würdigſte ſcheinen würde. Man ſchloß aber gleich Anfangs eine unzehlige Menge junger Weibsbilder aus, welche nur eine mittelmäßige Schönheit beſaſſen; und man machte einen Auswahl von dreyßig, welche alle andere an Schönheit unendlich weit übertrafen. Floriſe, (dieſes iſt der Name von unſerer Schönen) hatte keine Müh, darunter mitzukommen.

Dieſe dreyßig Mädgens wurden mitten in einen groſen Saal, wie auf eine Schau-Bühne ausgeſtellt, wo der König und deſſen Prinz ſie alleſamt mit einmal ſehen konten. Floriſe ſtach alſo bald aus der Mitte vor allen andern, wie die Anemone unter gemeinen Ringel-Blumen hervor: ſie war wie ein blühender Oranien-Baum mitten unter einem wilden Gebüſche. Der König rief alſobald aus, daß ſie vor andern verdiente, Königin zu ſeyn. Roſimond ſchätzte ſich für glücklich, die Floriſe zu beſitzen. Man zog ihr damit ihre Dorf-Kleider aus; man gab ihr andere, welche ganz von Gold geſtickt waren. In einem Augenblick

blick war ſie mit Perlen und Jubelen bedecket. Eine groſe Anzahl von Damen waren bemühet, ihr aufzuwarten. Man ſann nur darauf, dasjenige zu errathen, was ihr gefallen mögte, um ihr ſolches zu geben, ehe ſie noch die Mühe hätte, ſolches zu begehren. Sie wohnte in einem prächtigen Pallaſt, davon die Zimmer, an ſtatt der Tapeten, mit lauter groſen Spiegel-Gläſern von oben bis unten bekleidet waren; Sie hatte alſo das Vergnügen, ihre Schönheit von allen Seiten vermehrt zu ſehen, und der Prinz muſte ſie bewundern, wohin er auch die Augen kehrete.

Roſimond hatte die Jagd, das Spiel und alle Leibes-Ubungen aufgegeben, um beſtändig bey ihr zu ſeyn; und weil der König, ſein Vater, kurz nach ſeiner Vermählung mit Tod abgangen war, ſo war damit die kluge Floriſe Königin: Ihre weiſe Rathſchläge gaben allen Staats-Geſchäften das Gewicht. Die Mutter des neuen Königs, Nahmens Gronipote, wurde bald über ihre Schwieger-Tochter eiferſüchtig. Sie war liſtig, boshaftig, grauſam. Das Alter hatte ihrer von Natur unglücklichen Geſtalt ein ſcheußliches Anſehen gegeben; ſie ſah wie eine Furie aus. Die Schönheit der Floriſe machte ihr wüſtes Geſichte noch abſcheulicher, und reizte alle Augenblick ihre Eiferſucht: ſie konte nicht leiden, daß eine ſolche Schönheit ſie noch mehr ſchänden ſolte: ſie war eben ſo ſehr aufgebracht über ihren Verſtand, und konte demnach der völligen Wuth des Neides nicht ferner widerſtehen.

Ihr habt kein Herz, ſagte ſie öfters zu ihrem Sohn, daß ihr eine kleine Bäuerin habt heyrathen

wollen;

wollen; und ihr ſeyd noch darzu ſo niederträchtig, daraus euren Abgott zu machen; ſie iſt ſo ſtolz, als ob ſie in dem Stand, worinn ſie ſich ſiehet, wäre gebohren worden. Da der König, euer Vater, ſich heyrathen wolte, zog er mich allen andern vor, weil ich eines Königs Tochter, und alſo mit ihm von gleicher Geburt war. So hättet ihr es auch machen ſollen. Sendet dieſe eure kleine Bäuerin wieder zurück nach ihrem Dorf, und werfet eure Gedancken auf eine junge Prinzeſſin, die euch anſtändig iſt. Roſimond widerſprach darinn ſeiner Mutter ſtarck; allein Gronipote fieng einen Brief auf, welchen Floriſe an den König geſchrieben hatte: ſie gab ihn einem jungen Menſchen von Hof, und nöthigte ihn, ſolchen dem König zu überbringen, gleich als ob Floriſe ihm alle diejenige Freundſchaft bezeiget hätte, die ſie nur allein für den König haben ſolte.

Roſimond, verblendet durch ſeine Eiferſucht und durch die boshafte Rathſchläge ſeiner Mutter, ließ die arme Floriſe in ein Gefängniß auf einen hohen Thurn, der auf einen Felſen, ſo im Meer lag, gebauet war, für die Zeit ihres Lebens einſperren. Allhier thate ſie Tag und Nacht nichts als weinen und wehklagen, weil ſie nicht wußte, warum der König, der ſie ſo ſehr geliebet hatte, mit ihr dermaſſen übel verfuhr. Es war ihr nicht erlaubet mit jemand zu ſprechen, als mit einem alten Weib, welcher ſie von der Gronipote zur Aufſicht war anvertrauet worden, und welche ihr dabey in dieſem Gefängniß ſehr trotzig begegnete.

Hier erinnerte ſich Floriſe ihres Dorfs, ihrer Schäfer-Hütten und aller ihrer vorigen Ergötzlich-

keiten,

keiten, die ſie auf dem Lande genoſſen hatte. Eins Tags, da ſie ganz von ihrer Traurigkeit darniedergeſchlagen war, und die Blindheit ihrer Mutter beweinete, welche lieber wolte, daß ſie ſolte ſchön und eine unglückſelige Königin, als eine heßliche, aber vergnügte Schäferin ſeyn, kam die alte, welche ihr bisher ſo übel begegnet hatte, um ihr anzudeuten, daß der König ihr einen Scharfrichter ſchickte, um ihr den Kopf herunter hauen zu laſſen, und daß ſie weiter keine Zeit mehr vor ſich hätte, als ſich zum Todte zu entſchlieſſen. In der That war der Scharfrichter auch, auf Befehl des Königs, und auf Anſtiften der Gronipote, dahin geſandt worden. Er zog ſchon ſein Schlachtmeſſer hervor, um Floriſe hinzurichten, als eine Frau erſchien, welche ſagte, daß ſie von der Königin käme, um noch mit der Floriſe ein Paar Wort vor ihrem Todte zu ſprechen. Die Alte ließ dieſelbe mit ihr reden: denn ſie hielte ſie für eine Dame von Hof; allein, es war die Fee, welche der Floriſe bey ihrer Geburt ihr Unglück prophezeyet hatte, und welche die Geſtalt einer Dame von der Königin angenommen hatte.

Sie ſprach mit der Floriſe allein, und ließ jederman ſich von ihr entfernen. Wolt ihr nun, ſprach ſie zu derſelben, auf eure Schönheit Verzicht thun, welche euch in ſolches Unglück gebracht hat? Wolt ihr den Titul einer Königin aufgeben, eure vorige Kleider wieder anlegen, und nach eurem Dorf zurückkehren? Floriſe war zum höchſten erfreuet, dergleichen Erbieten anzunehmen. Damit bedeckte die Fee ihr Angeſicht mit einer bezauberten Larve: alſobald wurden die zarte Züge ihres Angeſichts grob, und kamen aus ihrer ordentli-

chen

chen Bildung: ſie wurde ſo heslich als ſie reitzend und ſchön war. In dieſer Geſtalt war ſie nicht mehr zu erkennen, und ſie gieng ohne Müh durch alle die Leute durch, die dahin gekommen waren, um ihre Hinrichtung mit anzuſehen: ſie folgete der Fee, und kam mit ihr nach Haus.

Man ſuchte Floriſe allenthalben im Thurn; allein vergebens, man fande ſie nirgendwo. Man brachte die Zeitung davon dem König und der Gronipote, welche ſie im ganzen Königreich aufſuchen lieſſen; aber ſie war nicht auszuforſchen. Die Fee hatte ſie wieder zu ihrer Mutter gebracht, welche ſie in ſolcher Veränderung nicht würde gekant haben, wo ſie nicht vorher davon wäre unterrichtet geweſen.

Floriſe war zufrieden, häßlich, arm und unbekant in ihrem Dorf zu leben, wo ſie der Schafe hütete. Sie hörte täglich ihre traurige Geſchichte erzehlen, und ihr Unglück bejammern. Man hatte Geſänge darauf gemacht, welche alle Leute weinen machten. Sie hatte ſelbſt das Vergnügen, ſie öfters mit ihren Geſpielinnen abzuſingen, und ſie weinte darüber, wie die andern; allein ſie hielte ſich für glückſelig bey ihrer Heerde, und wolte niemals ſich jemand entdecken, wer ſie wäre.

Die

Die *VII.* Fabel.

Die Geſchichte des Königs Alfaroute und der Clariphile.

Es war ein König, der hies Alfaroute, derſelbe wurde von allen ſeinen Nachbarn gefürchtet, und von allen ſeinen Unterthanen geliebet. Er war weis, gütig, gerecht, tapfer, geſchickt: kurz, ihm mangelte nichts. Eine Fee kam zu ihm, und verkündigte ihm, daß er bald ein groſes Unglück würde zu beſorgen haben, wo er ſich nicht des Rings bediente, den ſie ihm an den Finger ſteckte: wann er den Diamant des Rings einwärts in die Hand kehrte, ſo war er alſobald unſichtbar; da im Gegentheil, wann er ihn wieder heraus kehrte, ſo war er ſichtbar, wie vorher. Dieſer Ring that ihm groſe Dienſte, und machte ihm vieles Vergnügen. Wann er ein Mißtrauen auf einen von ſeinen Unterthanen geworfen hatte, ſo gieng er in deſſen Cabinet mit ſeinem Diamant einwärts gekehret, da ſah und hörte er alle Heimlichkeiten ſeines Hauſes, ohne daß er ſelbſt geſehen wurde. Wann er ſich für denen Anſchlägen eines benachbarten Königs fürchtete, ſo ſchlich er ſich in deſſen geheimen Rath, wo er alles erfuhr, ohne jemals entdeckt zu werden. Alſo war er im Stand, allem zuvor zu kommen, was man gegen ihn vorhatte. Er entgieng dadurch verſchiedenen Zuſammenverſchwörungen, die man gegen ſeine Perſon formiret hatte, und machte ſeine Feinde verwirrt, die ihn wolten unterdrucken.

Dem

Dem ungeacht war er mit dieſem Ring noch nicht zu frieden, er verlangte, die Fee mögte ihm auch ein Mittel geben, ſich von einem Land auf einmal in ein anderes zu begeben, um auf dieſe Weiſe ſich ſeines Rings, der ihn unſichtbar machte, deſto hurtiger und bequemer zu bedienen. Die Fee antwortete ihm darauf mit ſeufzen: Ihr begehret, ſprach ſie, allzuviel: Fürchtet, daß euch dieſes lezte Geſchenck nicht ſchädlich ſeyn mögte. Er ließ ſich aber davon nicht abwendig machen, ſondern nöthigte ſie, ihm ſolches zu bewilligen. Wohlan, ſo muß ich dann, ſagte ſie, wider meinen Willen euch dasjenige geben, was ihr bereuen werdet zu haben. Sie ſchmierte ihm damit die Schultern mit einem wohlriechenden Saft. Alſobald ſpürte er, daß ihm kleine Flügel auf dem Rücken wuchſen. Dieſe kleine Flügel aber ſahe man nicht unter ſeinen Kleidern: und wenn er fliegen wolte, durfte er nur mit der Hand daran rühren, ſo wurden ſie ſo lange, daß er damit unvergleichlich weit den ſchnellen Flug eines Adlers übertraf. So bald er nicht weiter fliegen wolte, dorfte er nur die Flügel wieder einziehen. Alſofort falteten ſie ſich ganz klein zuſammen, dergeſtalt, daß man ſolche unter ſeinen Kleidern nicht vermercken konte.

Durch dieſes Mittel erhub ſich der König in wenig Augenblicken, wohin er wolte. Er wußte um alles, und man konte nicht begreiffen, durch welche Mittel er ſo viele Dinge erfuhr: dann er verſchloß ſich in ſeine Zimmer, und ſchien bey nahe den ganzen Tag in ſeinem Cabinet zuzubringen, ohne daß jemand ſich unterſtunde hinein zu gehen. So bald er darinnen war, machte er ſich vermittelſt ſeines

nes Rings unſichtbar, breitete ſeine Flügel aus, und durchſtrich damit die weiteſte Länder. Er ließ ſich in groſe Kriege ein, und trug allzeit den Sieg davon; wie er aber unaufhörlich in die Geheimniſſe der Menſchen einblickte, ſo fand er ſie gar bald ſo böſe, und ſo falſch, daß er erkante, wie er ſich keinem ſchier mehr anvertrauen dorfte. Je mächtiger und furchtbarer er wurde, je weniger ſah er ſich geliebt; ja er ſah ſo gar, daß ihn auch diejenige nicht einmal liebten, denen er doch die gröſte Wohlthaten erwieſen hatte.

Um ſich dieſes Unglücks halber zu tröſten, entſchloß er, in alle Länder der Welt zu gehen, um ſich eine vollkommene Frauens-Perſon zur Gemahlin zu ſuchen, welche ihn lieben und folglich glücklich machen mögte. Er ſuchte ſolche lange Zeit; und wie er alles ſah, ohne geſehen zu ſeyn, ſo entdeckte er die allerverborgenſte Geheimniſſe. Er gieng an alle Höfe; er fande allenthalben Weibs-Bilder, die ſich verſtellten, und die ſich wolten lieben machen; welche aber allzu ſehr ſich ſelbſt liebten, um einen Mann aufrichtig und wahrhaftig lieben zu können. Er gieng auch in andre vornehme Häuſer; allein er fande nichts, das ihm gefiel. Die eine war leichtſinnig und wanckelmüthig: die andre voller Liſt und Betrug: die dritte ſtolz und aufgeblaſen: die vierte ſeltſam und wunderlich; ſchier alle waren betrügeriſch, eitel und ausſchweiffend, und ſuchten ſich ſelbſt zu vergöttern. Endlich kam er in die ſchlechteſten Bauren-Hütten. Da fand er eine arme Bauers-Tochter, die war ſo ſchön, wie der Tag, dabey einfältig und aufrichtig bey ihrer Schönheit, welche ſie für nichts achtete; wie ſie

dann auch das geringſte Stück ihrer Vollkommenheiten ausmachte: dann ſie hatte einen ſolchen herrlichen Verſtand, und eine ſolche erhabene Tugend, daß ſie alle Annehmlichkeiten ihrer Perſon noch weit übertraffen. Alle junge Leute aus ihrer Nachbarſchaft drungen ſich um ſie herum, um ſie zu ſehen, und ein jeder junger Menſch hätte ſich für den glücklichſten Menſchen in der Welt gehalten, wenn er ſie hätte heyrathen können.

Der König Alfaroute konte ſie nicht ſehen, ohne ſich in ſie zu verlieben. Er warb um ſie bey ihrem Vater, welcher für Freuden auſſer ſich ſelber kam, daß ſeine Tochter eine groſe Königin werden ſolte. Cariphile, ſo war ihr Nahme, kam aus der Hütte ihres Vaters in einen königlichen Pallaſt, wo ein groſer Hof ſie empfieng. Sie war darüber nicht verblendet, ſie erhielte, bey ihrer Einfalt und Eingezogenheit, ihre Tugend, und vergaß nicht, wo ſie hergekommen war, da ſie ſich auf dem höchſten Gipfel der Herrlichkeit erhaben ſah.

Der König verdoppelte für ſie ſeine Zärtlichkeit, und hofte nun, er würde glücklich werden. Es fehlte wenig, daß er ſolches nicht auch war: dann er fieng an, ſich vollkommen auf das gute Herz ſeiner Gemahlin zu verlaſſen. Er machte ſich alle Augenblick unſichtbar, um ſie zu beobachten, und ſie zu überfallen; allein, er entdeckte nichts an ihr, das nicht verdiente, bewundert zu werden. Es war alſo nichts mehr von ſeiner Eiferſucht übrig, als ein kleines Mißtrauen, welches ihn noch ein wenig in ſeiner Liebe unruhig machte. Die Fee, die ihm die traurige Folgen von ihrer lezten Gabe voraus geſagt hatte, warnte ihn zum öftern. Er befahl

deswegen, man ſolte ſie nicht mehr nach Hof laſſen, und verbott auch der Königin, ſie bey ſich zu empfangen. Die Königin verſprach zu gehorſamen, wiewohl es ihr ſehr leyd that, dann ſie liebte dieſe Fee ungemein.

Einsmals da die Fee die Königin, wegen dem zukünftigen, warnen wolte, kam ſie zu derſelben unter der Geſtalt eines Oficiers, und gab ſich der Königin zu erkennen, wer ſie wäre. Alſobald umfieng ſie die Königin mit vieler Zärtlichkeit. Der König, der damals unſichtbar war, ſahe dieſes, und wurde darüber halb raſend von Eiferſucht. Er zog den Degen, und durchſtach die Königin, welche unter ſeinen Händen als tod zur Erden ſanck. In dieſem Augenblick nahm die Fee ihre wahrhafte Geſtalt wieder an ſich. Der König erkante ſie, und zugleich die Unſchuld der Königin. Da wolte er ſich ſelbſt umbringen. Die Fee aber hielte den Stoß noch auf, und ſuchte ihn zu tröſten.

Die Königin, da ſie den Geiſt aufgab, ſagte zu ihm: Ob ich gleich von eurer Hand ſterbe, ſo ſterb ich doch ganz die Eure. Alfaroute beweinte ſein Unglück, daß er wider den Willen der Fee ein ſo gefährliches Geſchencke von ihr genommen hatte, welches ihn ſo unglücklich gemacht hatte. Er gab ihr deswegen den Ring wieder, und bat ſie, ihm auch die Flügel wieder abzunehmen. Er verbrachte die übrige Zeit ſeines Lebens mit Praſt und Schmerzen, und hatte keinen andern Troſt, als ſeine Thränen auf dem Grab der Cariphile zu vergieſſen.

Die *VIII.* Fabel.

Geſchichte einer alten Königin und jungen Bäuerin.

Es war einmal eine Königin, ſo alt, daß ſie gar keine Zähne und keine Haar mehr hatte. Sie wackelte mit dem Kopf, wie ein Blat, das der Wind beweget; ſie konte auch ſo gar nicht mehr durch ihre Brillen ſehen: die Spitze von ihrer Naſe und von ihrem Kien ſtieſſen ſchier auf einander: ſie war um die Helfte kleiner worden, und ſo rund mit einem gebogenen Rücken zuſammen gezogen, daß man hätte glauben ſollen, ſie wär allzeit ſo übel gewachſen geweſen. Eine Fee, welche ihrer Geburt vorgeſtanden hatte, kam zu ihr, und fragte ſie: Ob ſie nicht Luſt hätte, wieder jung zu werden? O ja, gar gern, antwortete die Königin. Ich wolte alle meine Jubelen darum geben, nicht älter als zwanzig Jahre zu ſeyn. So müßt ihr dann, fuhr die Fee fort, euer Alter einer andern geben, deren Jugend und Geſundheit ihr zu haben verlanget. Wem geben wir alſo eure hundert Jahre? Die Königin ließ allenthalben jemand aufſuchen, der ihr Alter abnehmen und ihr dagegen ihre Jugend geben wolte: Es kamen viele Arme, die da wolten alt ſeyn, um reich zu werden; da ſie aber ſahen, wie die Königin huſtete, rochelte, auswarf, nur lauter Brühen nahm, dabey unflätig, garſtig, ſtinckigt, elendig, ächzend und krächzend war,

war, ſo wolten ſie ſich nicht mit der Laſt ihrer Jahre beladen, ſondern lieber weiter fort betteln, und ihre Lumpen behalten: Es kamen auch Ehrgeitzige, denen ſie hohe Würden und groſes Anſehen verſprach: allein, was ſollen wir, ſprachen ſie, als ſie die Königin ſahen, damit machen? Wir dürften uns ja nicht einmal ſehen laſſen, wenn wir ſo garſtig und ſo abſcheulich wären.

Endlich meldete ſich ein junges Mädgen aus einem Dorf, das überaus ſchön war, und begehrte die Crone für ihre Jugend: Sie nante ſich Petronelle. Die Königin war Anfangs darüber böſe; was ſolte ſie aber thun; was hatte ſie davon, daß ſie ſich erzürnte? Sie wolte wieder jung werden. Laſſet uns das Königreich mit einander theilen, ſprach ſie zur Petronelle, ihr ſolt die Helfte davon haben, und ich will die andre Helfte behalten. Dieſes iſt ja wohl genug für euch, der ihr nur eine arme kleine Bäuerin ſeyd. Nicht ſo, antwortete das Mädgen; das iſt nicht genug für mich. Ich will entweder alles, oder gar nichts: Laſſet mir meinen Bauren-Stand mit meiner ſchönen friſchen Farbe, ich laſſe euch eure hundert Jahre mit euren Runzeln, da der Tod euch auf dem Fuſe folget. Was ſolt ich aber anfangen, fragte die Königin, wann ich kein Königreich mehr hätte? Ihr mögt ſodann lachen, danzen und ſingen, wie ich, ſprach das Mädgen. Als ſie dieſes ſagte, fieng ſie an zu lachen, zu danzen und zu ſingen. Die Königin, der es bey weitem nicht ſo luſtig zu Muthe war, fragte ſie, was ſie dann thun wolte, wann ſie an ihrer Stelle wäre? Ihr ſeyd nicht gewohnt, alt zu ſeyn. Das weiß ich nicht, ſagte die Bäurin, was ich alsdann

thun werde; aber ich mögts wohl einmal probiren: dann ich habe allezeit gehöret, daß es gleichwol eine ſchöne Sache um eine Königin ſey.

Mitlerweile, daß ſie alſo mit einander im Handel begriffen waren, kam die Fee darzu, welche zu der Bäurin ſagte: Wolt ihr eure Lehr-Jahr halten, um zu ſehen, ob ihr euch auch in das Handwerck einiger Königin ſchicken können. Warum das nicht? antwortete das Mädgen. Alſobald runzelte ſich ihre Stirn, die Haare wurden grau, ſie wurde keifig und murriſch, ihr Kopf ſchlockerte mit allen ihren Zähnen: ſie war ſchon hundert Jahr alt. Die Fee öfnete eine kleine Büchſe, und zog daraus eine Menge Officirer und Höflinge, die alle ſchöne reiche Kleider hatten, und die, nachdem ſie heraus kamen, gros wurden. Dieſe bezeigten der neuen Königin tauſenderley Ehrerbietung. Man ſtellte ein groſes Feſt an; allein ſie konte nichts kauen, ſie ſchämte ſich und war beſtürzt: ſie weiß nicht, was ſie ſagen, noch was ſie thun ſoll: ſie fieng an zu huſten, als ob ſie berſten wolte: ſie beſpie ſich ſelbſt ihr Kien: ſie hatte in der Naſen einen klebrigten Schleim, den ſie mit ihrem Ermel abwiſchete: ſie ſah ſich im Spiegel, und fande ſich noch heßlicher, als eine Meerkatze. Unterdeſſen war die wahrhaftige Königin in einer Ecke, und begunte hübſch zu werden: ſie bekam wieder ihre Zähne und ihre Haare: ihre Haut wurde wieder ſchön, friſch und roth: ſie verzierte ſich mit tauſenderley kleinen Artigkeiten; allein ſie war dabey unſauber, ſchmuzig, übel gekleidet, und ſo voller Koth und Staub, als ob man ſie durch die Aſche gezogen hätte: ſie war eines

ſolchen Aufputzes nicht gewohnet; und weil ſie die Trabanten für einen Küchen-Pudel anſahen, ſo ſtieſſen ſie ſolche hinaus.

Da ſagte Petronelle: Siehe da, wir ſind beyde ſehr übel daran: ihr ſchickt euch nicht zur Bäuerin, und ich mich noch vielweniger zu einer Königin: hier habt ihr eure Crone, gebt mir meinen leinenen Kittel wieder. Der Tauſch war bald gethan. Die Königin wurde wieder alt, und die Bäurin wieder jung. Kaum war ſolches geſchehen, ſo bereueten ſie es ſchon wieder alle beyde; allein es war nicht mehr Zeit. Die Fee gab ihren Spruch dahin, daß ſie beyde ſolten in ihrem Stande bleiben.

Die Königin weinte alle Tage, ſo bald ihr nur der Finger wehe that; Sie ſprach: Ach! wann ich doch Petronelle wär, ſo wär ich jetzt in einer angenehmen Schäfers-Hütte, und lebte zwar nur von Caſtanien, aber ich würde auch bey der Feld-Schalmayen im grünen mit denen jungen Hirten danzen. Worzu dienet mir mein ſchönes Bett, als daß ich darinn leiden muß; und was helfen mir alle meine Bedienten, da ſie mich doch nicht tröſten können? Dieſe Betrübniß vermehrte ihre Schmerzen: die Aerzte, die beſtändig um ſie herum waren, vermehrten ſolche noch mehr. Endlich ſtarb ſie, nach Verflieſſung zweyer Monathen.

Petronelle danzte eben an einem klaren Bach mit ihren Geſpielinnen einen Reyhen, als ſie den Tod der Königin vernahm. Da erkante ſie, daß ſie weniger klug als glücklich war: indem ſie das Königreich verlohren hatte. Die Fee kam darauf zu ihr, und gab ihr die Wahl, unter drey Männern

einen zu wählen: der eine war ſchon alt, verdrüßlich, widerwärtig, eiferſüchtig und grauſam; aber ſehr reich, mächtig und ein ſehr groſer Herr, der ihrer ſo Nachts als Tags nicht entbehren, ſondern ſie immerfort um und bey ſich haben müſte. Der andere war ſchön, angenehm, gefällig, liebreitzend und von hohem Stande; aber dabey arm und unglücklich in allen ſeinen Unternehmungen. Der lezte war ein Bauer von gleichem Stoff, wie ſie: weder ſchön noch heßlich, weder reich noch arm, der ſie nicht zu viel noch zu wenig lieben würde. Das Mädgen wuſte nicht, welchen ſie wählen ſolte: dann ſie liebte natürlicher Weiſe ſehr die ſchöne Kleider, die Kutſch und Pferde, und andere dergleichen Herrlichkeiten; allein die Fee ſagte zu ihr: Gehet, ihr ſeyd eine Närrin. Sehet ihr da jenen Bauren? Das iſt der Mann, der ſich für euch ſchicket. Ihr würdet den zweyten; und der erſte euch zu viel lieben: beyde würden euch unglücklich machen. Glück genug für euch, wenn euch der dritte mit Schlägen verſchonet; es läſſet ſich beſſer auf dem grünen Graſe, als in denen Palläſten, danzen, und beſſer Petronelle in einem Dorf, als eine unglückliche Dame unter dem Adel ſeyn. Ihr werdet mit eurem Bauren euer Leben glücklich zubringen, wenn ihr nicht verlanget, gros und vornehm zu werden.

Die

Die *IX.* Fabel.

Die Fabel vom Lycon.

Nachdem das Gerüchte durch den erthönenden Klang ſeiner Trompeten den Feld-Göttern und Hirten von Cynthien die Abreiſe des Lycons angedeutet hatte, erſchallten alle dieſe dunckle Wälder von denen bitterſten Klagen. Das Echo wiederholte ſolche auf das beweglichſte, und erfüllte damit alle benachbarte Thäler. Man hörte nicht mehr den ſüſen Thon der Flöten und der Feld-Schalmayen. Die Schäfer ſelbſt verbrachen für ſchmerzlicher Wehmuth ihre Hirten-Pfeifen: alles war traurig: die liebliche Grünigkeiten der Bäume begunten ihren lebhaften Glanz zu verliehren. Der Himmel, der bis dahin ſo klar und heiter war, überzog ſich mit finſtern Wolcken und mit Ungewittern. Die grauſame Nord-Winde erſchütterten die Wälder, wie im Winter. Die unempfindlichſte Feld-Götter ſelbſt waren über dieſen Verluſt bewegt. Die Dryaden giengen aus denen ausgehohlten Stämmen der alten Eichen, wegen dem Lycon ihre Klagen auszuſchütten. Dieſe traurige Götter verſamleten ſich um einen groſen Baum, deſſen Aeſte bis an den Himmel reichten, und welcher mit ſeinem dichten Schatten ſeit vielen Jahrhunderten die Erde als ſeine Mutter bedeckten. Hier unter dieſem alten und knoſpigten Stamm, der von einer ungeheuren Gröſe war, wo ehedeſſen die Nymphen gewohnet waren, ihre Täntze und luſtige

Spiele zu halten, da klagten ſie nun einander ihr Unglück. Es iſt aus mit uns, ſagten ſie, wir werden Lycon nicht wieder ſehen; er verläßt uns: das neidiſche Glück entführet uns denſelben; Er gehet, um die Zierde und die Luſt von andern Wäldern zu ſein, welche glücklicher ſind, als der unſrige. Nein, wir dürfen nun nicht mehr hoffen, ſeine Stimme zu hören, noch ihn mit einem aufgeſpanneten Bogen zu ſehen, deſſen Pfeile im Fluch die ſchnelleſten Vögel traffen. Pan ſelbſt kam herzu gelauffen, und hatte ſeine Flöte vergeſſen. Die Faunen und Satyren ſchoben ihre Täntze auf: die Vögel ſelbſt ſangen nicht mehr. Man hörte nur noch das fürchterliche Schreyen der Nacht-Eulen, und anderer dergleichen Geflügel, die etwas Böſes zu bedeuten pflegen. Die Nachtigal und ihre Geſpielinnen beobachteten ein tiefes Schweigen.

Auf einmal erſchienen Flora und Pomona mitten in dem Wald, mit lächlendem Angeſicht: und hielten ſich einander bey der Hand; die eine war mit Blumen becränzet, und machte ſolche wachſen, wie ſie ihre Füſſe in das Gras drückte; die andre trug in einem Horn des Uberflußes alle diejenige Früchte, welche der Herbſt auf Erden mittheilet, um der Menſchen ihre Bemühungen zu vergelten. Seyd getroſt, ſprachen ſie zu dieſer Verſamlung der beſtürzten Götter; Lycon verreiſet, es iſt wahr, aber er verläßt darum nicht dieſen Berg, der dem Apollo geheiliget iſt. Bald werdet ihr ihn ſehen, wie er ſelbſt dieſe beglückte Gärten bauen wird. Er wird mit eigner Hand die hochſtämmigte Bäume ſetzen, und die Pflan-

zen zur Nahrung des Menſchen, wie die Blumen zur Luſt und Freude, ziehen. O ihr Nord-Winde! hütet euch, durch euer giftiges Wehen jemals diejenige Gärten zu verſehren, wo Lycon ſeine unſchuldigſte Ergötzlichkeiten finden wird; Er wird hier die Einfalt der Natur, dem Pracht und allen ausſchweifenden Lüſten weit vorziehen. Er wird dieſe Gegenden lieben, die er nun mit Schmerzen verläßt.

Auf dieſe Worte verwandelte ſich die Traurigkeit in Freude; Man ſang dem Lycon zu Ehren allerhand Lob-Lieder; Man ſagte, er würde ein Liebhaber der Gärten ſeyn, wie Apollo ein Schäfer geweſen iſt, als er die Heerden des Admetus gewendet hatte. Tauſend himliſche Geſänge erfüllten darauf den Wald, und der Name des Lycons ſtrich von dem alten Gehöltz bis in die entlegenſte Felder. Die Hirten wiederholen ſolchen auf ihren Schalmayen. Die Vögel ſelbſt machen in ihrem ſüſen Geziſch etwas vernehmen, das, ich weiß nicht wie, dem Namen des Lycons ähnlich iſt. Die Erde ſchmücket ſich mit ihren Blumen, und bereichert ſich mit ihren Früchten. Die Gärten, welche ſeine Zurückkunft erwarten, bereiten ihm im voraus die Annehmlichkeiten des Frühlings, und die herrliche Geſchencke des Herbſts. Die einzige Blicke des Lycon, die er noch von weitem nach dieſen angenehmen Berg ſchicket, machen ſolchen fruchtbar: da wird er, nachdem man darauf die wilde und unfruchtbare Stämme ausgerottet, nichts als Oliven- und Myrrthen-Bäume finden; mittlerweile daß ihm anderswo Mars wird Lorbeer Cränze finden laſſen.

Die X. Fabel.

Fabel von einem jungen Prinzen. *

Die Sonne, nach dem ſie den weiten Creyß des Himmels in Ruh gelaſſen, hatte ihren Lauf vollendet, und ihre erhizte Pferde in den Schos der Heſperydiſchen Wellen geſtůrzet. Der Saum des Horizonts glůete noch im rothen Purpur, und ſchien ganz entflammet von denen brennenden Strahlen, welche ſie auf ihrem Weg ausgebreitet hatte. Der feurige Hunds-Stern vertrocknete die Erde; alle Pflanzen wurden welck, die Blumen ſenckten ihre Håupter zur Erden, und ihre ſchlappe Stengel konten ſie nicht mehr tragen: die Zephir ſelbſt hielten ihr ſanftes Wehen zurůck. Die Luft, welche die Thiere ſchöpften, war wie ein ſtillſtehendes Waſſer. Die Nacht, die ſonſt durch ihre kůhle Schatten eine Erfriſchung gab, vermochte die alles verzehrende Hitze des Tages nicht mehr zu unterbrechen: ſie konte ůber die ſchwachtende und ohnmåchtige Menſchen weder den Thau herab flieſſen laſſen, wann der Heſperus an dem Schwanz der andern Sterne ſchimmert, noch diejenige Erndte des Mag-Saamens, welcher die Annehmlichkeiten des Schlafs der ganzen ermůdeten Natur empfinden macht. Die Sonne allein genoß in dem Schos der Thetis einer

* Dieſe poetiſche Fabel iſt auf den Prinzen von Burgund bey Gelegenheit eines groſen Ungewitters gemacht worden, wie ſolches aus denen Umſtånden erhellet.

einer vollkommenen Ruh; Doch, als ſie darauf wieder auf ihren mit Uhren beſpannten Wagen ſich ſetzen mußte, und von der Aurora, welche ihren Weg mit Roſen beſtreuet, voraus angeführet wurde, bemerckte ſie den ganzen Olympus mit Wolcken bedeckt; ſie ſah die hinterlaſſene Kennzeichen des Ungewitters, welches die Sterblichen währender Nacht in Schrecken geſezt hatte; Die Wolcken dampften noch von dem Geruch der ſchwefelichten Dünſten, welche den Blitz entzündet, und den erſchrecklichen Donner hatten brüllen gemacht; Die aufrühriſche Winde, nachdem ſie ihrer Feſſel ſich entriſſen, und aus ihren dunckelen Kerckern gebrochen waren, brauſeten noch in dem weiten Raum der Lüfte; Die Waſſer ſtürzeten ſich von denen Bergen in die Thäler. Diejenige, deren ſtrahlende Augen die ganze Natur beleben, ſah allenthalben, wo ſie ſich hinwandte, die Würckungen eines grauſamen Ungewitters; Doch, was ſie am meiſten bewegte, war, daß dieſes Wetter einen jungen Lehrling der Muſen, den ſie ſehr liebte, in demjenigen Schlafe ſtöhrte, der bereits ſeine venckle Flügel über deſſen Augenlieder ausgeſpannet hatte. Sie war im Begrif, ihre Pferde wieder zurück zu leiten, und den Tag zu verſchieben, um demſelbigen die Ruhe wieder zu verſchaffen, der ſolche verlohren hatte. Ich will, ſprach ſie, daß er ſchlafen ſoll, der Schlaf wird ſein Geblüt erfriſchen, ſeine Galle beſänftigen, und ihm diejenige Geſundheit und Stärcke geben, deren er vonnöthen hat, um denen Thaten des Hercules nachzuahmen. Er wird ihm zugleich ein gewiſſes zärtliches und ſanfmüthiges

Weſen einflöſen, welches ihm noch alleine zu mangeln ſcheinet. Wann er nur ſchläft, und lacht, und ſeine Gemüths-Art zu einer holden Freundlichkeit gewöhnet, dabey die muntere Spiele der Geſellſchaft liebet, ſich daraus eine Freude macht, die Menſchen zu lieben, und ſich von ihnen wieder lieben zu machen; ſo werden alle Annehmlichkeiten des Leibes und des Geiſtes in der Menge ſich bey ihm einfinden, und ſein ganzes Weſen auszieren.

Die *XI.* Fabel.

Der junge Bachus und der Faunus. *

Der junge Bachus, welchen der Silenus unterrichtete, ſuchte einsmalen die Muſen in einem Wald, deſſen Stille durch nichts, als das Rauſchen der Quellen und durch den Geſang der Vögeln unterbrochen wurde. Die Sonne konte mit ihren Strahlen nicht durch die dunckle Grünigkeit der erlaubten Aeſte dringen. Das Kind der Semele ſezte ſich, um die Sprache der Götter zu lernen, zu denen Füſſen einer alten Eichen, aus deren Stam verſchiedene Menſchen zur goldnen Zeit waren gebohren worden. Durch ſie hatten ſogar auch die Orackel geſprochen, und die Zeit hatte ſich nicht unterwunden, dieſelben mit ſeiner

* Dieſe Fabel iſt ebenfalls ein ſcharfſinniger Verweis für den Prinzen wegen ſeiner Unachtſamkeit im Lernen.

ſeiner ſcharfen Senſe abzuwerfen. Bey dieſer geheiligten uralten Eichen hielte ſich ein junger Faunus auf, der auf alle die Lieder merckte, die von dem Kind geſungen wurden, und mit einem ſpöttiſchen Lächeln dem Silenus die Fehler beobachten ließ, die ſein Schüler machte. Alſobald lachten auch die Najaden, und andre Wald-Nymphen. Der Kunſt-Richter war jung, artig und flüchtig; Sein Haupt war mit Epheu und mit Reben-Laub becränzet; Seine Tempel waren mit Wein-Trauben ausgezieret; Von ſeiner lincken Achſel hieng nach ſeiner rechten Seiten, gleich einer Binde, ein Cranz von Epheu gewunden. Der junge Bachus hatte eine Freude, dieſe ſeiner Gottheit geheiligte Blätter zu ſehen. Der Faunus war unter dem Gürtel mit einer abſcheulichen und borſtigen Haut bekleidet, er hatte ſolche einem jungen Löwen abgenommen, den er in dem Wald erwürget hatte. Er hielt in ſeiner Hand einen krummen und knotigten Hirten-Stab. Sein Schwanz ſpielte hinten auf ſeinem Rücken; allein, weil Bachus einen ſo muthwilligen Spötter nicht vertragen konte, der im̃erfort über ſeine Worte, wann ſie nicht rein und zierlich klungen, ſein ſchalckhaftes Gelächter triebe, ſo brach er darüber mit einem ſtolzen und ungedultigen Weſen, in dieſe Worte aus: Was unterſteheſt du dich, über den Sohn des Jupiters zu ſpotten? Der Faunus antwortete, ohne darüber verwirrt zu ſeyn: Ey, wie kanſt du doch der Sohn des Jupiters ſeyn, und ſo viele Fehler begehen?

Die *XII.* Fabel.

Die Nachtigall und die Grasmücke.

Auf denen immer grünen Ufern des Flußes Alpheus iſt ein geheiligter Wald, welchen drey Nayaden durch ihre klare Bäche mit einem ſtarcken Rauſchen bewäſſern, und damit die zarte Blumen begieſſen. Die Gratien gehen oft dahin, um ſich zu baden: die Bäume empfinden hier niemals die Bewegungen der Winde, weil ſie dieſelbe in Ehren halten; ſie ſpüren nur allein die ſüſe Liebkoſungen der ſanften Zephiren. Die Nymphen und die Faunen halten daſelbſt in der Nacht ihre Tänze unter dem Schall der Flöte des Pan. Die Sonne kan mit ihren Strahlen nicht durch die düſtre Schatten der in einander gefügten Aeſte dringen. Die Stille, die Dunckelheit, und eine angenehme Kühlung, herrſchten darinn ſo Nacht, als Tag. Unter dieſen grünen Blättern höret man die Nachtigall, welche mit einer beweglichen und durchdringenden Stimme ihren alten Kummer ausdrücket, für den ſie noch keinen Troſt empfindet. Eine junge Grasmücke beſinget im Gegentheil ihr Vergnügen, und meldet den Frühling den da herum wohnenden Schäfern an; Die Nachtigall ſelbſt iſt eiferſüchtig, über die zärtliche Geſänge dieſer ihrer Geſpielin.

Eines Tages bemerckten ſie beyde einen jungen Schäfer, welchen ſie noch niemals in dieſem Wald erblicket hatten; er ſchien ihnen angenehm, edelmüthig, und ein Liebhaber der Muſen und der Harmonie

Harmonie zu ſeyn: ſie glaubten, daß es Apollo ſeyn müßte, ſo wie er vormals bey dem König Admetus war; oder wenigſtens ein junger Held, der aus dem Geblüt dieſes Gottes herſtammete. Die liebliche Vögel, beſeelet durch die Muſen, fiengen alſobald an, folgender Geſtalt zu ſingen:

Wer iſt doch dieſer Schäfer, oder dieſer unbekante Gott, der unſern Wald zu zieren hieher gekommen iſt? Ihm gefallen unſere Lieder; er liebet die Poeſie, ſie wird ſein Herz zur Sanftmuth bewegen, und ihn ſo liebenswürdig, als erhaben, machen.

Darauf ſang die Nachtigall allein:

Es wachſe dieſer junge Held in der Tugend wie eine Blume, die der Frühling entblättert, die ſüſe Spiele des feinen Wizes ſollen ſeine Beluſtigungen ſeyn: die Gratien ſollen ſtets auf ſeinen Lippen ſchweben; die Weisheit der Minerva aber ſein ganzes Herze einnehmen.

Die Grasmücke antwortete darauf:

Er gleiche dem Orpheus in denen Annehmlichkeiten ſeiner Stimme, und dem Hercules in ſeinen hohen Thaten. Er trage in ſeinem Herzen die Tapferkeit des Achilles, ohne etwas von ſeiner Wildheit dabey zu haben. Er ſey gütig, weiſe, gutthätig, und liebe die Men-

ſchen, daß ſie ihn wieder lieben: die Muſen wollen in ihm alle Tugenden vereinigen.

Darauf ſangen die beyde Vögel zuſammen:

Er liebet unſre ſüſe Geſänge, ſie dringen ihm ins Herz, wie der Thau auf unſer Gras zu fallen pflegt, wann ſolches die heiſe Strahlen der Sonnen verbrandt haben; die Götter wollen ſeine Begierden mäßigen, und ihn immerfort glückſelig machen: ſeine Hand umfaſſe das Horn des Uberflußes; die goldne Zeit komme wieder: die Weisheit erfülle ſein Herz, um ſich allen Sterblichen mitzutheilen; und die Blumen wachſen unter ſeinen Füſen.

Mittlerweile, daß ſie alſo ſangen, hielten die Zephir ihren Othem zurück: alle Blumen des Walds wurden ohnmächtig; die Bäche, die aus den dreyen Quellen floſſen, hemten ihren Lauf; Die Satyren und die Faunen ſpizten ihre Ohren, um deſto ſchärfer zu hören. Das Echo wiederholte dieſe ſchöne Worte allen umliegenden Bergen, und alle Dryaden kamen aus dem Schoos der grünen Bäume, um dasjenige zu bewundern, was die Nachtigall und die Grasmücke ſangen.

Die *XIII.* Fabel.

Der Fantaſte. *

Was iſt doch dem Melanthe widriges begegnet? Nichts von auſſen, alles inwendig. Seine Sachen gehen nach Wunſch. Jederman ſucht ihm zu gefallen. Was fehlet ihm dann? Sein Milz rauchet. Geſtern gieng er ſchlafen, und war die Luſt der Menſchen. Dieſen Morgen muß man ſich ſeinetwegen ſchämen, und ihn verbergen. Indem er aufſtund, mißfiel ihm eine Falte, die ſich in ſeinem Strumf befand. Es wird den ganzen Tag über windig bey ihm ſeyn, und jedermann bey ihm leiden müſſen. Er verurſacht Furcht und Mitleiden. Er weinet, wie ein Kind; er wütet, wie ein Löwe. Ein ſchlimmer

* Ich weiß nicht, ob der Name, le Bizarre, dieſer Abſchilderung nicht beſſer ſolte zukommen. Man kan ſolche mit Recht ein Meiſterſtück eines groſen Menſchen-Kenners nennen, der hier die lächerlichſte Widerſprüche des menſchlichen Herzens einander entgegen ſetzet. Seinem Durchleuchtigſten Untergebenen, dem Prinzen von Burgund, dürfte wohl dieſe moraliſche Schilderey am wenigſten gefallen haben, je mehr er darinnen ſeine eigene Züge entdecken konte. Der Herr von Fenelon hat ſolche deswegen mit einer ſo lebhaften Art in dieſer Fabel vorſtellig gemacht, damit er ſich erkennen und beſſern mögte: welches ihm auch ſehr wohl war von ſtatten gegangen. Siehe la vie de Fenelon par Mr. Ramſay; It. Deſſen geiſtliche Schriften, denen das Leben dieſes groſen Prälatens mit iſt beygefüget worden.

und wilder Dunſt verwirret und verdunckelt ſein Gehirn, wie die Dinte aus dem Dinten-Faß ſeine Finger beſchmutzet. Gehet nicht zu ihm, um mit ihm von Dingen zu ſprechen, die er vor einem Augenblick liebte. Die Urſach, warum er ſie geliebet, macht, daß er ſie nicht mehr leiden kan. Die Luſtbarkeiten, darnach er ſo ſehr verlanget, werden ihm verdrůßlich, man muß ſie abbrechen. Er widerſpricht alles, er beklagt ſich ſelbſt, er ſtichelt auf andere. Er wird bőſe darůber, wenn andre nicht wollen bőſe werden. Oefters ſchlågt er in die Luft, wie ein wůtender Stier mit ſeinen ſpitzigen Hőrnern gegen den Wind kåmfen will. Wann ihm andre kein Anlaß geben, ſie anzugreiffen, ſo hadert er mit ſich ſelbſt. Er ſchilt ſich, er find ſich zu allem untauglich, er verzagt, und nimt es ſehr ůbel, wenn man ihn zu trőſten ſucht. Er will alleine ſeyn, und kan doch die Einſamkeit nicht leiden. Er komt wieder zu der Geſellſchaft, und wird bőſe auf ſie. Man ſchweigt ſtill, aber auch dieſes gezwungene Stillſchweigen iſt ihm zuwider. Spricht man ganz leiſe mit andern, ſo bildet er ſich ein, man rede Ubels von ihm; Redet man aber laut, ſo findet er, daß man zu viel ſpricht, und daß man bey ſeiner Traurigkeit ſich gar zu luſtig gebehrdet. Iſt man mit ihm traurig, ſo dűncket ihm dieſe Traurigkeit ein Vorwurf ſeiner Fehler zu ſeyn. Man lacht, und er argwohnet, daß man über ihn ſpottet.

Was iſt zu thun? ſoll man ſo ſtandfeſt und ſo gedultig ſich bezeigen, als er unertråglich iſt? ſoll man mit Gelaſſenheit warten, bis er morgen

wieder

wieder ſo geſcheit werde, als er geſtern geweſen iſt. Dieſe ſeltſame Gemüths-Art gehet wieder weg, wie ſie gekommen war. Wann ſie ihm ankomt, ſo iſt ſolches wie eine Feder in einer Maſchine, die auf einmal ſtille ſteht. Er iſt, wie man die Beſeſſene abmahlet; ſeine Vernunft iſt umgekehret; ja ſie iſt gleichſam die Unvernunft leibhaftig. Bringt ihn ein wenig auf, ſo wird er euch im hellen Tage behaupten, es ſey Nacht; dann es iſt weder Tag, noch Nacht, in einem ſolchen Kopf, den ſein Eigenſinn auseinander gebracht hat. Bisweilen muß er ſich ſelbſt über ſeine Ausſchweifungen und über ſeine Wirbel verwundern. Er lächelt heimlich bey allem ſeinem Verdruß über die närriſche Reden, die ihm entfahren.

Allein, wie kan man dergleichen Ungewitter vorher ſehen, und ihm begegnen. Ich ſehe darzu kein Mittel; Es giebt keine ſo gute Calender, welche dergleichen böſe Witterungen vorher verkündigen. Saget mir nicht: Morgen wollen wir in Garten gehen, und uns recht luſtig machen. Der Menſch von heute iſt nicht der Menſch von Morgen; Derjenige, der euch heute was verſpricht, verſchwindet augenblicklich; ihr könt ihn nicht faſſen, um ihn ſeiner Zuſage zu erinnern: Ihr findet an ſeiner Stelle ein, ich weis nicht, was, das weder Geſtalt, noch Namen hat, das keinen haben kan, und das ihr nicht zwey Augenblicke nach einander beſchreiben könnet auf einerley Art. Studieret ihn recht aus, hernach ſagt von ihm alles, was ihr wollt. Ein Augenblick darauf wird es nicht mehr wahr ſeyn, was ihr

geſagt habt. Dieſes, ich weiß nicht was, will, und will auch nicht. Er drohet, und zittert; er vermengt die lächerlichſte Regungen des Hochmuths mit denen allerunwürdigſten Niederträchtigkeiten. Er weinet, er lacht, er ſcherzet, er iſt wütend. In ſeiner allerſeltſamſten und unſinnigſten Wuth iſt er luſtig, beredtſam, ſcharfſinnig, voll neuer Einfälle, ohneracht ihm dabey nicht ein Schatten von Vernunft übrig iſt. Hütet euch ja ihm nichts anders zu ſagen, als was richtig, wohl überlegt, und vollkommen vernünftig iſt; er wird ſonſt bald ſeinen Vortheil über euch ſich ausſehen, und euch wacker in die Enge ſchrauben. Er würde ſogleich von ſeinem Unrecht haben auf das eurige kommen, und nur darinn vernünftig werden, um die Luſt zu haben, euch zu überzeugen, daß ihr es nicht ſeyd. Ein Nichts kan ihn Himmel-hoch aufbringen. Allein, dieſes Nichts, was iſt draus worden? Es iſt hin, man fragt nicht mehr darnach; Er weiß nicht mehr, wer ihn erzörnet hat, dieſes weiß er nur, daß er ſich erzörnet, und daß er ſich erzörnen will, wiewohl er weiß ſolches auch nicht allemal ſelbſt.

Er bildet ſich oftmals ein, als wären alle, die mit ihm redeten, böſe auf ihn, und daß er im Gegentheil derjenige ſey, der ſich zu beſcheiden wiſſe; nichts anders, als wie die Gelbſüchtigen, welche meynen, alle Leute ſähen gelb aus, obgleich das Gelbe nur in ſeinen eigenen Augen haftet. Vielleicht aber wird er einiger Perſonen verſchonen, welchen er mehr als andern ſchuldig iſt, oder welche er zu lieben ſcheinet? Nein, keineswegs: Sein wunderbares ſeltſames Weſen kennet keine

Perſon;

Perſon; er fällt ohne Wahl auf alles, was ihm vorkomt; der Erſte, der ihm unter die Augen tritt, iſt ihm gut genug, ſich über ihn auszulaſſen; Es iſt ihm alles gleich, wenn er nur ſich erzürnet, er würde auf alle Menſchen ſchimpfen. Er liebet niemand nicht, und wird auch von niemand nicht geliebt; Man verfolgt ihn, man verräth ihn; er iſt niemand nichts ſchuldig, wer er auch ſey. Verziehet aber nur ein wenig, ſogleich habt ihr einen andern Auftritt. Er hat alle Leute nöthig, er liebet, man liebet ihn wieder; er ſchmeichelt, er rühret die Herzen, er bezaubert alle diejenige, die ihn nicht mehr leiden konten; Er bekennet, daß er Unrecht habe; er lacht über ſeine ſeltſame Grillen; er verſtellt ſich, und ihr meynet, er wär es ſelbſt, wann er ſich erzürnet, ſo ſehr weiß er ſich zu verſtellen. Wenn er dann die Comödie alſo auf ſeine eigene Koſten eine Zeitlang geſpielet hat, ſo glaubet ihr, er werde zum wenigſten niemals wieder einen Beſeſſenen vorſtellen. Aber ach! ihr betrüget euch, er wird es noch dieſen Abend thun, um morgen wieder ſeiner zu ſpotten, ohne ſich zu beſſern.

Die *XIV.* Fabel.

Die Gedächtniß-Münze.

Ich glaube, Mein Herr, daß ich keine Zeit verliehren ſoll, euch von einer ſehr merckwürdigen Sache Nachricht zu geben, und über welche ihr nicht unterlaſſen werdet, verſchiedene

Betrachtungen zu machen. Wir haben hier zu Land einen Gelehrten, mit Namen, H. Wanden, welcher einen groſen Briefwechſel mit denen Kennern der Alterthůmer in Italien unterhålt: Er giebt vor, daß er von ihnen eine alte Gedenck-Můnze empfangen håtte, die ich noch nicht habe kønnen zu ſehen bekommen, davon er aber Copien hat laſſen nachprågen, die vollkommen wohl gemacht ſind, und die, allem Anſehen nach, ſich bald in alle Lånder ausbreiten werden, wo wiſſenbegierige Leute ſind. Ich hoffe, in wenig Tagen euch welche davon zu ſchicken. Biß dahin will ich euch von derſelben eine ſolche genaue Beſchreibung geben, als mir møglich ſeyn wird.

Von einer Seiten ſtellet dieſe Můnze, welche ſehr gros iſt, ein Kind von einer ſehr ſchønen und edlen Geſtalt vor; Man ſiehet die Pallas, die ſolches mit ihrem Schild bedecket; Zu gleicher Zeit beſåen die Gratien den Weg mit Blumen; Apollo, den die Muſen folgen, reichet ihm ſeine Leyer. Venus zeiget ſich in der Luft in ihrem mit Tauben beſpannten Wagen, und låſſet auf ihn ihren Gůrtel herab fallen. Die Victoria zeiget ihm mit einer Hand einen Triumf-Wagen, und ůberreichet ihm mit der andern eine Crone: die Worte ſind aus dem Horatius genommen:

Non ſine dis animoſus infans.

Die andere Seite iſt ſehr unterſchieden: Es iſt ganz kenntlich, daß eben daſſelbe Kind hier vorgeſtellet wird; man ſieht es an eben denſelben Zůgen; aber er hat um ſich herum nichts, als låcherliche und abſcheuliche Larven, giftige kriechende

de Thiere, Ottern, Schlangen, Ungeziefer, Nacht-Eulen; wie auch ganz ſcheußliche Harpien, die allenthalben ihren Unflat hinwerfen, und die alles mit ihren eingebogenen Klauen zerreiſſen. Man ſiehet allda einen Trupp unverſchämter und ſpöttiſcher Satyren, welche die ſeltſamſte Gebehrden vorſtellen, dabey lachen, und mit ihrem Finger auf den Schwanz eines ungeheuren Fiſches weiſen, an welchem der Leib dieſes ſchönen Kindes ſich endiget. Unten las man dieſe Worte, die, wie ihr wiſſet, ebenfalls aus dem Horatius ſind:

Turpiter atrum deſinit in piſcem.

Die Gelehrten geben ſich viele Mühe zu erforſchen, bey welcher Gelegenheit dieſe Münze in dem Alterthum möge ſeyn geſchlagen worden. Einige wollen behaupten, daß ſie den Kayſer Caligula vorſtelle, der als ein Sohn des Germanicus in ſeiner Kindheit groſe Hofnung, zum Beſten des Reichs, von ſich gegeben hatte; der aber darauf ein rechtes Ungeheuer wurde. Andere wollen, daß alles dieſes auf den Nero zielte, deſſen Anfang ſo glücklich, und das Ende ſo abſcheulich war. Sowohl die erſten, als die andern, ſtimmen darinn mit einander überein, daß allhier ein junger Prinz von ausnehmenden Gaben vorgeſtellet wird, der alles von ſich hoffen ließ; nachgehends aber dieſe von ihm geſchöpfte Hofnungen zu Schanden machte.

Es giebt aber auch einige, die etwas mißtrauiſcher ſind, und dieſe Münze nicht für alt halten wollen. Das Geheimniß, mit welchem der Herr

Wanden das Original davon verborgen hält, macht die Sache verdächtig. Man bildet ſich ein, hier auf dieſer Münze etwas zu ſehen, das in unſere Zeiten einzuſchlagen ſcheinet; vielleicht bedeutet ſolche eine groſe Hofnung, welche unglücklich ausfallen wird; ja es ſcheinet, als wolte man dadurch einen gewiſſen jungen Prinzen vorſtellig machen, deſſen ſämtliche gute Eigenſchaften man durch gewiſſe Fehler, die man ihm Schuld giebt, zu verkleinern trachtet; dann der Herr Wanden liebet nicht allein die Wiſſenſchaften, ſondern iſt auch ein Staats-Mann, und ein eifriger Partiſan des Prinzen von Oranien, und man hat ihn in Verdacht, daß er, im Verſtändniß mit ihm, dergleichen Münze an alle Höfe ſuchte auszuſtreuen. Ihr werdet, mein Herr, am beſten wiſſen, was man davon halten ſoll. Ich begnüge mich damit, daß ich euch von dieſer Neuigkeit Bericht gegeben, über welche hier alle Gelehrten mit vielem Eifer urtheilen; und euch zugleich zu verſichern, daß ich allzeit bin

Euer

Amſterdam / den 4. May 1691.

Demüthiger und ergebenſter Diener,

Bayle.*

Die

* Dieſer unter denen Gelehrten ſo wohl bekante Name iſt nur deswegen unter dieſe Fabel geſezt worden, um dem Prinzen von Burgund den vorgegebenen Brief deſto wahrſcheinlicher zu machen. Man ſiehet hieraus, wie der Herr von Fenelon ſich aller nur erſinnlichen Mittel bedienet hat, um ſeinen Prinzen auf eine gute Seite zu lencken, und ihm die wichtigſte Wahrheiten beyzubringen.

Die XV. Fabel.

Fabel von einem Drachen und zweyen Füchſen.

Ein Drache bewahrte einen Schatz in einer tiefen Höhle; Er wachte Tag und Nacht, um ihn zu erhalten. Zwey Füchſe, Ertz-Schelmen, und ihres Handwercks ausgelernte Diebe, ſuchten ſich bey ihm auf allerhand Art einzuſchmeicheln. Sie wurden ſeine Vertrauten; denen höflichſten und dienſtfertigſten Leuten iſt öfters am wenigſten zu trauen. Sie begegneten ihm wie einer Hohen Standes-Perſon, bewunderten ſeine Fantaſien, waren immer ſeiner Meynung, heimlich aber lachten ſie, daß ſie ihn alſo zum beſten hatten. Endlich kam es, daß er zwiſchen ihnen beyden einſchlief, da erwürgten ſie ihn, und bemächtigten ſich ſeines Schatzes. Solcher mußte nun unter ihnen getheilet werden. Dieſes war ein ſchwerer Handel; dann dieſe beyde Spitzbuben waren nur einig, um böſes zu thun. Der eine fieng an zu moraliſiren: was machen wir, ſprach er, mit all dem Gelde? Es iſt beſſer, wir gehen ein wenig auf die Jagd: das Metall läßt ſich doch nicht eſſen; die Piſtolen ſind nicht wohl zu verdauen. Die Menſchen ſind wohl rechte Narren, daß ſie ſo ſehr dieſe falſche Reichthümer lieben. Laßt uns nicht ſo unſinnig ſeyn, wie ſie. Der andre ſtellte ſich, als ob er von dergleichen vernünftigen Vorſtellungen gerühret wäre, und gab die Verſicherung von ſich, daß er als ein Philoſof,

Philoſof, wie Bias, loben wolte, der alle ſeine Schätze mit ſich trug. Ein jeder thate demnach, als ob er den Schatz wolte liegen laſſen; allein, ſie ſtellten ſich einander Fallen, und zerriſſen ſich. Da ſie nun alſo beyde in lezten Zügen lagen, ſagte der eine zu dem andern, der eben ſo übel zugerichtet war, wie er: Was wolteſt du dann mit dem Gelde machen? Eben das, was du damit machen wolteſt, antwortete der andere. Ein Menſch, der vorüber gieng, vernahm ihre Begebenheit, und fand ſie ſehr närriſch. Ihr ſeyd es nicht weniger, als wir, ſagt einer von den Füchſen. Ihr könt das Geld eben ſo wenig eſſen, wie wir, und tödtet euch gleichwohl einander, um ſolches zu haben. Unſer Geſchlecht iſt zum wenigſten bisher noch ſo klug geweſen, um keine Münze unter uns einzuführen. Was ihr bey euch zu eurer Bequemlichkeit habt eingeführet, iſt eben dasjenige, was euer Unglück macht. Ihr verliehret die wahrhafte Güter, um die eingebildete zu ſuchen.

Die *XVI.* Fabel.

Die beyde Füchſe.

Zwey Füchſe kamen Nachts mit Liſt in einen Hüner-Stall; ſie würgten den Hahn, die Hüner und die Jungen. Nach dieſer Schlacht ſtillten ſie ihren Hunger. Der eine, der jung und hitzig war, wolte alles auffreſſen; der andere aber, als ein alter Geitzhals, wolte aus Vorſichtigkeit davon einen Vorrath auffparen;

Mein

Mein Kind, ſprach er, die Erfahrung hat mich klug gemacht. Ich habe, ſeit dem ich in der Welt bin, gar vieles geſehen. Laßt uns unſer Gut nicht in einem Tag verzehren: wir haben unſer Glůck gemacht; wir haben einen Schatz gefunden, man muß ihn zu Rath halten. Der junge antwortete darauf: Ich will alles eſſen, weil ich da bin, und mich fůr acht Tage ausfůttern; dann, daß wir ſollen wieder kommen, das iſt ein Måhrgen; Morgen wird es nicht mehr gut hier ausſehen: der Herr wird den Tod ſeiner Hůner zu råchen ſuchen, und uns todt ſchmeiſſen. Nach dieſer Unterredung that jeder nach ſeinem Gutdůncken: der junge fraß ſo viel, daß er berſtete, und kunte kaum wieder nach ſeinem Loch zurůck kehren; Der alte, welcher ſich fůr weit klůger hielt, daß er dergeſtalt ſeinem Appetit konte Einhalt thun und ſparen, gieng den Tag darauf ſeine Beute abzulangen, und wurde vom Herrn erſchlagen. Alſo hat ein jedes Alter ſeine Fehler: junge Leute ſind hitzig, und in ihren Lůſten nicht zu erſåttigen; die Alten aber unerſåttlich in ihrem Geitz.

Die *XVII.* Fabel.

Der Wolf und das Lamm.

DIe Schaafe waren ſicher in ihrem Pferg; die Hunde ſchliefen; und der Schåfer ſpielte mit andern benachbarten Hirten unter einer groſen Ulme auf der Flöte. Ein Wolf kam durch

die Spalten des Zauns gekrochen, ſich des Zuſtands der Schafe zu erkundigen. Ein junges Lamm, ohne Erfahrung, und das niemals nichts geſehen hatte, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Was komt ihr hier ſuchen, ſagt es zu dem Verſchlucker? Das zarte und Blumen-reiche Gras, antwortete der Wolf; ihr wiſſet, daß nichts ſüſer iſt, als auf einer grünen Wieſe, die mit Blumen geſchmücket iſt, zu weyden, um den Hunger zu ſtillen, und dabey aus einem klaren Bächlein zu trincken; Ich habe hier ſowohl das eine, als das andere gefunden. Was ſoll man mehr wünſchen? Ich liebe die Philoſophie, welche uns lehret, mit wenigem zufrieden zu ſeyn. Es iſt alſo nicht wahr, verſezte das Lamm, daß ihr das Fleiſch der Thiere eſſet, und daß ein wenig Gras euch genug iſt? wann dieſes iſt, ſo laßt uns wie Brüder leben, und zuſammen weyden. Alſobald gieng das Schaaf aus dem Pferg in die Wieſe, wo der mäßige Philoſof es in Stücken zerriß, und auffraß. Trauet nicht den ſchönen Worten der Menſchen, die ſich rühmen, tugendhaft zu ſeyn. Urtheilet nach ihren Wercken, und nicht nach dem, was ſie ſagen.

Die *XVIII.* Fabel.

Der Kater und das Kaninichen.

Ein Kater, der ſich gar ehrbar ſtellte, war in einen Garten kommen, wo viele Kaninichen ſich aufhielten. Die ganze Republick gerieth

darüber in äuſſerſten Schrecken, und ein jedes ſuchte ſich ſo hurtig, als es konte, in ſein Loch zu verbergen. Weil aber der neue Ankömling bey einer Höhle aufpaßte, ſo erſchienen die Deputirten von dem Kanninichen-Volck, welches die fürchterliche Klauen an ſeinen Pfoten wahrgenommen hatte, an dem entfernteſten Ort von dem Eingang der Höhle, um ihn zu fragen, was ſein Verlangen wär. Er verſicherte, mit einer freundlichen Stimme, daß er nur gekommen wär, um die Sitten der Völcker kennen zu lernen. Er wär ein Philoſof, der alle Länder durchreiſte, um von denen Gewonheiten aller Thieren eine Nachricht zu haben. Die Deputirten, einfältig und leichtglaubig, giengen darauf wieder zu ihren Mitbürgern, und ſagten ihnen, daß dieſer anſehnliche Fremdling, der ſo ein beſcheidenes Weſen in ſeinem majeſtätiſchen Pelz von ſich ſpüren ließ, ein Weltweiſer ſey, mäßig, uneigennüzig, friedſam: der nichts anders thäte, als von einem Land in das andre reiſen, um ſeine Weisheit zu vermehren. Er habe ſchon viele Länder geſehen, wo er groſe Wunder beobachtet hätte; daß es demnach ein Vergnügen ſeyn müßte, ihn erzehlen zu hören, und daß es keine Noth hätte, als ob er ſich würde das Kaninichen-Fleiſch gelüſten laſſen, denn er glaubte als ein guter Bramine, die Verwandlung der Seelen, und genöße deswegen niemals einer Koſt, welche lebendig geweſen wär. Dieſe ſchöne Rede bewegte die Verſamlung. Vergeblich ließ ein alter verſchlagener Kopf darunter ſich vernehmen, der ein Gelehrter unter dieſem Volck war, daß man ſo leicht hier nicht trauen

ſolte, weil ihm der ernſthafte Philoſof nicht wenig verdächtig vorkäme; Man gieng, ſeiner ungeacht, dem Braminen das Compliment zu machen, welcher gleich, zum freundlichen Grus, ſieben oder acht dieſer unglückſeligen Leute erwürgte. Damit ſchlupften die andern hurtig wieder in ihre Löcher, nicht wenig erſchrocken, und eben ſo beſchämt über ihren begangenen Fehler. Dom Mittis, oder der Herr Kater, kam wieder an die Oefnung der Höhle, und proteſtirte mit der aufrichtigſten Art von der Welt, daß er die Mordthat ganz wider ſeinen Willen, und aus äuſſerſter Noth gedrungen, begangen hätte. Er wolte hinfüro von andern Thieren leben, und mit ihnen eine ewige Bündniß ſchlieſſen. Darauf lieſſen ſich die Kaninichen in Unterhandlung ein, ohne jedoch ſich ſeinen Pfoten blos zu ſtellen. Die Unterhandlung dauerte lang, man hält ihn auf. Unterdeſſen ſchleicht ſich ein Kaninichen, das hurtig auf den Beinen war, hinten aus dem Loch heraus, und gieng zu einem benachbarten Schäfer, der ſonſt damit ſeine Kurzweil hatte, die Kaninichen in einem Teich zu fangen, und ſie mit Wachholder-Beeren zu nähren. Der Schäfer, ganz erzörnt auf den verwegenen Kater, der ein ſo nützliches Volck vertilgen wolte, lauft mit Bogen und Pfeilen hurtig hinzu: er ſah den Kater, der auf nichts, als auf ſeine Beute lauerte, und ſchoß ihn mit ſeinen Pfeilen nieder. Der ſterbende Kater brach darauf in dieſe letzte Worte aus: Wer einmal betrogen hat, der findet keinen Glauben mehr bey niemand; man wird gehaßt, gefürcht, und verwickelt ſich endlich in ſeine eigne Netze.

Die *XIX*. Fabel.

Die zwey Mäuſe.

Eine Maus, welche des Lebens überdrüßig war, daß ſie ſo immerfort in Gefahr und in Furcht, wegen denen Mittis und Rodilardus ſchweben mußte, welche unter dem Maus-Volck ein ſo groſes Blut-Bad anrichteten, rief ihrer Gevatterin, welche ſich in einem Loch in der Nachbarſchaft befand. Ich habe, ſagte ſie, einen guten Einfall gehabt. Ich las dieſer Tagen in einem gewiſſen Buch, woran ich nagte, daß ein gewiſſes ſchönes Land ſoll ſeyn, mit Namen, Indien, worinnen unſere Nation beſſer gehalten wird, und ſicherer ſeyn ſoll, als allhier. In dieſem Land lehren die Weiſen, daß die Seele einer Maus vor dieſem ſoll die Seele eines groſen Feld-Oberſten, eines Königes und eines wunderwürdigen Fackirs geweſen ſeyn, und daß ſie nach dem Tod der Maus könte in den Leib eines ſchönen Frauenzimmers, oder eines groſen Pendiars kommen, wenn ich mich recht beſinne, ſo heißet ſolches Metamphycoſis. In dieſer Meynung tractiren ſie alle Thiere mit einer brüderlichen Freundlichkeit; Man ſiehet ganze Spitäler von Mäuſen, die man daſelbſt in die Koſt thut, und als Leute von groſer Wichtigkeit zu unterhalten pflegt. Kommet, meine Schweſter, laßt uns in ein ſolches Land reiſen, wo eine ſo ſchöne Policey iſt, und wo man uns nach Verdienſten zu begegnen weiß. Die Gevatterin antwortete ihr: Allein,

meine Schweſter, kommen dann keine Katzen in die Spitåler? Wann dieſes wår, ſo wůrden ſie in kurzer Zeit eine Menge Metamphycoſes oder Verwandlungen machen: ein einziger Biß mit ihren Zåhnen, oder ein Streich mit ihren Pfoten wůrde einen Kønig oder Fackire machen: Ein Wunder, deſſen wir ſehr gern ůberhoben ſeyn werden. O fůrchtet dieſes nicht, ſagte die erſte; Es iſt in dieſem Land eine trefliche Ordnung: die Katzen haben ihre Håuſer, wie wir die unſerigen, und ſie haben auch ihre Spitåler fůr ihre Krancken, welche abgeſondert ſind. Nach dieſer Unterredung machten ſich unſere beyde Måuſe miteinander auf den Weg, ſie begaben ſich auf ein Schiff, welches eine weite Reiſe zu thun hatte, indem ſie ſich des Abends vorher auf dem Ancker-Seil hinůber machten. Man ſeegelt ab: ſie ſind voller Freuden, daß ſie nun auf dem Meer entfernt von der abſcheulichen Erde waren, auf welcher die Katzen eine ſolche Tyranney ausůbten. Die Schiffahrt gieng glůcklich von ſtatten: ſie kamen nach Surata, nicht wie die Kaufleute daſelbſt groſe Schåtze zu ſamlen; ſondern nur, um von denen Indianern wohl tractiret zu werden. Kaum waren ſie in ein Haus getreten, worinnen die Måuſe verpfleget wurden, ſo wolten ſie darinn die obere Stellen haben. Die eine gab vor, wie ſie ſich noch erinnerte, daß ſie vordeme, auf denen Malabariſchen Kůſten, ein berůhmter Bramine geweſen wår; Die andere verſicherte fůr ganz gewiß, daß ſie in demſelbigen Land eine ſchøne Dame mit langen Ohren geweſen ſey. Sie machten ſich damit ſo breit, daß die Indianiſche Måuſe ihren

Hochmuth

Hochmuth nicht mehr vertragen konten. Da gab es einen einheimiſchen Krieg; Man ſtürmte ohne Barmherzigkeit auf dieſe beyde Fremdlinge los, welche andern wolten Geſetze vorſchreiben. An ſtatt von denen Katzen verzehret zu werden, wurden ſie von ihren eigenen Schweſtern ums Leben gebracht. Man mag ſo weit gehen, als man will, um die Gefahr zu vermeiden, wo man nicht beſcheiden und vernünftig iſt, da ſuchet man aller Orten nur ſein eigen Verderben.

Die XX. Fabel.

Die Verſamlung der Thiere, um einen König zu wählen.

Nachdem der Löwe geſtorben war, kamen alle Thiere hinzugelauffen, um die Löwin, deſſen Witwe, zu tröſten, welche mit ihrem Geſchrey die Berge und Wälder erfüllete. Da ſie nun alleſamt derſelben ihr Compliment gemacht hatten, begunten ſie die Wahl eines neuen Königs: die Crone des Verſtorbenen war in der Mitte der Verſamlung ausgeſezt. Der junge Löwe war noch zu klein, und zu ſchwach, um das Reich über ſo viele ſtolze Thiere zu erhalten. Laſſet mich wachſen, ſprach er, ich werde ſchon regieren, und mich fürchten machen können, wenn die Reihe wird an mich kommen. Unterdeſſen will ich die Geſchichten von denen ſchönen Thaten meines Vaters leſen, um demſelben dermahleins darinn nachzuahmen. Was mich anlangt, ſagte der

Leopard, ſo verlang ich gecrönet zu ſeyn, dann ich gleiche dem Löwen mehr, als alle Prätendenten. Ich aber, ſprach der Bär, behaupte, daß man mir Unrecht gethan hat, da man mir den Löwen vorzog. Ich bin ſtarck, muthig, und eben ſo reiſſend, wie der Löwe; ja ich habe noch einen beſondern Vortheil vor ihm darinn voraus, daß ich kan auf die Bäume klettern. Ich laſſe euch urtheilen, meine Herren, fieng darauf der Elephant zu reden an, ob mir wohl einer den Ruhm kan ſtrittig machen, das gröſte, das ſtärckſte und das anſehnlichſte unter allen Thieren zu ſeyn. Ich bin das alleredelſte und ſchönſte unter allen, ſagte darauf das Pferd. Ich aber, verſezte der Fuchs, bin das allerliſtigſte; und ich das hurtigſte im Lauffen, ließ ſich der Hirſch vernehmen. Wo werdet ihr, ſprach der Affe, einen artigern und luſtigern König finden, als mich? Ich werde meinen Unterthanen täglich neue Ergötzlichkeiten verſchaffen; Ich gleiche auch überdem dem Menſchen am meiſten, welcher der wahre König in der ganzen Natur iſt. Worauf der Papogay folgendergeſtalt ſich vernehmen ließ: Weil du dich rühmeſt, dem Menſchen ähnlich zu ſeyn, ſo kan ich mich gleicher Vorzüge rühmen; Du gleicheſt ihm nur allein durch dein garſtiges Geſicht und durch etliche lächerliche Grimaſſen; Was mich aber betrift, ſo gleich ich ihm in der Stimme, welche das Kennzeichen der Vernunft und die gröſte Zierde des Menſchen iſt. Schweige, du leichtfertiger Schwätzer du, antwortete der Affe, du redeſt, es iſt wahr, aber nicht wie der Menſch; du ſchwätzeſt immer einerley, ohne daß du weißt, was du ſprichſt.

ſprichſt. Die Verſamlung hatte ihr Geſpött über dieſe beyde böſe Copiſten der Menſchen; und man gab die Crone dem Elephanten, weil er zugleich Stärcke und Weisheit beſaß, ohne die Grauſamkeit der wütenden Thiere, noch die thörichte Eitelkeit von ſo vielen andern zu haben, als welche jederzeit wollen für etwas angeſehen ſeyn, das ſie doch nicht ſind.

Die *XXI.* Fabel.

Der Affe.

Es war kaum der Schatten eines alten böſen Affens, da er geſtorben war, in dem Reich des Pluto angekommen, ſo verlangte er ſchon wieder zu denen Lebendigen zurück zu kehren. Pluto wolte ihm den Leib eines ſchweren und tummen Eſels anweiſen, und ſeine Liſt, ſeine Lebhaftigkeit und ſeine Bosheit dadurch zu beſtrafen. Allein er machte ſo viele kurzweilige und luſtige Sprünge, daß der ſonſt unbewegliche König der Höllen ſich nicht des Lachens enthalten konte; Er ließ ihm alſo die Wahl zu ſeiner Standes-Veränderung: er bat ſich demnach den Leib eines Papogayen zur Wohnung aus. Zum wenigſten, ſprach er, erhalt ich dadurch einige Gleichheit mit denen Menſchen, dem ich ſo lang nachgeahmet hatte. Als ich ein Affe war, macht ich ſolche Grimaſſen, wie ſie, und als Papogay werde ich mich in ihre artigſte Geſpräche miſchen. So bald die Seele des Affens dieſes neue Handwerck trieb,

kaufte ihn eine alte geſchwätzigte Frau. Er war ihre gröſte Ergötzlichkeit: ſie ſetzte ihn in einen ſchönen Kefig; Er hatte die niedlichſte Tafel, und plauderte den ganzen Tag mit ſeiner alten Närrin, welche keine vernünftigere Sachen vorbrachte, als er. Er fügte zu ſeinem neuen Talent jedermann den Kopf voll zu ſchreyen, noch etwas von ſeiner alten Profeßion. Er bewegte ſein Köpfgen auf eine lächerliche Art. Er knackte mit ſeinem Schnabel; er ſchäckerte mit ſeinen Flügeln, und machte mit ſeinen Pfoten allerhand Sprünge, die noch ſeine alte Fratzen vorſtelleten. Die Alte nahm alle Augenblick ihre Brille, um ihn zu bewundern. Sie ärgerte ſich gewaltig, daß ſie ſchon ein wenig taub war, und deswegen verſchiedene Worte von ihrem Papogay verlohr, deſſen Verſtand ſie mehr als menſchlich fand. Der Papogay wurde dadurch verzogen, und begunte liederlich, unverſchämt und närriſch zu werden. Er lärmte ſo ſehr in ſeinem Kefig, und ſoff mit der Alten ſo viel Wein, daß er darüber ſtarb. Damit kam er wieder zu dem Pluto, welcher ihn vor dißmal in den Leib eines Fiſches wolte einquartiren, um ihn ſprachlos zu machen; allein er wußte abermals durch ſeine Poſſen ſich dem König der Schatten gefällig zu machen; und die Fürſten widerſtehen nicht leicht denen Bitten kurzweiliger Räthe, die ihnen ſchmeicheln: Pluto vergönnte ihm alſo in den Leib eines Menſchen zu fahren; weil aber doch dieſer Gott ſich ſchämte, ihn in den Leib eines klugen und tugendſamen Menſchen zu ſchicken, ſo beſtimte er denſelben für einen langweiligen und verdrießlichen Redner, welcher

log,

log, ſich immer ſelbſt berühmte, lächerliche Gebehrden machte, über jederman ſpottete, die artigſte und vernünftigſte Geſpräche ſtöhrte, um nichts als die gröbſte Thorheiten vorzubringen. Mercurius, der ihn in dieſem neuen Stand erkante, ſprach zu ihm im lachen: Ho, ho, ich kenn dich ſchon, du biſt nichts anders als ein zuſammen geſezter Affe und Papogay, welche ich vor dieſem geſehen habe. Wer dir deine Gebehrden und deine Worte nehmen ſolte, die du auswendig, ohne Verſtand, gelernet haſt, der würde dir gar nichts laſſen. Aus einem artigen Affen und aus einem guten Papogay kan man nichts anders als einen närriſchen Menſchen machen. O wie viel Menſchen ſind in der Welt, welche durch ihre Grimaſſen und ein wenig Geplauder ſich ein groſes Anſehen geben, und doch weder Vernunft noch Klugheit beſitzen.

Die XXII. Fabel.

Die zwey junge Löwen.

Zwey junge Löwen wurden zuſammen in einem Wald aufgezogen: ſie waren von einem Alter, von einerley Gröſe, von gleicher Stärcke. Der eine wurde auf der Jagd des groſen Mogols in einem Netz gefangen: der andere blieb auf denen hohen und unzugänglichen Gebürgen. Der Gefangene wurde nach Hof gebracht, wo er ſehr köſtlich lebte: man gab ihm täglich ein Scha zu

verzehren, er ſchlief in einem beſondern Zimmer, wo man ſich angelegen ſein ließ, ihn weich zu betten. Ein Beſchnittener muſte ihm täglich zweymal die lange goldene Haare kämmen. Wie er zahm war, liebkoſete ihm öfters der König ſelbſt, er war fett, glatt, rund, und hatte ein ganz prächtiges Anſehen; dann er trug ein goldenes Halß-Band, und an ſeinen Ohren hiengen Perlen und Diamanten: Er verachtete alle andere Löwen, welche in denen benachbarten Zimmern ſich befanden, die nicht ſo ſchön, wie das ſeinige waren, und welche nicht in ſolcher Gnade ſtunden, wie er. Dieſe Glückſeligkeiten machten ihm das Herze ſchwellen; Er meynt, eine Perſon von groſer Wichtigkeit zu ſeyn, weil man ihm ſo viele Ehre anthat. Der Hof, woran er Figur machte; flößte ihm die daran gewöhnliche Ehrſucht ein. Er meynte, er wäre nun wircklich ein Held worden, wann er in denen Wäldern ſich aufgehalten hätte. Eines Tags floh er, weil man ihn nicht mehr an Ketten legte, in den Wald, und kam in das Land, wo er war gebohren worden. Es war eben damals der König von der Nation der Löwen mit Tod abgangen, und man verſamlete die Staaten, um einen Nachfolger zu wehlen. Unter vielen Prätendenten war einer, der alle andere an Stolz und Tapferkeit übertraf; dieſes war der andere junge Löwe, der nicht aus ſeiner Wüſteney gekommen war; dieſer hatte, mittlerweile daß ſein Mitgeſell ſein Glück bey Hof gemacht hatte, öfters ſeinen Muth durch einen grauſamen Hunger geübet: Er war nur allein gewohnt, ſich in denen gröſten Gefährlichkeiten und Kämpfen zu ernähren. Er zerriß ganze Heerden mit ſamt denen Schäfern;

Er

Er war mager, borſtig, entſetzlich: Feuer und Blut ſchimmerten in ſeinen Augen; er war leicht, hatte ſtarcke Nerven u. Sennadern, er war gewohnt zu klettern, und mit ſchneller Gewalt auf etwas loszugehen, unerſchrocken gegen die Wurf- und Bogen-Pfeile. Die beyde alte Cameraden traten gegen einander den Kampf an, um dadurch auszumachen, welcher von ihnen beyden der würdigſte ſey zu regieren; allein, eine alte Löwin, die klug und erfahren war, und deren Rathſchläge die ganze Republick in hohen Ehren hielte, war der Meynung, man ſolte demjenigen die Crone geben, der die Politic bey Hofe ſtudiret hatte. Verſchiedene murreten darüber, daß ſie eine ſtolze und wohllüſtige Perſon einem Kriegs-Helden vorziehen wolte, der durch Müh und Gefahr gelernet hätte, groſe Sachen auszuführen. Dem ungeacht ließ man den Rath der alten Löwin gelten, man ſezte den Löwen von Hof auf den Thron. Dieſer neue König verzärtelte ſich alſobald in denen Wohllüſten; er liebte nur den Pracht; er bediente ſich der Liſt und des Betrugs, um ſeine Grauſamkeit und Tyranney zu verbergen. Er wurde gehaßt, verſchmäht und verflucht. Da ſagte die alte Löwin: Es iſt Zeit, ihn vom Thron zu ſtoſſen. Ich wußte wohl, daß er nicht würdig war, König zu ſeyn; aber ich wolte, daß ihr einen verzärtelten und durch die Politic verdorbenen König haben mögtet, damit ihr deſto beſſer den Wehrt eines andern mögtet ſchätzen lernen, der das Königreich durch ſeine Gedult und durch ſeine Tapferkeit verdienet. Jetzo iſt es Zeit, einen mit dem andern ſtreiten zu laſſen. Alſobald brachte man ſie zuſammen in ein geſperrtes Feld,

wo die beyde Kämpfer der Verſamlung zum Schauſpiel dienten; allein das Schauſpiel währte nicht lang. Der weichliche Löwe zitterte, und hatte nicht das Herz, ſich gegen den andern zu ſtellen: er nahm ſchändlich die Flucht, und verbarg ſich. Der andere verfolgt und beſchimpfet ihn. Alleſamt ſchrien, man muß ihn erwürgen und in Stücken zerreiſſen. Nein, nein, antwortete der andere: Wenn man einen ſo verzagten Feind hat, ſo wär es eine Schande, ihn zu fürchten. Ich will, daß er lebe; er iſt nicht wehrt, daß er ſterbe. Ich werde wohl regieren können, ohne mich um ihn zu bekümmern. In Wahrheit, der tapfermüthige Löwe regierte mit Weisheit und Macht: Der andere war ſehr froh, daß er ihm nur dorfte die Aufwartung machen, um von ihm noch ein wenig Fleiſch zu bekommen, und ſein Leben in einem ſchändlichen Müßiggang hinzubringen.

Die XXIII. Fabel.

Die Bienen.

Ein junger Prinz gieng bey der Zurückkunft des Zephirs, wo die ganze Natur ſich neu belebet, in einem vortreflichen ſchönen Garten ſpatzieren. Er hörte ein ſtarckes Geräuſch, und ſah einen Bienen-Stock. Er näherte ſich dieſem Schauſpiel, welches für ihn etwas ganz neues war. Er bemerckte mit Verwunderung den Fleiß, die Sorgfalt und die Ordnung dieſer kleinen Republick.

Die

Die Zelten wurden aufgebaut, und bekamen ein ordentliches Anſehen. Ein Theil von denen Bienen erfüllten ſie mit ihrem ſüſen Nectar; die andere brachten Blumen, welche ſie unter allen Schätzen des Frühlings ausgeſucht hatten. Der Müßiggang und die Faulheit waren aus dieſem kleinen Staat verbannet: Alles war darinn in Bewegung, jedoch ohne alle Unordnung und Verwirrung; die Anſehnlichſten unter denen Bienen führten die andern an, dieſe gehorſameten ohne Murren und ohne Eiferſucht denen, die über ihnen waren.

Da nun der junge Prinz dieſe ihm unbekante Dinge alſo betrachtete, kam eine Biene, welche alle andere für ihre Königin halten, zu ihm hingeflogen, und ſagte ihm: Die Betrachtung unſerer Arbeit und unſers Betragens vergnüget euch; aber ſie ſoll noch mehr euch unterweiſen. Wir dulden unter uns keine Unordnung, noch Leichtfertigkeit: man achtet bey uns nur allein den Fleiß und ſolche Gaben, welche unſerer Republick nützlich ſeyn können. Die Verdienſte allein ſind die einzige Mittel zu hohen Ehren-Stellen zu gelangen. Wir beſchäftigen uns Tag und Nacht mit ſolchen Dingen, davon die Menſchen allezeit den Nutzen ziehen. Ich wünſche, daß ihr dermaleins ſeyn möget wie wir, und in dem menſchlichen Geſchlecht die Ordnung einführen, die ihr an uns bewundert.

Die *XXIV*. Fabel.

Die Biene und die Fliege.

Eines Tags ſah eine Biene eine Fliege an ihrem Stock. Was haſt du hier zu thun, fragte ſie dieſelbe mit einem wůtenden Thon. Es ziemet ſich wahrhaftig wohl fůr dich, du wůſtes Thier, dich unter die Kőniginnen der Luft zu wagen. Du haſt Recht, antwortete die Fliege darauf ganz kaltſinnig: man hat alzeit Unrecht, ſich einem ſo ſchwårmenden Volck zu nåhern, wie ihr ſeyd. Nichts iſt weiſer, als wir, ſagte die Biene; wir allein haben Geſetze und eine wohl eingerichtete Republick; wir langen nur den Saft aus wohlriechenden Blumen: wir machen nur den koſtbarſten Honig, der dem Nectar gleichet. Packe dich weg aus meiner Gegenwart, du ſchåndliche unverſchåmte Fliege, du thuſt nichts als Brummen, und deine Nahrung auf dem Unflat ſuchen. Wir leben, wie wir kőnnen, ſprach die Fliege: die Armuth iſt kein Laſter; wohl aber der Zorn: Ihr macht ſůſen Honig; euer Herz aber iſt immer bitter: ihr ſeyd klug in euren Geſetzen; aber ungeſtům in eurer Auffůhrung. Euer Zorn, der eure Feinde beleidiget, giebt euch den Tod, und eure thőrigte Grauſamkeit thut euch mehr Schaden als jemanden. Es iſt beſſer, weniger leuchtende Vortreflichkeiten und deſto mehr Beſcheidenheit zu haben.

Die *XXV*. Fabel.

Die Bienen und die Seyden-Würme.

Eines Tags ſtiegen die Bienen bis in den Olympus zu denen Füſen des Jupiters, um denſelben zu bitten, ſich derjenigen Sorgfalt zu erinnern, die ſie für ſeine Kindheit bezeiget, da ſie ihn mit ihrem Honig auf den Berg Ida genähret hatten. Jupiter wolte ihnen deswegen den erſten Rang unter allen kleinen Thieren zuſtehen. Minerva aber, als Vorſteherin der Künſte, ſtellte ihm vor, daß noch eine andere Gattung von Thieren wär, welche denen Bienen die Ehre nützlicher Erfindungen ſtrittig machte. Jupiter wolte ihren Nahmen wiſſen: Solches ſind die Seyden-Würme, antwortete ſie. Alſo bald befahl der Vater der Götter dem Mercur, auf denen Flügeln der angenehmen Zephyr einige Deputirten von dieſem kleinen Volck herbey zu bringen, um beyde Partheyen zu vernehmen. Die Abgeſandten von denen Bienen ſtellten die Süſigkeit des Honigs, als den Nectar des Menſchen, vor; erwehnte dabey ſeiner Nutzbarkeit und der ungemeinen Kunſt, womit er zubereitet würde. Hierauf rühmte ſie die Weisheit der Geſetze, welche die fliegende Republick der Bienen in Ordnung hielt. Kein andere Gattung von Thieren, ſagte die Rednerin, hat dieſen Ruhm, und dieſes iſt eine Vergeltung, daß ſie den König der Götter in einer Grotte genähret haben. Uberdem, fuhr ſie fort, ſo haben wir auch

einen kriegeriſchen Muth, wann der König unſere Völcker zum Streit aufmuntert. Solten wohl dieſe Würme, dieſes heßliche und verächtliche Ungeziefer, ſich unterſtehen, uns den Rang zu diſputiren? Sie können nichts als kriechen, mitlerweile wir durch einen edlen Flug uns erheben, und mit unſern vergüldeten Fittichen uns bis zu denen Sternen empor ſchwingen. Hierauf ließ ſich der Redner der Seyden-Würme folgendergeſtalt vernehmen: Wir ſind nur kleine Würme, es iſt wahr, und wir haben weder ſo viel Herzhaftigkeit Kriege zu führen, noch ſolche kluge Geſetze; allein, ein jeder von uns zeiget die Wunder der Natur, und verzehret ſich durch ſeine nützliche Arbeit. Ohne Geſetze leben wir im Frieden, und man ſieht niemals keine einheimiſche Kriege bey uns; mittlerweile daß die Bienen, bey jeder Veränderung ihres Königes, ſich einander ſelbſt ums Leben bringen. Wir haben die Tugend des Protheus, um die Geſtalt zu verändern. Bald ſind wir nur kleine Würme, die aus zwölf Ringen beſtehen, mit allerhand der lebhafteſten Farben durchlauffen, die man auf denen Blumen-Betten bewundert. Hernach, ſo ſpinnen wir, die Menſchen bis zum Thron mit unſerer Arbeit zu begleiten, und damit die denen Göttern geweihete Tempel auszuzieren. Dieſe ſo ſchöne und dauerhafte Bekleidungen ſind noch wohl des Honigs wehrt, der bald verdirbt. Endlich verwandeln wir uns in einen Dattel-Kern, der ſich regt und bewegt, und immerfort das Leben an ſich ſpüren läſt. Nach dieſen Wundern werden wir auf einmal in Fleder-Mäuſe verwandelt, und bekommen einen Glanz von den allerreichſten Farben. In

dieſem Stand weichen wir fürwahr denen Bienen, um uns mit einem kühnen Flug bis nach dem Olympus zu erheben. Urtheilet nun, o Vater der Götter! Jupiter, der ſehr zweifelhaft war, was er in dieſer Sach für einen Spruch geben ſolte, erklärte ſich endlich dahin, daß die Bienen den erſten Rang behalten ſolten, wegen ihren alten Rechten, die ſie bisher beſeſſen hatten. Wie ſolte ich ſie, ſprach er, herunter ſetzen? Ich bin ihnen allzuſehr verbunden; allein ich glaube, daß die Menſchen denen Seyden-Würmen mehr ſchuldig ſind.

Die *XXVI.* Fabel.

Vom Kautz.

Ein junger Kautz, der ſich hatte in einer Quelle geſehen, und ſchöner fand, ich ſage nicht, wie der Tag, dann er fand ihn ſehr unangenehm, ſondern wie die Nacht, welche für ihn die gröſte Annehmlichkeiten hatte, ſprach bey ſich ſelbſt: Ich habe denen Gratien geopfert: Venus hat über mich in meiner Geburt ihren Gürtel gelegt; die zärtliche Liebes-Götter, die nur Schmerz und Lachen begleitet, hüpfen um mich herum, um mir zu liebkoſen. Es iſt Zeit, daß der blonde Hymen komme, und mir ſo liebreizende Kinder gebe, wie ich; ſie werden die Zierde der Wälder und die Luſt der Nacht ſeyn. Würde es nicht Schade darum ſeyn, wann das alte Geſchlecht der allervollkommenſten Vögel ausſterben ſolte? Glückſelige

Braut,

Braut, die ihr Leben zubringen wird, mich zu ſehen! In dieſen Gedancken ſandte er die Krähe zu dem Adler, dem König der Lüfte, bey demſelben um deſſen Tochter, einer kleinen Adlerin, die Anwerbung zu thun. Die Krähe hatte Mühe, ſich zu dieſer Geſandſchaft zu bequemen: Ich werde übel empfangen werden, ſprach ſie, eine ſo übel ſich zuſammen ſchickende Heyrath vorzuſchlagen. Wie? der Adler, der ſo kühn ſeine Blicke in die Sonne ſchieſſen läſſet, der ſolte ſich mit euch vermählen, der ihr doch nicht einmal die Augen eröffnen könnet, dieweil es Tag iſt? Dieſes iſt ein Mittel, daß die zwey Vermählte niemals beyſammen werden ſeyn; Eines wird den Tag, das andere die Nacht ausgehen. Der Kautz, ſtolz und verliebt in ſich ſelbſt, wolte nichts hören. Die Krähe, um ſie zu befriedigen, gieng und begehrte für ihn die Adlerin. Man ſpottete über den närriſchen Antrag; der Adler antwortete: Wann der Kautz mein Tochtermann ſein Will, ſo mag er bey dem Aufgang der Sonnen zu mir komen, und mich mitten in denen Lüften begrüſſen. Das Käutzlein, das groſe Meynungen von ſich hatte, wolte es thun. Seine Augen aber wurden alſobald durch die Strahlen der Sonnen geblendet, und fiel von oben aus der Luft auf einen Felſen. Alle Vögel warfen ſich auf ihn, und riſſen ihm ſeine Federn aus. Er war noch ſehr glücklich, daß er ein Loch fand, um ſich darinn zu verbergen, und die Nacht-Eule zu heyrathen, die für ihn eine würdige Gemahlin abgab. Ihre Hochzeit wurde in der Nacht gefeyret, und ſie fanden ſich eines das andere ſehr ſchön und ſehr angenehm. Man muß nichts ſu-

chen,

chen, das über uns iſt, noch ſich mit ſeinen Vortheilen ſchmeicheln.

Die *XXVII.* Fabel.

Von dem Schäfer Cleobulus und der Nymphe Phidile.

Ein in Gedancken ſich quälender Schäfer trieb ſeine Heerde auf die beblümte Ufer des Fluſſes Achelous. Die Faunen und die Satyren, welche in denen benachbarten Wäldern verborgen ſich aufhielten, danzeten nach dem ſüſen Schall der Flöte auf dem Graſe: Dieſe unter denen Wellen verborgene Nayaden kamen herbey, und huben ihre Häupter aus dem Schilf empor, um ihre Lieder anzuhören. Achelous ſelbſt ſtüzte ſich auf ſeinen abhängenden Krug, und zeigte ſeine Stirne, wo ſeit dem, daß er mit dem groſen Hercules ſich gerauffet hatte, ihm nur das eine Horn noch übrig geblieben war: Dieſe Muſic vertrieb eine kurze Zeit die Schmerzen dieſes überwundenen Gottes. Der Schäfer fande ſich wenig gerühret, allhier die Nayaden zu ſehen, welche ihn bewunderten. Er gedachte nur an die Schäferin Phidile, ſie war einfältig, aufrichtig, ohne einigen Puz: ſie hatte nichts von einem verführiſchen Glanz, damit das Glück zu ſchimmern pflegt: die Gratien hatten ſie allein mit ihren eignen Händen ausgeſchmückt. Sie gieng aus ihrem Dorf, in Meynung ihre Schafe zu weyden. Sie allein wußte nicht, daß

ſie ſchön war. Alle andere Schäferinnen waren darüber eiferſüchtig. Der Schäfer liebte ſie, und war zu blöd, es ihr zu ſagen. Was er am meiſten an ihr liebte, war diejenige einfältige und ernſtliche Tugend, womit ſie ihre Liebhaber von ſich abwies, welches die ſchönſte Reitzung ihrer Schönheit gab; allein die Liebe, welche ſinnreich iſt, findet leicht diejenige Kunſt, etwas vorzuſtellen, das man ſich nicht unterſtehet, offenherzig zu ſagen. Er ſang demnach alle die lieblichſte Lieder, um eines zu finden, welches ſeine Schäferin rühren könte. Sie wußte, daß ſie die Tugend der Helden liebte, welche ſich einen groſen Ruhm durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er beſang deswegen unter einem andern Nahmen ſeine eigene Begebenheiten; dann zu derſelben Zeit waren die Helden ſelbſt noch Schäfer, und verachteten keineswegs den Hirten-Stab. Er ſang demnach folgender Geſtalt:

Da Polynice gieng die Stadt Thebe zu belagern, um ſeinen Bruder Etheocles vom Thron zu ſtürzen, erſchienen alle Könige von Griechenland in Waffen, und ſtieſſen mit ihren Wagen gegen die Belagerten. Adraſtus, der Schwieger-Vater des Polynice, warf die Soldaten und ihre Haupt-Leute zu Boden, wie eine ſcharfſchneidende Sichel die zeitige Früchte abwirft. Auf der andern Seiten kam der göttliche Amphiräus, der ſein Unglück hatte voraus geſehen, er mengte ſich in den Streit, und wurde auf einmal von der Erde verſchlungen, die ihren Abgrund eröfnete, um ihn in die dunckele Gegenden des Stix hinab zu ſtürzen. In ſeinem Fall beklagte er ſein Unglück, daß er ein ungetreues Weib hatte. Nicht weit davon ſah man die beyde

Brü-

Brůder, Sőhne des Oedipus, die ſich mit Wuth einander angriffen. Sie rollten ſich im Sand herum, wie der Leopard und der Tyger, die ſich zwiſchen denen Felſen des Caucaſus zerreiſſen; ein jeder ſchien nach dem Blut ſeines Bruders zu důrſten. Wåhrend dieſes grauſamen Schauſpiels, kåmpfte Cleobulus mit einem tapfern Thebaner, welchen der Gott Mars ſchier unůberwindlich gemacht hatte. Der Pfeil des Thebaners, durch denſelben Gott geleitet, durchſtach den Halß des Cleobulus, welcher ſich hurtig umkehrte; indem ſties ihn Cleobulus ſeinen Wurfſpieß bis in die Eingeweide; das Blut des Thebaners riſſelt aus ſeinen Wunden. Seine Augen verdunckelen ſich, ſein gutes Anſehen und ſein Hochmuth verlaſſen ihn, der Tod beraubt ihn aller Schőnheit; ſeine junge Gemahlin ſtehet auf einem hohen Thurn, ſiehet ihn ſterben, und iſt darůber untrőſtbar. In ſeinem Unglůck, find ich, daß er glůcklich war, indem er geliebt und beklaget wurde: Ich wůrde, wie er, vergnůget ſterben, wenn ich auf gleiche Art kőnte geliebet werden. Worzu dienen uns die Tapferkeit und die Ehre der allerruhmreichſten Thaten? Worzu dienet die Jugend und die Schőnheit, wenn man nicht gefallen, noch dasjenige růhren kan, was man liebet?

Die Schåferin, welche ein ſo zårtliches Lied mit Aufmerckſamkeit angehőret hatte, begriff gar leicht, daß dieſer Schåfer Cleobulus der Uberwinder des Thebaners ſey. Sie wurde empfindlich, daß er bey denen Annehmlichkeiten, die ſeine Geſtalt zierten, und bey dem Leiden, welches er ihr zu erkennen gab, auch ſolchen Ruhm erlanget hatte.

Sie gab ihm ihre Hand und ihr Herz. Ein glückſeliges Band vereinigte ſie beyde; ihr Glück aber wurde bald von denen benachbarten Schäfern und Feld-Göttern beneidet. Sie genoſſen bey ihrer Vereinigung, bey ihrer unſchuldigen Lebens-Art, und bey ihrer Land-Luſt, das ſüſe Schickſal des Philemons und der Baucis bis in das ſpäteſte Alter.

Die *XXVIII.* Fabel.

Chromys und Mnaſyle.

Chromys.

Dieſer Wald giebt die angenehmſte Erfriſchung: die Bäume ſind gros, die Aeſte dicht, die Gänge dunckel: man hört darinn nichts, als den Geſang der Nachtigallen, welche von ihrer Liebe ſingen.

Mnaſyle. Es finden ſich hier noch andere Schönheiten, welche noch reitzender ſind.

Chromys. Was dann? wilſt du von dieſen Bild-Säulen reden? Ich finde ſie eben ſo ſchöne nicht. Sehet hier eine, die ziemlich grob iſt.

Mnaſyle. Sie ſtellet einen Faunus vor; aber laſſet uns nicht davon ſprechen; dann du kenneſt einen von unſern Schäfern, der ſchon alles geſagt hat, was man davon ſagen kan.

Chromys. Wie dann! iſt es etwa der andere, der über dem Brunnen ſchwebet?

Mnaſyle. Nein, ich rede nichts davon: der Schäfer Lycidas hat ihn mit ſeiner Flöten beſungen, und ich werde mich wohl in Acht nehmen, etwas nach ihm zu loben.

Chromys. Was iſt es dann? Iſt es etwa dieſe Statua, die ein ſchönes Weibs-Bild vorſtellet?

Mnaſyle. Ja, ſie hat nicht das bäuriſche Weſen von denen beyden andern: Auch ſtellet ſie eine gröſere Gottheit vor. Es iſt Pomona, oder wenigſtens eine Nymphe. Sie hält in der einen Hand ein Horn des Uberfluſſes voll der allerſüſeſten Früchten des Herbſts: In der andern trägt ſie ein Geſchirr, woraus in der Menge allerhand Münz-Stücken heraus fallen; alſo hält ſie zu gleicher Zeit die Früchte der Erden, welche die Reichthümer der einfältigen Natur und diejenige Schätze ſind, denen die Kunſt der Menſchen einen ſo hohen Preiß beyleget.

Chromys. Sie hängt den Kopf ein wenig, warum dieſes?

Mnaſyle. Es iſt wahr: es komt daher, daß alle Figuren, die für erhabene Stellen gemacht, und von unten auf müſſen geſehen werden, beſſer ins Auge fallen, wenn ſie ein wenig vor ſich nach denen Anſchauern hängen.

Chromys. Was bedeutet dann dieſer Kopf-Putz? ſie iſt unſeren Schäfern unbekant.

Mnaſyle. Sie iſt doch ſehr natürlich, und deswegen nicht minder ſchön. Die Haare ſind auf der Stirne wohl getheilet, ſie hängen ein wenig in ungekünſtelten Locken nach der Seiten, und ſchlingen ſich hinten in einen Knopf.

Chromys. Und warum hat dieſes Kleid ſo viele Falten?

Dieſe Kleidung iſt eben ſo natürlich, ſie iſt mit einem Gürtel angeſchloſſen, damit die Nymphe deſto bequemer hier in den Wald ſpatzieren könne. Dieſe fliegende Falten formiren eine annehmlichere Art von Gewand, als enge und ausgeſchnittene Kleider: Die Hand des Künſtlers ſcheinet hier den Marmor recht erweicht zu haben, um darinn ſo zarte Falten zu machen. Ihr ſehet ſo gar die Blöſe unter dieſem Gewand; alſo ſehet ihr hier zuſammen die Zärtlichkeit des Fleiſches mit der Veränderung der Falten im Gewand.

Chrom. Ho, ho! ſehet da, du biſt recht gelehrt; allein, weil du doch alles weißt, ſo ſage mir auch: Iſt dieſes Horn des Uberfluſſes dasjenige des Achelous, das dem Hercules iſt geraubet worden, oder dasjenige von der Hindin Amalthea, die Säugamme des Jupiters auf dem Berg Ida?

Mnaſyle. Dieſe Frage iſt noch zu erörtern: Ich lauffe unterdeſſen wieder zu meiner Heerde. Guten Tag.

Weil folgendes Geſpräch von der Mahlerey mit der vorigen Materie eine Gleichheit hat, und ebenfalls von dem Herrn von Fenelon iſt verfertiget worden, ſo haben wir ſolche dieſen Fabeln mit beyfügen wollen. * Der Verfaſſer bezeiget darinn die Fähigkeit eines allgemeinen Geiſtes, der das Schöne und das Gute in allen Künſten nach ſeinem überaus feinen Geſchmack hat zu finden und zu beurtheilen gewußt. Wie man davon noch eine nähere Probe in ſeinen Geſprächen von der Beredtſamkeit findet, die bereits im Jahr zu 1723. in Teutſcher Sprach ſind herausgekommen.

Geſpräche von der Mahlerey.

Parrhaſius und Poußin.

Parrhaſius.

Es iſt ſchon eine geraume Zeit, daß man uns auf eure Ankunft hat Hofnung gemacht. Ihr müſſet ſehr alt geſtorben ſeyn.

Poußin. Ja; und ich habe noch bis in mein hohes Alter gearbeitet.

 Parrhaſius.

* Dieſes Geſpräch findet ſich hinten an dem Leben des berühmten Franzöſiſchen Mahlers, Mignard, welches im Jahr 1731. zu Amſterdam in Franzöſiſcher Sprache iſt heraus gekommen.

Parrhaſius. Man hat euch hier eine ziemlich vornehme Stelle an dem Haupt der Franzöſiſchen Mahlern aufbehalten: wenn ihr wäret unter die Italiäner gekommen, ſo würdet ihr euch noch in beſſerer Geſellſchaft ſehen. Allein, diejenige Mahler, die Vazari uns täglich rühmet, würden euch viel Streit verurſacht haben. Es ſind hier dieſe beyde Schulen, nemlich die Lombardiſche und die Florentiniſche, ohne von derjenigen zu ſprechen, welche hernach zu Rom aufgerichtet wurde. Alle dieſe Leute machen uns ohne Aufhören mit ihrer Eiferſucht viel zu ſchaffen. Sie hatten zu Schieds-Richtern ihrer Streitigkeiten den Apelles, Xeures, und mich erwählet. Aber wir würden mehr als Minos, Eacus und Radamant, zu thun haben, wenn wir ſie zuſammen vereinigen wolten. Ihre Eiferſucht erſtrecket ſich ſogar auch bis auf die Alten; denn ſie unterſtehen ſich, mit uns ſich zu vergleichen. Ihr Hochmuth iſt unerträglich.

Poußin. Man muß keine ſolche Vergleichung anſtellen; denn es iſt von eurer Arbeit nichts mehr übrig, um davon urtheilen zu können; und ich halte dafür, daß ihr auf denen Ufern des Styr keine Mahlereyen mehr verfertiget. Es iſt hier ein wenig zu danckel, um die Farben in ihr rechtes Licht, nach der Perſpective und nach der nöthigen Haltung eines vollkommenen Gemähldes aufzutragen. Eine Schilderey hierunten würde nichts als ein gutes Nacht-Stück abgeben: alles würde darinn voller Schatten ſeyn. Um wieder auf euch Alten zu kommen, ſo geb ich zu, daß das allgemeine Vorurtheil euch zu ſtatten komt. Man

hat Urſach zu glauben, daß ihr eure Kunſt, die mit der Bildhauerey eine Gemeinſchaft hat, zu gleicher Vollkommenheit werdet gebracht haben; und daß eure Mahlereyen denen Statuen des Praxiteles, des Scopas und des Phidias werden ähnlich geweſen ſeyn; Allein, wir haben nun nichts mehr von euch übrig: folglich iſt die Vergleichung nicht möglich. Hierdurch ſeyd ihr auſſer aller Anfechtung; und ihr haltet uns in Ehrfurcht. So viel iſt wahr, daß wir andre Mahler von der neuern Zeit, unſere beſte Wercke nach alten Muſtern, die wir in denen ausgeſchnitzten Bildwercken * fanden, haben zeichnen lernen. Dieſe ausgeſchnitzte Bildwercke, ob ſie gleich zu der Bildhauerey gehören, geben uns doch genug zu erkennen, mit welcher Feinigkeit man vor Alters zu mahlen pflegte; dann ſie ſind halbe Schildereyen.

Parrhaſius. Ich bin erfreut, an euch einen ſo unpartheylichen und beſcheidenen Mahler zu finden. Ihr könnet leicht begreiffen, wann Zeuxis ſolche Trauben mahlte, welche die kleine Vögel betrogen, daß die Natur mußte ſehr eigentlich darinnen vorgeſtellet geweſen ſeyn, um die Natur daſelbſt zu betrügen. Da ich hernach einen ſolchen Vorhang mahlte, daß die ſcharfe Augen des Zeuxis dadurch verführet wurden, ſo bekant er ſich überwunden. Sehet, wie weit wir dieſen ſchönen Irrthum gebracht haben. Nein, nein, es iſt fürwahr nicht ohne Urſach, daß die

* Nous devons nos meilleurs ouvrages aux modeles antiques, que nous avons étudié dans les bas-reliefs.

vergangene Zeiten uns gerühmt haben. Allein, ſagt mir auch etwas von eurer Arbeit. Man hat hier dem Phocion hinterbracht, daß ihr hättet ein ſchönes Gemählde gemacht, auf welchen er vorgeſtellet worden iſt. Dieſe Nachricht hat ihn erfreut. Iſt ſolche der Wahrheit gemäß?

Poußin. Allerdings; Ich habe ſeinen Cörper vorgeſtellet, wie zwey Sclaven ihn aus der Stadt Athen tragen. Sie ſchienen beyde ſehr betrübt, doch waren dieſer beyden ihre Schmerzen einander nicht gleich. Der eine von dieſen Sclaven iſt alt. Er iſt in ein ſchlechtes Gewand eingewickelt: die Blöſe der Arme und der Beine zeigen einen ſtarcken Menſchen, mit Nerven und Senn-Adern wohl bewachſen; Es iſt dieſes ein Fleiſch, das einen durch Arbeit ausgehärteten Cörper anzeigt. Der andre iſt jung, und iſt mit einem Rock bedecket, der ſehr künſtliche Falten wirft; beyde Stellungen ſind verſchieden bey dieſer gleichförmigen Handlung, und beyde Geſichter haben ein verſchiedenes Anſehen, ob ſie gleich beyde knechtiſch ſind.

Parrhaſius. Wohl; die Kunſt ahmet nie der Natur recht nach, wo ſie nicht auch dieſen unendlichen Unterſcheid in allem, was ſie hervorbringt, genau beobachtet. Allein, der Tod . . . . . .

Poußin. Der Todte iſt mit einem verworrenen Gewand bedeckt, worinn er eingewickelt iſt; Dieſes Gewand ſcheint ganz nachläßig und ſchlecht. Alles iſt in dieſem Gefolg ſo ausgedrückt, daß ſolches Mitleiden und Betrübniß erwecken kan.

Parrhaſius. Siehet man dann nichts vom Todten ſelbſt?

Poußin.

Poußin. Man beobachtet allerdings unter dieſem unordentlich verwickelten Gewand die Geſtalt des Hauptes und des ganzen Cörpers. Die Beine aber ſind entblöſet. Man bemercket auf denſelben nicht nur die blaſſe Farbe eines todten Fleiſches, ſondern auch die Steiffigkeit und die Schwere der ſich ſenckenden Glieder. Dieſe beyde Sclaven, welche den Leib auf dem Weg fortſchleppen, finden ſich längſt dem Weg groſe viereckigt gehauene Steine, deren einige noch auf denen anderen ſtehen, dergeſtalt, daß man den Umſturz von einigen ſehr prächtigen Gebäuden daſelbſt zu ſehen vermeynet. Der Weg ſelbſt iſt ſandigt und betretten.

Parrhaſius. Was habt ihr auf beyden Seiten gemahlt, um die Haupt-Perſonen zu begleiten.

Poußin. Auf der Rechten ſind zwey bis drey ſtarcke Bäume, deren Stämme rauh und knotigt ſind. Sie haben wenig Aeſte, das Grün iſt etwas fahl, und verlieret ſich in einer denckel-blauen Luft. Hinter dieſen langen Aeſten ſiehet man die Stadt Athen.

Parrhaſius. Auf der ander Seiten muß ein wohl ausgedruckter Gegenſtand ſeyn.

Poußin. Sehet ihn hier. Es iſt ein rauher holperichter Grund. Man bemercket daſelbſt Vertiefungen, welche in einem ſehr ſtarcken Schatten ſind, und ein felſigtes Gebürge in vollem Licht vorgeſtellet. Es zeiget ſich auch allhier ein Gebüſche, welches zimlich wild ausſiehet. Oben her iſt ein Weg, der in einen dicken und denckeln Wald führet. Ein überaus klarer Himmel

mel giebt dieſem dunckeln Grün noch eine neue Stärcke.

Parrhaſius. Wohl; ſehet, das iſt gut. Ich ſehe, daß ihr die groſe Kunſt der Farben innen habt, welche darinn beſtehet, Schatten und Licht wohl mit einander zu vermengen. *

Poußin. Oben über dieſem rauhen Grund iſt ein friſcher und zarter Waſen. Man ſiehet darauf einen Schäfer, der ſich auf ſeinen Schäfer-Stab ſtützet, und ſeine Augen auf ſeine Schafe, die ſo weiß ſind, als der Schnee, richtet; Man ſiehet ſolche hin und wieder irren, und im Graſe weyden. Hinter ihm liegt der Schäfer-Hund, und ſchläft. In dieſer Landſchaft bemercket man noch einen andern Weg, worauf ein Wagen, mit Ochſen beſpannet, fähret. Man bemercket eigentlich die Stärcke und die Laſt dieſer Thiere, die ihren Hals zur Erden ſincken laſſen, und ihr Fuhrwerck langſam fortziehen. Ein Mann, eines bäueriſchen Anſehens, geht vor dem Wagen her, und eine Frau gehet hinten drein, als eine treue Gefehrtin dieſes ſchlechten Bauers. Zwey mit Tüchern verhüllte Weibsbilder ſitzen auf dem Wagen.

Parrhaſius. Nichts giebt dem Auge ein ſüſeres Ergötzen, als dieſe Landſchafts-Mahlereyen. Wir haben dieſen Geſchmack noch von denen Poeten. Sie haben angefangen, in ihren Gedichten die ungekünſtelte Annehmlichkeiten der einfältigen Natur zu beſingen. Wir haben ihnen ſolches nachgethan.

* Le grand art des couleurs, qui eſt de fortifier l'une par ſon oppoſition à l'autre.

gethan. Die Zierrathen einer Landſchaft, wo die Natur ihre Schönheiten entdecket, machen eine weit lieblichere Schilderey, als aller herrliche Pracht, welchen die Kunſt anzugeben weiß.

Poußin. Man ſiehet ferner zur rechten Hand dieſes Wegs einen Reuter auf einem Iſabel-färbigten Pferd, in einem rothen Mantel verhüllet. Sowohl der Reuter, als das Pferd, hängen vor ſich über. Sie ſcheinen ſich voraus zu ſtrecken, um deſto ſchneller vom Weg zu rennen. Die Mähnen des Pferds, die Haare des Menſchen, ſein Mantel, alles iſt ſchwebend, und wird von dem Wind zurück geſtreifet.

Parrhaſius. Diejenige, die nichts als ſchöne Figuren machen können, ſind in der Kunſt nicht weiter, als bis auf das mittelmäßige gekommen. Man muß die bewegende Handlungen vorſtellen, die Bilder beſeelen, und die Leidenſchaften des Gemüths ausdrücken können. Ich ſehe, daß ihr in dem Geſchmack der Alten weit gekommen ſeyd.

Poußin. Mehr vorwärts ſiehet man einen grünen Waſen, an welchem ein ſandigter Grund ſtöſet. Drey menſchliche Figuren zeigen ſich hier auf dem Graſe: die eine iſt aufrecht, in ein weiſſes Kleide verhüllet, davon die groſe Falten vom Wind beweget werden. Die andre beyden ſitzen bey ihr an einem Waſſer, und eine davon ſpielet auf der Leyer. Oben auf dieſem Erd-Strich, der mit Gras bedecket iſt, zeiget ſich ein viereckigtes Gebäude, von einer glatten und edlen Bau-Art, mit Bild- und Blumen-Wercken ausgezieret. Dieſes war ſonder Zweifel das Grabmahl eines vornehmen Burgers, der vielleicht mit weniger

Tugend,

Tugend, obgleich in einem beſſern Glück, als Phocion, geſtorben war.

Parrhaſius. Ich vergeſſe nicht, daß ihr mir von einem Waſſer geſprochen habt. Iſt ſolches der Fluß bey Athen, Namens Iliſſus.

Poußin. Ja, er zeiget ſich zweymal auf beyden Seiten dieſes Grabmahls; Dieſes Waſſer iſt klar und rein. Der heitere Himmel, der in dieſem Waſſer ſich abdrucket, macht ſolches noch ſchöner. Solches iſt mit wachſenden Weyden-Bäumen, und andern kleinen Gebüſchen, umgeben, deſſen friſche Farben das Auge ergötzen.

Parrhaſius. Bishieher iſt alles nach Wunſch gerathen. Aber ihr habt noch etwas groſes und ſchweres vorzuſtellen. Hier erwarte ich euch.

Poußin. Und was?

Parrhaſius. Es iſt die Stadt. Hier müſſet ihr zeigen, ob ihr auch in denen Geſchichten erfahren seyd; Hier gilt es um die Lands-Art, um die Bau-Kunſt.

Poußin. Ich habe dieſe Stadt entworfen an einer abhängenden Höhe, um ſolche deſto füglicher ins Auge zu ſtellen. Die Gebäude ſind Berg-an hinter einander erhöhet, wie auf einer Schau-Bühne. Dieſe Stadt ſcheinet im erſten Anblick nicht gros: man ſiehet in der Nähe nur einen kleinen Theil davon; Allein, indem ſie ſich weit hinten aus ziehet, entdecket ſich ein weiter Umfang von Gebäuden.

Parrhaſius. Habt ihr dabey die Unordnung vermieden?

Poußin. Ich habe ſowohl die Verwirrung, als die Unordnung vermieden. Ich habe verſchie-

dene

dene ordentliche Gebäude angezeiget; allein ſie machen deswegen doch zuſammen eine angenehme Vermiſchung, wo alles an ſeiner natürlichen Stelle iſt. Alles entſcheidet ſich ohne Mühe. Alles vereiniget ſich, und macht zuſammen einen Cörper. Alſo iſt zwar, dem Schein nach, alles untereinander, in der That aber, wenn man es genauer unterſucht, iſt jedes in ſeiner Ordnung.

Parrhaſius. Habt ihr nicht vornenher etwas von einem Haupt-Gebäude gemacht?

Poußin. Ich habe zwey Tempel vorgeſtellet. Ein jeder hat einen ſo groſen Umfang, wie er haben ſoll, um den Bau des Tempels von andern Gebäuden, die um ihn herum ſtehen, deutlich zu unterſcheiden. Der Tempel zur rechten Hand hat ein Portal, welches auf vier groſen Corinthiſchen Säulen ruhet, mit einer Spitze und Bild-Säulen. Rings um dieſen Tempel hängen Feſtonen: ich habe damit ein Feſt, nach Anweiſung der Geſchichte, andeuten wollen. Mittlerweile daß man den Phocion aus der Stadt nach dem Holz-Stos bringet, ſiehet man das ganze Volck in Herrlichkeit und in Freuden um den Tempel herum, dasjenige groſe Feſt feyren, davon ich Meldung gethan. Obgleich dieſes Volck zimlich entfernet iſt, ſo bemercket man doch eigentlich ihre Freudens-Bezeigungen, die Götter zu verehren. Hinter dieſem Tempel ſiehet man einen groſen hohen Thurn, auf deſſen Spitze ſich das Bild einer Gottheit zeiget. Dieſer Thurn gleichet ſich einer dicken runden Säule.

Parrhaſius. Woher habt ihr dieſe Ideen genommen.

Poußin. Ich erinnere mich deſſen nicht eigentlich; Aber gewiß komt ſolche aus dem Alterthum. Dann ich habe niemals nichts dem Alterthum gegeben, das nicht von ſeinen Denckmahlen herrühret. Man ſiehet auch, nebſt dieſen Thurn einen Obeliſcus.

Parrhaſius. Und der andere Tempel, werdet ihr davon nichts ſagen?

Poußin. Dieſer andere Tempel iſt ein rundes Gebäude auf Säulen. Die Bau-Art ſcheinet über die maſſen prächtig. In dem Umfang bemercket man verſchiedene groſe Gebäude mit ſpitzigen Gipfeln. Einige Bäume benehmen davon einen Theil des Geſichts. Ich habe dadurch einen denen Göttern gewenheten Hayn andeuten wollen.

Parrhaſius. Wie ſiehet es dann in der Stadt ſelber aus?

Poußin. Ich habe wollen darinn die verſchiedene Zeiten der Athenienſiſchen Republick andeuten, nemlich deſſen einfältigen Anfang zu rechnen, bis auf die Zeiten ihrer Helden, und derſelben Pracht in denen darauf gefolgten Jahrhunderten, wo die Künſte geblühet haben. Ich habe demnach viele Gebäude, rund und viereckigt, mit einer regelmäſſigen Bau-Art; und viele andere, welche noch etwas bäuriſches und kriegeriſches zeigen, vorgeſtellet. Alles iſt hier ſeltſam. Man ſiehet nichts, als Thurn-Spitzen, hohe Mauren, kleine Gebäude, die ſchlecht und ungleich aufgeführet ſind. Was dieſe Stadt ſehr angenehm macht, iſt, daß alles darinn mit groſen Palläſten und mit Grünigkeiten untermenget iſt. Ich habe dieſe Grünigkeiten mit Fleiß mit untermengen wollen, um die geheiligte

Hayne

Hayne der Tempel, und diejenige Bäume, welche in denen Schulen und zwiſchen andern öffentlichen Gebäuden ſtunden, vorzuſtellen. Durchgehends hab ich mich in Acht genommen, keine Gebäude mit einzumengen, die einige Gleichheit mit denenjenigen von unſrer Zeit und von unſern Ländern hätten, um dadurch das Alterthum deſto leichter erkennen zu machen.

Parrhaſius. Dieſes alles iſt ſehr weislich beobachtet. Ich ſehe aber nicht den Acropolis; Habt ihr ihn vergeſſen? das wäre Schade?

Poußin. Mit nichten. Er iſt hinter der ganzen Stadt auf der Spitze des abhangenden Bergs. Man ſiehet unten zu deſſen Füſen ſehr groſe Gebäude, die mit Thürnen befeſtiget ſind. Der Berg iſt mit einem angenehmen Grün bedeckt. Die Veſtung hat einen groſen Umfang mit einem weiten Thurn, der bis in die Wolcken reichet. Ihr bemercket, daß die Stadt, die nach der lincken Seiten zu ihren Abhang hat, ſich unmercklich entfernet, und endlich zwiſchen einem ſehr denckeln Gehölze, wovon ich ſchon Erwehnung gethan habe, und zwiſchen einem kleinen Gebüſche ſich verliehret. Dieſes Buſchwerck ſtehet längſt dem Waſſer, und iſt bräunlich und danckel grün.

Parrhaſius. Ich habe noch nicht genug. Was habt ihr dann hinter dieſe Stadt gemacht?

Pouß. Eine tiefe Entfernung, wo man ein ſteiles und zimlich wildes Gebürge erblicket. Unter andern entdecket man hinter einem von dieſen ſchönen Tempeln und der da herum ſich befindenden Menge Volcks, davon ich geſprochen habe, einen ganz bloſen und abſcheulichen Felſen. Ich habe geglaubt,

ich müßte dieſer Stadt ein ſolches Anſehen geben, wie groſe und wohlgebaute Städte zu haben pflegen. In der Entfetnung aber hab ich eine gewiſſe wilde Schönheit ſpielen laſſen, um auch darinn der Geſchichte zu folgen, welche uns das Land um Athen herum, als eine rauhe und unfruchtbare Gegend beſchreibet.

Parrhaſius. Ich bekenne, daß meine Neugierigkeit ſehr vergnüget iſt, und ich würde für den Ruhm der alten Zeiten eiferſüchtig ſeyn, wenn man es über einen Künſtler ſeyn könte, der mit ſolcher Beſcheidenheit derſelben nachgefolget iſt.

Poußin. Erinnert euch wenigſtens, daß ich euch lang genug von meiner Arbeit geſprochen habe. Ich hab es gethan, um euch nichts abzuſchlagen, und um mich eurem Urtheil zu unterwerfen.

Parrhaſius. Nach ſo vielen Jahrhunderten habt ihr den Phocion mehr Ehre erwieſen, als ſein eigen Vaterland ihm zu der Zeit, da er geſtorben war, durch eine prächtige Leich-Begängniß, nicht hätte erweiſen können. Allein, laßt uns hier in dieſen Wald gehen, wo er ſich mit dem Timoleon und Ariſtides befindet, um demſelben ſo angenehme Nachrichten zu hinterbringen.

Leonard de Vinci und Poußin.

Leonard.

Eure Unterredung mit dem Parrhaſius macht hier in dieſer Unter-Welt eine groſe Bewegung; man ſagt für gewiß, daß er ſehr für euch eingenommen ſey, und daß er euch über alle Italiäniſch

liäniſche Meiſter vorausſetzet. Allein, wir werden ſolches nimmermehr zugeben ....

Poußin. Glaubt ihe dann, daß er ſo leicht einzunehmen ſey? Ihr thut ihm Unrecht: ihr thut euch ſelbſt Unrecht; mir aber erweiſet ihr allzu viel Ehre.

Leonard. Allein, er hat mir geſagt, er wüßte nichts ſo ſchönes, als die Schilderey, davon ihr ihm eine Beſchreibung gemacht habt. Zu was Ende ſo vielen groſen Leuten wider den Kopf ſtoſſen, um dadurch einen einzigen zu erheben, der ....

Poußin. Allein, warum glaubet ihr doch, daß man euch beleidiget, indem man andre lobet? Parrhaſius hat keine Vergleichung gemacht. Worum erzörnet ihr euch?

Leonard. Ja, wahrhaftig, ein kleiner franzöſiſcher Mahler, der ſich genöthiget ſahe, ſein Vaterland zu verlaſſen, und nach Rom ſich zu begeben, um allda ſein Brod zu verdienen, der ſoll ....

Poußin. Ho! wann ihr aus dieſem Thon reden wollet, ſo werdet ihr nicht das lezte Wort haben. Wohl, es iſt wahr, ich habe Francreich verlaſſen, und meinen Aufenthalt in Rom aufgeſchlagen, wo ich die alte Muſter ſtudiret hatte, und wo die Mahlerey höher gehalten wurde, als in meinem Vaterland. Allein, was thut ſolches zu meiner Verkleinerung? Ich wurde als ein Fremdling zu Rom bewundert. Und ihr, der ihr ein Italiäner waret, ſahet ihr euch nicht verbunden, euer Vaterland zu verlaſſen, obgleich darinn die Mahlerey am meiſten geehret wurde, um an dem Hof Franciſcus des Erſten zu ſterben.

Leonard. Ich mögte wohl eines von euren

Mahlereyen, nach denen Regeln, die ich in meinen Büchern erläutert habe, unterſuchen. Man würde gewiß ſo viele Fehler, als Pinſel-Striche darinn bemercken.

Poußin. Ich bins zufrieden. Ich will glauben, daß ich kein ſo groſer Mahler bin, wie ihr; aber ich bin mit meiner Arbeit auch weniger eiferſüchtig. Ich will euch von einem von meinen Gemählden die ganze Haltung vor Augen ſtellen; wenn ihr darinnen Fehler bemercket, ſo will ich ſie offenherzig bekennen; wenn ihr das gut heiſſet, was ich gemacht habe, ſo will ich euch dadurch nöthigen, mich ein wenig höher zu achten, als ihr thut.

Leonard. Wohlan, laßt uns ſehen. Aber ich bin ein ſcharfer Criticus, erinnert euch deſſen.

Poußin. Deſto beſſer. Stellet euch einen Felſen vor, der ſich auf der lincken Seiten einer Schilderey zeiget. Von dieſem Felſen ſiehet man eine reine klare Quelle flieſſen, welche, nachdem ſie durch ihren Abſturz einige kleine Wellen ſchlägt, ſich mitten durch eine Landſchaft ziehet. Ein Menſch, der daraus Waſſer ſchöpfen will, wird durch eine ungeheure Schlange geſchreckt. Die Schlange windet ſich um ſeinen Leib, und ſchlinget ſich durch verſchiedene Krümmungen um ſeine Arme und Füſe, drückt, vergift, und erſticket ihn. Dieſer Menſch iſt bereits todt. Er iſt ausgeſtreckt. Man ſiehet die Steifigkeit von allen ſeinen Gliedern. Sein Fleiſch überziehet eine ſchwarz-gelbe Todten-Farbe. Sein abſcheuliches Angeſicht zeigt einen grauſamen Tod.

Leon. Wann ihr uns keinen andern Gegenſtand vor die Augen mahlet, ſo iſt dieſes eine ſehr traurige Schilderey.

Poußin.

Poußin. Ihr werdet etwas ſehen, welches dieſe Traurigkeit noch vermehret. Dieſes iſt ein andrer Menſch, der ſich zu der Quelle nahet: er ſieht die Schlange, wie ſie den todten Menſchen umſchlungen hält. Er ſteht auf einmal ſtill. Der Fuß bleibt aufgehoben, der eine Arm reicht in die Höhe, der andre ſenckt ſich nieder; beyde Hände aber öfnen ſich, und zeigen ſeinen Schrecken und ſein Entſetzen.

Leonard. Dieſer andre Gegenſtand, ſo traurig er auch iſt, belebet gleichwohl die Schilderey, und macht, daß man ein gewiſſes Vergnügen empfindet, welches demjenigen nicht ungleich iſt, ſo bey denen Zuſchauern der alten Trauer-Spielen erwecket wurde, worinnen alles Schrecken und Mitleiden einflöſet; allein, wir werden bald ſehen, ob ihr habt ..!.

Poußin. Gut! gut! ihr beginnet ein wenig leutſeliger zu werden; darum höret, was folgt, wann es euch beliebt; Ihr mögt nach euren Grund-Regeln urtheilen, wann ich werde alles geſagt haben. Gleich dabey iſt ein groſer Weg, da erſcheinet eine Frau, die den erſchrockenen Menſchen ſiehet, ohne dabey den todten Menſchen zu beobachten, weil derſelbe in einer Vertiefung liegt, dergeſtalt, daß das Erdreich zwiſchen ihr und der Quelle gleichſam einen Vorhang abgiebet. Der Anblick dieſes erſchrockenen Menſchen verurſacht bey ihr einen Gegen-Schrecken. Dieſe beyderley Schrecken ſind, wie man ſagt, ſo vorgeſtellet, wie die Leidenſchaften wircklich ſind. Die heftigen machen ſprachlos; die andern brechen in Klagen aus. Das Entſetzen dieſes Mannes macht ihn unbeweglich: dasjenige der Frauen iſt nicht ſo gros, und wird durch eine Verziehung ihres Geſichts abgezeichnet. Man beobachtet

tet an ihr die Furcht einer Frauen, die nichts kan zurück halten, die ihren ganzen Schrecken ausdrückt, die ſich von demjenigen, was ſie fühlet, ganz hinreiſſen läßt; Sie ſinckt zur Erden, ſie läßt fallen, und vergißt, was ſie trägt; Sie ſtreckt die Arme von ſich, und ſcheinet zu ſchreyen. Iſt es nicht wahr, daß dieſe verſchiedene Staffeln der Furcht und des Schreckens ein gewiſſes Spiel machen, welches rühret und gefällt?

Leonard. Ich geb es zu. Was ſoll aber dieſe Abbildung vorſtellen? Soll es eine Geſchichte ſeyn? Mir iſt ſie nicht bekannt. Es iſt vielmehr eine Fantaſie.

Poußin. Es iſt eine Fantaſie. Dergleichen Arbeiten ſchicken ſich ſehr wohl für uns, wo anders die Erfindung ordentlich iſt, und von der wahren Natur in nichts abgehet. Man ſiehet auf der lincken Seiten einige groſe Bäume, die ſehr alt ſcheinen, und ſo wie die alten Eichen, die vor dieſem ſind für die Gottheiten des Lands gehalten worden. Ihre ehrwürdige Stämme bekleidet eine rauhe und herbe Rinde; hinten zeiget ſich in einer Entfernung ein liebliches junges Gehölze: dieſes Gehölze hat ein überaus friſches und angenehmes Grün. Man wünſchet darinnen zu ſeyn. Man bildet ſich ein, es wär ein hitziger Sommer, welcher vor dieſem geheiligten Wald eine Ehrfurcht bezeiget. Dieſer ſtehet längſt einem klaren Waſſer, und ſcheinet ſich darin zu bewundern. Man ſiehet auf einer Seiten ein finſtres Grün, und von der andern ein hell-ſchimmerndes Gewäſſer, worin das lichte Blau eines heitern Himmels ſich abwirft. In dieſem Waſſer zeigen ſich verſchiedene Sachen, welche das Aug ergötzen, um ſolches

von demjenigen abzuziehen, was hier erſchreckliches abgebildet iſt. Vornen auf der Schilderey iſt alles traurig; allein im Grund iſt alles ruhig, ſüß und angenehm. Hier ſiehet man junge Leute, die ſich baden, und ſchwimmend mit einander ſcherzen; dort ſind Fiſcher in einem Kahn, der eine hängt ſich vorwärts, und ſcheinet, als ob er fallen wolte, indem er das Netz herbey ziehet; Zwey andere hängen hinterwärts, und rudern mit Macht. Andere ſtehen am Ufer des Waſſers, und ſpielen. Andere ſpatzieren auf einem friſchen Waſen auf und nieder. Man beneidet ſchier ihre Glückſeligkeit, wenn man ſie in einer ſo luſtreichen und ſchönen Gegend ſiehet. Von weitem beobachtet man eine Frau, die auf einem Eſel nach der benachbarten Stadt reitet: zwey Männer folgen ihr hinten nach. Man meynet, dieſe gute Leute trügen, in einer bäueriſchen Einfalt, den Uberfluß der Felder, die ſie gebauet haben, in die Städte. In eben demſelben Winckel, zur lincken Hand, erſcheinet ober dem Gehölz ein zimlich felſigtes Gebürge mit einem Schloß.

Leonard. Die lincke Seite von eurer Schilderey macht mich neugierig, die rechte Seite davon zu ſehen.

Poußin. Es iſt ein kleiner Hügel, der ſich unmercklich bis nach dem Ufer des Flußes herunter läſſet. Auf dieſem Abhang ſiehet man allerhand Bäume und Buſchwerck auf einem ungebauten Erdreich, untereinander ſtehen. Vor dieſem Hügel ſind groſe Bäume gepflantzet, zwiſchen durch ſiehet man die Landſchaft, das Waſſer und den Himmel.

Leonard. Wie habt ihr dann den Himmel gemahlt?

Poußin. Er iſt von einem ſchönen Blau, mit hellen Wolcken vermiſcht, worauf das Licht wie Gold und Silber ſchimmert.

Leonard. Ihr habt ihn alſo ohne Zweifel gemacht, um die Freyheit zu haben, mit dem Licht nach euren Einfällen zu handthieren, und, um ſolches, über eine jede Sache, nach eurem Gutdüncken auszuſtreuen?

Poußin. Ich bekenne ſolches. Aber ihr müſſet gleichfalls geſtehen, daß man daraus abnehmen kan, wie mir eure Regeln, die ihr ſo hoch rühmet, nicht ſo gar unbekant müſſen geweſen ſeyn.

Leonard. Was iſt in der Mitte der Schilderey über dieſem Fluß?

Poußin. Eine Stadt, davon ich bereits Erwehnung gethan habe. Sie iſt in einer Vertiefung, in welcher ſie ſich verlieret. Eine Anhöhe, die mit verſchiedenen Grünigkeiten bedecket iſt, verbirgt davon einen Theil. Man ſiehet allhier Thürne und Mauren mit groſen Gebäuden, wo die Häuſer in einem ſtarcken Schatten untereinander ſtehen: dieſes erhebt einige aufgeklärte Stellen, durch ein gewiſſes Licht, welches von oben komt, und welches ſehr lebhaft und angenehm iſt. Uber dieſer Stadt zeiget ſich, was man allezeit bey ſchönem Wetter über denen Städten ſiehet, nemlich ein Rauch, der ſich darüber erhebet, und der die Gebürge in der Vertiefung läſſet. Dieſe Gebürge haben ein ſeltſames

Anſehen

Anſehen, verändern den Horizont, und vergnügen die Augen.

Leonard. Dieſe Schilderey, wie ihr mir ſolche beſchreibet, ſcheinet nicht ſo gelehrt zu ſeyn, wie diejenige von Phocion.

Poußin. Es iſt darinn weniger Wiſſenſchaft, in Anſehung der Bau-Kunſt; Dieſes iſt wahr. Man findet auch ſonſt darinn keine Käntniß in denen Alterthümern; Allein, im Gegentheil iſt darinn die Wiſſenſchaft, die Affecten auszudrücken, nicht gering zu ſchätzen. Zudem, ſo hat dieſe Landſchaft gewiſſe Annehmlichkeiten und etwas ſo rührendes, daß ihr die andere nicht beykomt.

Leonard. Ihr erkläret euch alſo, wenn es darauf ankäme, für dieſes Stück?

Poußin. Ich gebe demſelben ohne Anſtand den Vorzug. Allein, was iſt davon eure Meynung?

Leonard. Ich kenne nicht genug das Gemählde von Phocion, um eine Vergleichung damit anzuſtellen. Ich ſehe wohl, daß ihr fleißig genug, ſowohl die gute Muſter von dem vergangenen Jahrhundert, als meine Bücher, eingeſehen habt. Allein, ihr rühmet eure Arbeit zu viel.

Poußin. Habt ihr mich dann nicht genöthiget, davon zu ſprechen? Wiſſet aber, daß ich weder in euren Büchern, noch in denen Gemählden voriger Zeiten, meinen Unterricht gefunden habe; Vielmehr habe ich meine Wiſſenſchaft denen alten Bas reliefs zu dancken, welche euch eben ſowohl, wie mich, belehret haben. Wenn

ich dermahleins wieder unter die Lebendigen zurück kommen könte, ſo wolte ich die Eiferſucht wohl abmahlen; dann ihr gebt mir dazu vortrefliche Muſter. Ich, für mein Theil, trachte im geringſten nicht, euch weder von eurer Wiſſenſchaft, noch von eurem Ruhm, etwas zu benehmen; allein, ich würde euch mit mehr Vergnügen weichen, wenn ihr nicht allzu ſehr auf euren Rang hieltet. Komt, laßt uns zu dem Parrhaſius gehen. Ihr möget vor ihm eure Unterſuchung anſtellen; er ſoll, wann es euch beliebt, darüber das Urtheil fällen: denn ich weiche euch Herrn nur mit dieſem Beding, daß ihr denen Alten den Vorzug laſſet. Wann Parrhaſius wird den Spruch gethan haben, werde ich mich bereit halten, wieder nach der Welt zurück zu kehren, um meine Schilderey zu verbeſſern.

Ende des Zweyten Theils.

XX
26.8.83
24.10.83

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fénelon, François de Salignac de La Mothe, 1651-1715

Herrn von Fenelon weiland Erz-Bischofs und Herzogs zu Cambray Gespräche Der Todten Alter und neuer Zeiten mit einigen Fabeln zur Unterweisung eines Prinzen. Aus dem Französischen in das Teutsche übersezt
Bd.: 1.

Franckfurt und Leipzig (1745)

P.o.gall. 816-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10091250-3
VD18 90249070